

J. G. BURG

SCHULD UND SCHICKSAL

J. G. BURG

SCHULD UND SCHICKSAL

EUROPAS JUDEN ZWISCHEN HENKERN UND HEUCHLERN

J. G. BURG   SCHULD UND SCHICKSAL

J. G. BURG

SCHULD UND SCHICKSAL

Europas Juden

zwischen Henkern und Heuchlern



VERLAG K.W. SCHÜTZ KG · PREUSS. OLDENDORF

Das Institut für Zeitgeschichte in München hat die abgebildeten Dokumente zur Verfügung gestellt. Verfasser und Verlag danken für die freundlich gebotene Hilfe.

1. Auflage 1972
6. Auflage 1979

Gesamtherstellung: Kölle-Druck, 4994 Preuß. Oldendorf
ISBN 3-87725-041-6

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT ZUR 4. AUFLAGE

Verunreinige nicht den Brunnen,
aus dem du trinkst.
TALMUD

Dieses Buch wurde geschrieben, und seine Veröffentlichung wurde über alle Schwierigkeiten hinweg durchgesetzt, um der Versöhnung zwischen unseren Völkern und damit dem Frieden zu dienen. Begreiflicherweise erweckte sein Erscheinen dennoch mancherlei Kritik. Doch die meisten Kritiker erkannten zu meiner Genugtuung, worum es mir dabei ging und aus welcher Verpflichtung, ja Gewissensnot heraus das Buch entstanden war. Es erhoben sich aber auch Stimmen, die die Ehrlichkeit meiner Absichten verkannten und mir unlautere Motive zu unterstellen suchten.

Da erscheint in Berlin seit einigen Jahren ein Zentralorgan demokratischer Widerstandskämpfer- und Verfolgtenorganisationen unter dem verheißungsvollen Titel „DIE MAHNUNG im Kampf um Freiheit und Recht". Vom Kampf für die *Wahrheit* ist freilich weder im Titel noch in dem gegen mein Buch gerichteten Aufsatz (Nr. 2/1963) die Rede; im Gegenteil: Man wirft mir vor, ich habe das eigene Nest beschmutzt — während ich doch nur das bereits beschmutzte Nest zu reinigen bemüht war. In der Redaktion der MAHNUNG weiß man nichts von der aller Welt längst bekannten und auch durch Ben Gurion bestätigten Tatsache, daß bis ins Jahr 1942 hinein allen deutschen Juden die Auswanderung freistand, wobei es ihnen überlassen blieb, wohin auch immer sie gehen wollten. Allerdings weigerten sich damals sowohl die Alliierten als auch die neutralen Länder, die unerwünschten Zuwanderer bei sich aufzunehmen, und auch die zionistische Weltorganisation war hieran gewiß nicht ganz unbeteiligt: Sie wollte den Strom der jüdischen Auswanderer nach Palästina und *nur* nach Palästina leiten — ein Plan, der von den Engländern dann wirksam vereitelt wurde. So mußten die Juden in Deutschland bleiben. Daß ich diesen für mein Volk so tragischen Sachverhalt korrekt dargestellt habe, ist für die MAHNUNG „eine Schande". Auch werde ich beschuldigt, ein Handlanger der Neonazis zu sein, was immer man sich darunter vorstellen mag, weil ich in meinem Buch wahrheitsgemäß dargelegt habe, daß der im Jahre 1952 versuchte, mißglückte und dann vertuschte Mordanschlag auf Konrad Adenauer seine Urheber weder

in kommunistischen noch in nazistischen, sondern vielmehr in jüdisch-zionistischen Kreisen hatte, wie das Deutsche Bundeskriminalamt einwandfrei ermitteln konnte. Adenauer ließ freilich dieses Ermittlungsergebnis damals unter amtlichem Schweigen begraben. Näheres darüber findet sich aber in der von Paul Weymar verfaßten, durch Adenauer autorisierten Biographie des Bundeskanzlers.

Des weiteren befaßte sich die in Tel Aviv erscheinende Zeitung JEDIOTH CHADASCHOTH in der Ausgabe vom 13. August 1963 mit meinem Buch. Auch hier greift der Rezensent den Mordanschlag gegen Adenauer auf und scheut sich nicht, zu schreiben:

„Wo, um nur ein Beispiel herauszugreifen, bringt er [Burg] auch nur den geringsten Beweis dafür, daß der isrealische Geheimdienst für das 1952 versuchte (und verheimlichte) Attentat auf Adenauer verantwortlich sei?"

Nun hätte zwar schon ein rudimentärer Anflug von journalistischem Ethos den Rezensenten dazu zwingen sollen, seine rhetorische Frage auf eine Quellenangabe aus meinem Buch zu stützen; das aber konnte er nicht, denn die mir unterstellte Behauptung habe ich nie und nirgends geäußert. Es ist doch durchaus zweierlei, ob man den Ursprung einer Mordplanung, gestützt auf ebenso offensichtliche wie unwiderlegbare Tatsachen, in bestimmten Kreisen sucht (in diesem Fall in jüdisch-zionistischen) oder ob man damit ganz konkret eine bestimmte staatliche Stelle, hier den israelischen Geheimdienst, belastet. Die beiden obenerwähnten kritischen Rezensionen widerlegen sich durch die peinliche Unredlichkeit ihrer Argumentation: Während die Berliner MAHNUNG sich darin gefällt, im Sonntagsstaat ihrer Unwissenheit zu prunken, wobei sie Sachkenntnis durch eine am Leser vollzogene sentimentale Seelenmassage ersetzt, arbeitet das israelische Blatt nach der nicht eben originellen Methode, dem Kontrahenten eine freierfundene Behauptung zu unterstellen, um ihm dann die Beweislast aufzubürden und ihn gleichzeitig zu verunglimpfen.

Der dritte Angriff auf mein Buch, im Grunde aber auf meine Person, ist insofern etwas ernster zu nehmen, als er sich des Habitus einer fragwürdigen Bildung bedient. Auch dieser Fall ist typisch, erfordert indes eine sorgsamere Beleuchtung. Es handelt sich um den Aufsatz „J. G. Burgs schlichte Zeilen" aus der Feder des Publizisten und Rundfunkkommentators Winfried Martini. Er erschien in der Wochenzeitung CHRIST UND WELT in der Ausgabe vom 23. März 1962 und füllt dort eine ganze Seite mit etwa 700 Zeilen. Man könnte meinen, Christ, Welt und Winfried

Martini seien völlig aus dem Häuschen geraten angesichts des kleinen abtrünnigen Juden, gegen den sie mit Eklat und einem großen Aufwand von Druckerschwärze zu Felde ziehen, um ihm moralisch den Garaus zu machen, ehe er womöglich noch — Gott behüte! — mit seinen „schlichten Zeilen", mit seinem Buch, diesem „trojanischen Pferd" vor den bröckligen Mauern der deutschen Politik, bei einer breiteren Öffentlichkeit Anerkennung fände.

Worum geht es im Grunde? Wie schon sein Titel sagt, soll mein Buch die dämonische Verflechtung des Judentums in das Weltgeschehen aufzeigen helfen. Dabei war ich um die größtmögliche Objektivität bemüht, um so das gegenseitige Verständnis bei Juden und Deutschen wie schließlich bei den Europäern überhaupt zu wecken und somit beizutragen, daß dem *Ahasverischen* des jüdischen Daseins unter den Völkern ein Ende bereitet werde. Wie aber läßt sich dies heute erreichen? Doch nur dadurch, daß Europas Juden aus ihrer Zwangslage „zwischen Henkern und Heuchlern" befreit werden, befreit nicht nur äußerlich, sondern vor allem auch geistig und seelisch. Nur *diese* Befreiung kann zur echten Aussöhnung führen, und sie ist denkbar nur auf der Grundlage göttlicher wie menschlicher Gerechtigkeit. Woran erkennen wir jedoch die wahre, die göttliche Gerechtigkeit? Seltsamerweise hat sich die Menschheit in den Jahrtausenden ihrer geschichtlichen Existenz zweierlei Arten von Gerechtigkeit geschaffen: nämlich ein Ideal, die Gerechtigkeit ihrer Tagträume — und die handelnde Gerechtigkeit in der Welt der Tatsachen. Die erträumte Gerechtigkeit ist universell, während die handelnde Gerechtigkeit, namentlich nach blutigen Kriegen, dem Mächtigen alles Recht zuspricht, wogegen sie den Machtlosen zum rechtlosen Verbrecher erniedrigt, ihn enteignet, tötet und der Rache des Siegers ausliefert. Um der Klarheit willen: So reden wir also von den „Kriegsverbrecher-Prozessen" von Nürnberg, wo eine willkürliche Siegerjustiz den ehrwürdigen abendländischen Rechtsgrundsatz „nulla poena sine lege" mit Füßen trat, weil er der Stillung des Rachedurstes im Wege stand; auch wurde in monatelanger Kleinarbeit bei den Verhandlungen nach außen hin der Anschein gewissenhafter Abwägung peinlich aufrechterhalten, während doch die Urteile schon von vornherein beschlossene Sache waren und hierüber bei Anklägern und Richtern von Anfang an Einmütigkeit herrschte.

Es versteht sich, daß aus Haß und Heuchelei kein echter Ausgleich, kein Friede, keine Versöhnung kommen kann, jene echte Versöhnung, die

Deutschland und mit ihm ganz Europa braucht, wenn es bestehen will. Solange die brutale Willkür der Sieger von gestern die Alleinschuld an Krieg, Judenmord und anderem dem Dritten Reich zuschiebt und jeden Versuch einer Revision unterdrückt, weil, um mit Christian Morgenstern zu reden, *nicht sein kann, was nicht sein darf*, solange also weiterhin Unrechtsmethoden geltend bleiben, ist eine Bereinigung der moralischen Atmosphäre in den betroffenen Gebieten der weißen Menschheit — und welche ihrer Gebiete wären nicht betroffen? — ebensowenig zu erhoffen wie etwa die Reinigung der Luft, des Wassers und des Bodens von den Giftstoffen der Industrie, solange man diese ungehindert gewähren läßt.

Wer indessen nicht imstande ist, sein Racheverlangen zu begraben — was auch immer ihm widerfahren sein mag —, wer vielmehr aus unstillbarem Haß den Geist der Rache noch in kommende Generationen hineintragen will, der darf sich nicht beklagen, wenn man ihm alttestamentarische Unversöhnlichkeit ankreidet und wenn die von diesem Haß Betroffenen zwangsläufig zu Antisemiten werden — wozu es dann nicht einmal eines Hitler oder Rosenberg bedürfte. Einsichtige Menschen in der ganzen westlichen Welt, vor allem politisch unabhängige Wissenschaftler in den Staaten der Sieger des zweiten Weltkrieges — namentlich in den USA, aber ebenso in England und Frankreich —, haben die tödliche Gefährlichkeit eines solchen Teufelskreises der Rache auch längst erkannt und in dieser Erkenntnis im Sinne der Wiederherstellung eines moralischen Ausgleiches seit bald zwanzig Jahren hartnäckig und zäh das mühsame Werk der zeitgeschichtlichen Revision auf sich genommen.

Warum aber dürfen diese Forscher mit ihren Erkenntnissen und Forderungen um keinen Preis durchdringen? Wie läßt sich eine Verhaltensweise erklären, die — auch in Deutschland und als ein deutsches Phänomen — darauf abzielt, die Deutschen weiterhin im Jauchepfuhl übelster Selbstbezichtigungen zu halten? Woher die wütend verbissene Abwehr jeder auch noch so geringfügigen Aufhellung des Gewesenen? Es gibt dafür nur eine Erklärung: die Selbstsucht, der schäbige Egoismus von Opportunisten, die auf Grund ihrer persönlichen „unbewältigten Vergangenheit" erpreßbar sind und deren Pöstchen und Positionen im einmal entschleusten Zeitstrom schwer gefährdet wären. Wenn daher ein ausländischer Forscher den Beweis führt, daß Adolf Hitler nicht alleinschuldig am zweiten Weltkrieg war, so muß er als Geschichtsfälscher verächtlich gemacht werden; denn falls seine Ansicht sich durchsetzte, käme morgen

vielleicht ein anderer, der bewiese, daß Hitler den Krieg überhaupt nicht verschuldet hätte. Wenn ein J. G. Burg erklärt, das Ausland sei mitschuldig an der Vernichtung so vieler deutscher Juden, dann muß er als Lügner gebrandmarkt werden; denn falls er unwidersprochen bliebe, könnte morgen ein anderer behaupten, den deutschen Juden sei überhaupt nicht Gewalt angetan worden, und der Staat Israel solle die zu Unrecht kassierten deutschen Entschädigungsmilliarden zurückzahlen. — Natürlich sind derartige Sorgen der heutigen Platzhalter völlig müßig; aber sie spiegeln doch deutlich das schlechte Gewissen derjenigen Kreise, die durch die Sanktionierung der Lüge von Deutschlands Alleinschuld zu ihren heutigen Stellungen und Machtpositionen gelangt sind und die deshalb, man mag es drehen wie man will, auf diese Lüge eingeschworen sind. Tausende von Sesseln, Stühlen und Pöstchen kämen ins Wackeln, wenn das Dritte Reich auch nur in einem Teilaspekt rehabilitiert würde! Darum sind sich alle Nutznießer des Zusammenbruchs von 1945, auch wenn sie sonst einander gelegentlich spinnefeind sind, in einem durchaus einig: Die Positionen müssen gehalten werden, koste es, was es wolle. Nur daher das Kampfgeschrei: Principiis obsta! — Denn wollte man den Anfängen *nicht* wehren, das Ende wäre nicht abzusehen (für dich und für mich, wertgeschätzter Herr Kollege!). So kommt es zu dem großen Tabu unserer Zeit: Alles am und im Dritten Reich war verbrecherisch; an Hitlers Gegnern war alles vorbildlich oder doch gerechtfertigt, da sich alles ja nur gegen jenen einen Verbrecher richtete. Wehe dem, der an diese Glaubenssätze zu rühren wagt!

Damit komme ich auf meinen Kritiker Winfried Martini zurück. Mein Buch muß ihm einen Schock versetzt haben, denn von jüdischer Seite war bisher noch keine um Objektivität bemühte Überprüfung der Hitlerzeit erfolgt — jedenfalls nicht in Buchform —, die somit gegen jenes obige Tabu verstoßen mußte. Martini spricht einleitend von den „Erwägungen, die den Damm-Verlag auf den Gedanken brachten, einen jüdischen Autor mit der Stellvertretung der Deutschen zu beauftragen“. Hierin irrt er. Ich möchte demgegenüber hier feststellen, daß ich bei der Abfassung des Buches keinen anderen Auftraggeber gehabt habe als einzig nur mein Gewissen; nach Friedrich Theodor Vischer aber „versteht sich das Moralische immer von selbst“. Offenbar kann sich Martini nicht vorstellen, daß ein Autor sich allein aus innerem Antrieb und ganz freiwillig mit dem obengenannten Tabu auseinandersetzen könnte. Vielleicht erscheint ihm dies auch als Form eines publizistischen Harakiri. Doch werden Bücher dieser

Art überhaupt nicht in geschäftlichem Auftrag geschrieben, denn hier böten sich gewiß andere und verlockendere Möglichkeiten.

Das sollte auch Winfried Martini wissen. Er ist ja nicht dumm; im Gegenteil: er ist vielleicht etwas zu klug für die Lösung von Aufgaben, vor denen das Hirn versagt, weil das Herz für sie kompetent ist. Ebendies muß ihn dann dazu bewogen haben, einer Auseinandersetzung um Grundsatzfragen der politischen Moral vor dem Hintergrund des düsteren Juden-Tabus, wie es oben gekennzeichnet wurde, nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Es standen da auch zu viele Fettnäpfchen herum, in die er bei einer im Grundsätzlichen geführten Auseinandersetzung hätte treten können, ja müssen: zionistische, solche des Weltjudentums, ferner amerikanische, Bonner, christ- und – weltliche, demokratische – ein gefährlicher Fechtboden für Herrn Martini. So täte man wohl gut daran, den sachlichen Gehalt meines Buches überhaupt nicht zu berühren.

Was aber dann? Die Kritik, das war klar, *durfte* gar nichts anderes als ein Verriß sein, und wenn Winfried Martini sich an das eigentliche, gewichtige Thema nicht heranwagt, so mußte eben der Verfasser herhalten. Die Kunst der Afterkritik hat ja schon Ludwig Börne meisterhaft gehandhabt. So heißt es denn in der redaktionellen Vorbemerkung von CHRIST UND WELT bezeichnenderweise:

„Die einzige Frage, die der Kritiker einem derart anspruchsvollen Werk gegenüber empfinden [sic!] kann, lautet: Welche Voraussetzungen bringt der Autor mit, der sich dieser bedeutenden Aufgabe unterzieht? Einer der profundesten Kenner auf diesem schwierigen Gebiet unterzieht Burg und seinen ... Versuch einer Revision der jüngsten Geschichte hier einer genauen Analyse."

An die Stelle einer sachlichen Auseinandersetzung soll also, dies wird ganz offen ausgesprochen, die Analyse des Verfassers, nicht seiner Aussage treten. Und so nimmt denn auch Winfried Martini statt des großen, weltbewegenden Themas „Schuld und Schicksal", das kritisch zu beleuchten wäre, in der Tat Stil und Grammatik meines Buches unter die schulmeisterliche Lupe, und ein wahrer Gewitterguß von roter Korrekturtinte prasselt auf die Seiten meines armseligen Schüleraufsatzes nieder. Philologische Streitsucht und Besserwisserei toben sich in einer Art aus, die mit dem Wesen einer „genauen Analyse" nicht das mindeste zu schaffen hat. Was besagt es denn für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Thesen meines Buches, für seinen sachlichen Gehalt, ob für „Punkte" nun besser

„nekidoth" oder „n'kudoth" zu schreiben wäre, ob es „Maflegeth Poalei" oder „Miflegeth Poalei" heißt? So versucht Martini, mich in kritischen Rubriken literarisch zu erledigen; da heißt es dann beispielsweise: „sachlich unglaubwürdig", „Kenntnis der Grammatik: mangelhaft", „Schreibweise: ungenau", „Exegese: gewagt und putzig", „historische Vorstellungen: verworren", „kuriose Thesen" usw. Am Schluß des Aufsatzes suchte ich unwillkürlich nach der Gesamtzensur „fünf, völlig ungenügend!" Zu rund neun Zehnteln besteht der lange Aufsatz aus Korrekturen dieser Art, wobei auf das eigentliche Buchthema so gut wie nicht eingegangen wird. Die Schuldfrage übergeht Winfried Martini völlig mit Schweigen (wie könnte, wie *dürfte* er sie auch aufwerfen), und zum Thema Schicksal fallen ihm nur einige Verlegenheitsphrasen ein.

Man kann ein unwillkommenes, aber hochaktuelles Buch grundsätzlich entweder ganz totschweigen oder, wenn dies nicht mehr möglich ist, wenigstens versuchen, es inhaltlich totzuschweigen, indem man es durch eine Pseudokritik zu disqualifizieren trachtet. Hierzu bietet sich das kritische Instrumentarium einer ebenso scheingelehrten wie öden Schulmeisterei an, wenn auf diesem Wege nur erreicht wird, die unliebsamen Tatsachen und Ausführungen aus dem öffentlichen Bewußtsein zu verdrängen und auf das Abstellgleis zu rangieren. Diese zweite Methode ist hier in klassischer Weise vorexerziert worden. Sie hat außerdem den Vorteil, daß sie ihren Partisanen die stolzgeschwellte Attitüde erlaubt: Schaut her, wie wissenschaftlich-gründlich hier dieses Machwerk zerfetzt wird! Es gibt noch sachliche Kritik in unserer Bundesrepublik! — Ob man bei CHRIST UND WELT wirklich der Auffassung ist, man könne dem Leser durch die Vorführung derartiger feuilletonistischer Riesenschlangen eine Gänsehaut über den Rücken jagen, was ihn davor bewahren würde, selber dieses Buch zur Hand zu nehmen, um sich ein eigenes Urteil zu bilden?

Auch Winfried Martini selber scheint seiner Sache nicht ganz sicher zu sein, denn er hat noch vor dem Angriff auf meine „schlichten Zeilen" einen Brief von annähernd sieben Schreibmaschinenseiten an meinen Verleger gerichtet, den er gegen mich aufzubringen versuchte. Martini behauptet in diesem Schreiben, „nicht engagiert" zu sein. An anderer Stelle des Briefes jedoch erklärt er: „Veröffentlichungen wie die Ihre fallen mir ... immer wieder in den Rücken." Wie ist dieser Satz zu verstehen? *Wen* will Martini denn decken? Wenn er die Deutschen vor ungerechtfertigten Angriffen in Schutz nehmen will, so hätte er gut daran getan, sich für mein Buch zu

verwenden statt es anzugreifen; denn ebendies ist eines der Anliegen meines Buches. Oder fühlt er sich etwa als ein Prätorianer des Status quo, den die unbelehrbaren Gewalthaber von 1945 geschaffen haben, der von Nürnberg über die Gegenwart in die Zukunft gerettet werden soll?

Noch ein persönliches Wort: Martinis Kritik enthält den Satz: „Man darf am Verstand des Autors zweifeln." Mir liegen Retourkutschen nicht. So verzeihe ich Herrn Martini diese Entgleisung. Ich darf mir aber erlauben, dem deutschen Leser dieses Buches einen kurzen Abschnitt aus Martinis Kritik wörtlich zu zitieren:

„Will Burg seine ‚Objektivität' beweisen und unsere Gunst erringen, wenn er gegen den Schwarzen Markt der ersten Jahre nach 1945 und gegen die Juden, die ihn belebt haben, wettert? Aber uns Deutschen bot der Schwarze Markt damals die *einzige* Möglichkeit, gesund zu bleiben und zu überleben; er allein funktionierte, weil er auf den Prinzipien der freien Wirtschaft beruhte, ... die Schwarzhändler also die Wirtschaftspolitik Erhards vorweggenommen haben. Jeder Vernünftige wird ihrer dankbar gedenken."

Man muß das zweimal lesen. Man greift sich an den Kopf, doch da steht es wirklich: Die Schwarzhändler haben die Wirtschaftspolitik Erhards vorweggenommen. Das dankbare Andenken der Deutschen ist ihnen gewiß. Ein Kommentar hierzu erübrigt sich wohl.

Und noch eine Schlußbemerkung: Wohl nur wenige Leser von CHRIST UND WELT dürften im März 1962 ein Verlangen verspürt haben, sich noch tiefer in die philologische Materie zu versenken, die Winfried Martini mit seinen Sprachbelehrungen angeschnitten hatte. Vieles ist hier tatsächlich umstritten, und ein so weitgehendes Interesse darf beim deutschen Leser eigentlich kaum vorausgesetzt werden. Sollten sich aber Interessenten für die aufgeworfenen Fragen finden, so bin ich selbstverständlich gern bereit, Rede und Antwort zu stehen und auf jedes Detail einzugehen. Alle diese Begriffsklopfereien laufen ja schließlich nur auf eine hochtrabende Rechthaberei des „profunden Kenners" Winfried Martini hinaus. Wie aber wäre es um Herrn Martini bestellt, wenn er nicht recht haben könnte?

München, im Oktober 1965 J. G. Burg

Im Buch der Sprüche Salomons lesen wir: „Wer Wahrheit ausspricht, tut Gerechtigkeit kund!" Um dieser talmudischen Weisheit zu dienen, wurde dieses Buch geschrieben.

FLUCHT VOR DEN DEUTSCHEN

Kriegsanfang in Lemberg

Entsetzt fuhr ich aus tiefem Schlaf empor. Meine Ohren schmerzten. Im Nebenzimmer hörte ich die kleine Rachel laut weinen. Wieder dröhnte es ganz in der Nähe, und als ich den bedrohlichen Lärm der Motoren hörte, wußte ich es: Lemberg wurde bombardiert.

Ich tastete nach dem Lichtschalter, doch im nächsten Augenblick ließ ich es sein. Das durfte man doch nicht, wenn man nicht das ganze Haus gefährden wollte!

Verwirrt richtete ich mich auf. Im selben Moment krümmte ich mich zusammen und warf mich neben dem Bett nieder. Das Heulen der Bomben ging durch Mark und Bein. Wieder hatte es in der Nähe eingeschlagen, obgleich wir uns doch weit entfernt vom Stadtzentrum befanden.

Hastig kleidete ich mich, so gut es ging, an. Das Kind nebenan weinte noch immer, und die Eltern wußten ihm keinen Trost. Die Deutschen waren da!

Es war die Nacht zum 1. September 1939. Sie war nicht so ruhig gewesen wie die vorhergegangenen Nächte. Zwar hatte niemand so recht an den Krieg geglaubt, aber viele hatten dennoch im Unterbewußtsein davor gezittert.

Nun waren alle Lichter in der Stadt erloschen, und der Boden wankte. Ich ging eilig hinunter ins Erdgeschoß. Ich hatte keine Ahnung warum, doch ich fühlte mich unten sicherer. Aus allen Wohnungen strömten die Menschen, Männer und Frauen zum Teil in Nachthemden, und wenn es nicht so traurig gewesen wäre, hätte man eigentlich lachen müssen.

Irgendwo draußen in der Nacht lohte Feuerschein empor und sandte sein Licht bis in unser Gäßchen in der Nähe des alten Krakauer Marktes. Die Menschen um mich herum redeten wirr durcheinander. Die einen fluchten, die anderen beteten. Nur der alte David, der ganz im Gegensatz zu seinem Namen von fast

hünenhafter Größe war, und ich blickten uns an und schwiegen. Denn wir waren Juden.

„Was wird werden?“ flüsterte ich. „Was wird geschehen?“

Der Alte, der bereits in der Zarenzeit manche Pogrome hatte mitmachen müssen, ehe er im damals österreichischen Lemberg Zuflucht fand, entgegnete ebenso leise: „Der ewig lebt, wird uns beschützen.“

Ich war betroffen. David war kein orthodoxer Jude, im Gegenteil, er galt als Freigeist. Aber jetzt in der Stunde der Gefahr hatte er zurückgefunden zum Glauben und Vertrauen seiner Väter.

„Diese verdammten Deutschen!“ schrie der Magistratsbeamte, der im zweiten Stock wohnte. „Mit denen wird unsere Armee bald fertig werden.“

Die anderen schwiegen.

„Die Engländer und die Franzosen“, nahm schließlich die Witwe eines Polizeikommissars, die in einem kleinen Nebenhaus wohnte und zu uns geflüchtet war, das Wort, „die werden es den Deutschen schon geben. Sie werden am Rhein angreifen und uns retten.“

„Ob die sich wirklich um uns kümmern?“ fragte eine jüngere Frau bange.

Der Magistratsbeamte fuhr sie böse an. „Soll sie der Teufel holen, wir besitzen die Garantie. Das mächtige England und das große Frankreich haben uns Schutz und Hilfe versprochen.“

Ich wandte mich David zu, denn auch ich war völlig außer Fassung. Doch der Alte hatte sich von uns abgewandt und hörte gar nicht mehr her.

Unterdessen marschierten und rollten zweiundfünfzig deutsche Divisionen, Infanteristen, alle Panzerdivisionen, alle leichten und motorisierten Divisionen, welche die deutsche Armee zu diesem Zeitpunkt hatte, und eine Kavallerie-Brigade unter Generaloberst von Rundstedt, der die Heeresgruppe Süd führte, und unter Generaloberst von Bock, der die Heeresgruppe Nord befehligte, in Polen ein. Der Bombenangriff auf Lemberg hatte weder strategische noch taktische Bedeutung. Es gab auch nicht allzu viele Verluste.

Offensichtlich hatte die deutsche Luftwaffe nur ein Interesse: im polnischen Hinterland Furcht und Schrecken zu verbreiten und Panik zu erregen. Und das war ihr auch gelungen.

Als der Morgen graute, eilte ich zu einem meiner guten Bekannten, dem Bankbeamten Fergenthal, mit dem ich schon von Bukarest her befreundet war und dem ich es eigentlich verdankte, daß ich hier in Lemberg als Angestellter eines Industrieunternehmens in der Tribunalsgasse Beschäftigung gefunden hatte, während meine Frau und unser Söhnchen noch in Czernowitz lebten. Sie sollten erst später nachkommen, wenn ich meine Existenz richtig aufgebaut hatte.

Fergenthal war ein intelligenter, weitsichtiger junger Mann. Er hatte sowenig wie das ganze polnische Volk daran gedacht, daß der deutsch-polnische Krieg vor der Tür stehen könnte. Ja, die Oberen hatten irgendwelche Differenzen, und die Zeitungen schrieben aufgeregte Artikel. Allein, das gehörte doch zu ihrem Geschäft. Niemand hatte im Ernst an den Ausbruch eines Krieges geglaubt. Fergenthal war nicht zu Hause. Ich habe ihn nie mehr im Leben getroffen. Er verschwand still, aber unauffindbar, wie so viele, viel zu viele.

So irrte ich durch die Straßen und hatte den Eindruck, daß alle Behörden alles taten, um die Bevölkerung zu beruhigen. Der Schock des nächtlichen Bombenangriffes schien bald überwunden. Wildfremde Menschen redeten einander auf der Straße an.

„Das war auch schon etwas“, höhnte ein Pole, der offenbar nicht daran dachte, zur Arbeit zu gehen, „wenn das die ganze Wirkung eines Luftangriffes ist, dann irren sich die Deutschen, wenn sie glauben, daß sie uns kleinkriegen.“

An der Haustür unseres Wohnhauses traf ich den Magistratsbeamten. „Alle Männer zu den Kasernen!“ sagte er scharf. „Das Vaterland ist in Gefahr, und jeder hat seine Pflicht zu tun.“

In diesem Augenblick erinnerte er sich wohl daran, daß ich Jude bin. Er spuckte aus und blickte mich verächtlich an. „Wir werden sie wieder hinausjagen“, sagte er zuversichtlich und eilte davon.

„Sie werden hinausjagen, diese Schlamassel", sagte hinter mir eine Stimme ironisch. „Sie werden gar nichts hinausjagen. Sie werden eins auf ihr großes Maul kriegen, die polnischen Kavaliere, und zwar nicht zu knapp, darauf kannst du dich verlassen. Wer will schon die Deutschen aufhalten?" Der alte David war nicht wiederzuerkennen. „Chaim!" schrie er, und von der gegenüberliegenden Straßenseite kam der Pferdehändler Feinberg herüber.

„Nu, ihr Hübschen", lachte er. Chaim Feinberg lachte immer. Es gehörte zu seinem Beruf. „Heute früh hat uns der Herr Hitler aber etwas unsanft aufgeweckt."

Der alte Dr. Katz, erst seit kurzem zugezogen, aber von uns allen wegen seiner Hilfsbereitschaft hoch verehrt, gesellte sich zu uns.

„Was sollen wir nur tun?" fragte er nervös.

„Was können wir tun?" entgegnete David resigniert. „Die Polen hassen uns, und die meiste Angst habe ich nicht vor den Deutschen, sondern vor den Ukrainern. Paßt auf, wenn es losgeht, wenn sie kommen, dann sind wir dran. Dann zahlen wir die Zeche von der Rechnung, die den Herren Politikern nicht aufgegangen ist."

„Wir können nicht warten", stieß ich hervor, „bis sie da sind."

„Wohin willst du?" Davids Augen flackerten. „Es gibt doch nur einen einzigen Fluchtweg: nach Rumänien. Aber zu diesen Oberantisemiten? Da kommen wir vom Regen in die Traufe."

„Man sollte es wagen", stammelte ich, „und so schlimm ist das nicht. Ich stamme ja schließlich aus Czernowitz. Dort ist Friede, und hier ist Krieg. Das allein muß entscheiden."

Der rundliche Chaim Feinberg lachte über das ganze Gesicht. „Ihr seid alle meschugge. Ich kenne die Deutschen von 1914, mit denen werden wir die besten Geschäfte unseres Lebens machen. Die handeln nicht so wie diese Habenichtse hier. Das sind ganz andere Gojim. Ich denke gar nicht daran, fortzugehen. Ich habe alle meine Leute auf die Dörfer geschickt. Jetzt gehe ich auf die Bank und hebe den letzten Zloty ab. Ich kaufe Pferde, Pferde, nichts wie Pferde."

„Und?" fragte der alte Arzt verblüfft. „Wollen Sie eine Armee aufstellen?"

Der Pferdehändler grinste. „Ich nicht, aber die Deutschen. Und dazu brauchen sie sicher Pferde. Darauf könnt ihr euch verlassen." Er drehte sich um und ging eilig weiter, zur Bank.

„Das wird eine treifene Mezieh!" sagte Dr. Katz kopfschüttelnd, ein schlechtes Geschäft, meinte er damit.

„Ich riskiere es nicht", entschied ich. „Im Krieg, da ist immer der Teufel los. Und immer zahlen wir Juden, wenn die anderen nicht ein und aus wissen, das ist richtig."

„Ich bin zu alt", erwiderte David, „und zu müde. Der, der ewig lebt, ist auch der Gerechte. Wenn er mich hier nicht beschützt, wird er mich auch woanders fallen lassen. Und vielleicht", fügte er hinzu, „bin ich auch zu neugierig. Lange habe ich ja nicht mehr zu leben. Vielleicht kommt der Herr Hitler hierher. Ich möchte zu gerne diesen Herrn Hitler selber sehen."

„Da kann ich mich zurückhalten", lachte Dr. Katz. „Ich glaube, Sie haben recht", wandte er sich an mich. „Wir müssen packen, das Risiko ist zu groß. Auf die Hilfe der Franzosen und Engländer verlasse ich mich nicht. Stalin hat mit Hitler den Pakt geschlossen. Die Russen kenne ich. Wenn Polen abgeschlachtet worden ist, holen die sich ihren Teil. Überhaupt, wenn's ohne Gefahr geht."

Wortlos drehte er sich um und ging eilig weiter. Wir beide, der Alte und ich, hatten uns nichts mehr zu sagen. Alles war entschieden.

Meine Quartiersfrau wartete schon ungeduldig. „Der Bahnverkehr zwischen Lemberg und der rumänischen Grenze ist zum Teil unterbrochen", berichtete sie aufgeregt. „Ich wollte zu Sarah, jedoch die ganze Familie ist schon weg."

Sarah war ihre Freundin. Deren Mann war ein reicher Kaufmann, ich aber nur ein Arbeiter. „Der hat's leicht", murrte ich, „der fährt mit dem Auto davon."

„Wir haben dafür nicht viel fortzutragen", entgegnete die Frau ruhig. „Verlieren wir keine Zeit!"

In fieberhafter Eile begannen wir zu packen.

Unterdessen waren an den Grenzen die Kämpfe in vollem Ausmaße entbrannt. Die polnische Armee war nicht schwach. Vierzig

Infanteriedivisionen, elf Kavallerie-Brigaden und zwei motorisierte Brigaden warfen sich den Deutschen entgegen. Die Regierung des polnischen Marschalls Rydz-Smigly und sein Außenminister Beck vertrauten zu dieser Stunde noch auf die Hilfe Englands und Frankreichs. Wir hingegen suchten unsere Rettung in der Flucht.

Längst hatten sich die Hauptausfahrtstraßen Lembergs mit einer unübersehbaren Menschenmenge gefüllt. Von den Dörfern strömten Flüchtlinge in die Stadt und suchten, wie in alten Zeiten, Schutz hinter den Mauern. Ihnen entgegen aber floh bereits ein Teil der jüdischen Bevölkerung. Während Gruppen galizischer Juden all ihre bewegliche Habe so schnell und so günstig wie nur möglich zu verkaufen suchten, um dafür Wertgegenstände einzuhandeln, die man auf der Flucht mitnehmen konnte, kauften andere das Eigentum der Flüchtenden zu günstigen Preisen auf.

Wir hatten nicht viel zu verkaufen. So zog auch ich mit meinen Quartiersleuten und der kleinen Rachel in der Masse mit. Mit Fahrrädern, mit Pferdefuhrwerken, mit Automobilen und selbst mit Handwagen strebten die flüchtenden Juden in Richtung Bukowina. Zu allem Unglück herrschte schlechtes Wetter, es war kalt, und vielfach regnete es. Trotzdem schwoll die Masse, die bereits unabsehbar war, immer mehr an. Längst waren es Zehntausende, die vor den Deutschen flohen.

Wir hatten zu viele Berichte gehört und gelesen. Zum Teil widersprachen sie sich, immer aber erschreckten sie uns. Wir wollten weder in ein Konzentrationslager kommen noch sterben. Wir wollten leben.

Darum verließen wir Lemberg, die Stadt, die so oft als Vorbild für Czernowitz bezeichnet wurde. Die Juden mit ihren einhundertsechzigtausend Seelen stellten in Lemberg fünfundfünfzig Prozent der Gesamteinwohnerzahl. Lemberg hatte über vierhundert jüdische öffentliche Bethäuser. Die privaten konnten gar nicht gezählt werden. Jeder Rabbiner hatte bei sich zu Hause eines errichtet. Die überaus rührige jüdische Kultusgemeinde blickte auf eine sechshundertjährige Geschichte zurück. Hier in Lemberg beteten schon Juden

gemeinsam zu Jehova, als die Gegend, in der später Czernowitz entstand, noch undurchdringlicher Urwald war.

Allein, was galt das alles? Die Deutschen kamen, rückten unaufhaltsam näher.

Unterwegs

In den Kolonnen und Gruppen entstanden wilde Gerüchte. Bald hieß es, die Polen hätten die deutschen Angriffsspitzen zurückgeschlagen, ja sogar über die Grenzen zurückgejagt, bald behauptete einer, daß die deutschen Panzer schon knapp vor Warschau stünden.

Eines war auf alle Fälle richtig: Die Russen machten mit den Deutschen gemeinsame Sache und waren ebenfalls in Polen eingerückt. Jeder, der Bekannte in der Gegend der polnisch-russischen Grenze hatte, zitterte um seine Freunde.

Kurz vor Kolomea traf ich zu meiner Freude Dr. Katz, der aus Lemberg nichts mitgenommen hatte als seine Ärztetasche und einen Rucksack voll Arzneien. „Ich habe es aus sicherer Quelle", keuchte er, denn den alten Mann strengte der Marsch erheblich an, „es ist ein Befehl an die Juden ergangen, daß sie sich vor der Roten Armee eher in den Teil Polens retten sollen, in den die Deutschen eingedrungen sind."

„Wer sagt das?" forschte ich erstaunt.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Die Weisung geht schon von der richtigen Stelle aus", beharrte er.

Ich stutzte, denn es war mir bekannt, daß Dr. Katz ein eifriger Zionist war. Ich wußte damals nicht, was ich davon halten sollte. „Wo haben Sie geschlafen die Nächte?"

Der alte Mann machte eine wegwerfende Handbewegung. „Am Straßenrand, in Heuschobern, einmal haben mich sogar Bauern aufgenommen."

Ich nickte. Mir war es nicht anders ergangen. Mir wäre das gleich gewesen, aber ich hatte die fremde Frau und das Kind bei mir. Der Mann war bei einer Rast verschwunden. Er hatte etwas Wasser

holen wollen und war nicht wieder aufgetaucht. Er war ein ordentlicher Mann. Niemand wußte, wo er geblieben sein konnte. Erst über zwei Jahre später fand sich das Ehepaar wieder; ausgerechnet im Arbeitslager von Bershad. Rachel starb kurz danach. Sie ist verhungert. Rachel war bei der Flucht zehn Jahre alt. Sie klagte nicht und sie fragte nicht, doch ihre Blicke waren ein einziges Entsetzen.

Durch die Masse vor uns ging ein freudiger Ruf. „Kolomea!" In der Ferne tauchte wirklich die Turmspitze der berühmten kleinen Kirche auf, die nicht weit vom Marktplatz liegt und deren Kreuz eine hebräische Aufschrift trägt, welche Jehova bedeutet.

Vor vielen, vielen Jahren, als die Katholiken ihre Kirche erbauten und das Gotteshaus eingeweiht werden sollte, stellten die Baumeister und die Gemeinde voll Schrecken fest, daß die Kirche täglich ein Stückchen tiefer in die Erde sank. Weder der Pfarrer von Kolomea noch der Bischof wußten Rat. Endlich schlug einer vor, sich an den Rabbi Chaim Czernowitzer zu wenden, der als Führer des Chassidismus den Namen „Der Mann mit dem guten Ruf" erworben hatte.

„Ich kann dir auch nicht helfen, Bischof", soll Rabbi Chaim geantwortet haben, „hier kann nur der Allmächtige wirksam werden. Stell auf die Kreuzspitze den Namen Jehova, und wenn der so in aller Öffentlichkeit gepriesen wird, wird die Kirche aufhören zu sinken."

Um das Gotteshaus zu retten, versuchten es die Katholiken von Kolomea, und tatsächlich, die Kirche blieb stehen. Sie ist das einzige katholische Gotteshaus, das den Namen Jehova trägt.

Dr. Katz nickte wehmütig. Auch er kannte die Sage. Ob die Christen von Kolomea wohl jetzt, wenn die Deutschen kämen, den Namen Jehovas belassen würden?

Im Städtchen wurde gerade das jüdische Neujahr gefeiert, der zweitgrößte Feiertag der Juden. Kolomea, das 37 000 Einwohner zählte, davon 24 500 Juden, war von flüchtenden Menschen so überfüllt, daß man sich in den alten, engen Gassen kaum zu bewegen

vermochte. In der Menge konnte man den hebräischen Dichter U. Z. Grünberg sehen sowie den bekannten polnischen Dichter jüdischer Abstammung Juliar Tuwim.

Plötzlich kam eine heimliche Parole auf, welche die Flüchtlinge zur Umkehr bewegen sollte. Immer wieder hieß es, vor allem von seiten der Zionisten, daß man den Kopf nicht verlieren dürfe und daß schließlich alles nicht so wild werden würde. Vieles sei doch nur Propaganda. Tatsächlich kehrten, auch durch die Unbilden der Witterung und der Flucht beeindruckt, große Teile der Flüchtlinge um und wanderten nach Lemberg zurück, unter ihnen der zwanzigjährige Mordechai Anilewitsch, der Jahre später im Aufstand des Warschauer Gettos als einer der Führer der kämpfenden Juden fiel.

Andere wieder, die Mehrheit der Flüchtenden, zogen weiter. Darunter auch ich. Wir hatten kein Vertrauen zu den Parolen und kein Vertrauen zu den Deutschen.

So ging es weiter, immer weiter. Und wie wir vor den Deutschen zu den Rumänen flohen, so waren im Osten Polens etwa 200 000 Juden aufgebrochen und flüchteten, gemäß den zionistischen Parolen, vor den Russen zu den Deutschen. Wir aber verließen Galizien, dessen jüdische Bevölkerung von 600 000 Seelen damals den vierzehnten Teil der Gesamtbevölkerung ausmachte.

Bei dem Dörfchen Sniatin-Grigore Gica Voda erreichten wir endlich die rumänische Grenze. Die rumänischen Grenzer versahen ihren Dienst in diesen Tagen nur symbolisch. Sie machten keinerlei Schwierigkeiten, und so konnten wir in Massen die Grenze ohne weiteres überschreiten. Nun gab es wieder Züge und normale Verkehrsmittel, und mit riesiger Erleichterung bestiegen wir die rumänische Eisenbahn. Wenige Stunden später langten wir in Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, an. Es war meine Heimatstadt. Hier lebte meine Familie.

Mit wie vielen Hoffnungen war ich von hier ausgezogen, mit wie vielen Plänen! Nun kehrte ich zurück, gehetzt, verzweifelt und nahezu ohne Habe. Indessen — ich war am Leben geblieben.

Viele andere hatten dieses Glück nicht.

David hatte sich in Sorge um seine Tochter und um seine Enkelkinder, die nahe der russischen Grenze in einem Dorfe lebten, doch aufgemacht. Er war von Ukrainern kurzerhand erschlagen worden, als er sich weigerte, seine Uhr herzugeben. Auch die Spekulationen des Pferdehändlers Chaim Feinberg gingen nicht auf. Die Deutschen kamen gar nicht nach Lemberg, wohl aber die Russen. Die nahmen die Pferde weg, und Feinberg verging das Lachen. Er konnte froh sein, mit dem Leben davonzukommen. Das verlor er erst später, als nach dem deutschen Einmarsch in Lemberg am 30. Juni 1941 die Ukrainer ihren Pogrom begannen. Unter den Toten befand sich auch der Pferdehändler. Doch das erfuhren wir erst viel später. Erst wurden wir einmal von meiner Familie mit offenen Armen aufgenommen. Meine Frau hatte sich mit unserem kleinen Sohn schon fast zu Tode geängstigt.

Überhaupt die ganze Bevölkerung von Czernowitz, nicht nur die Begüterten, sondern auch die Armen, tat, was in ihren Kräften stand, um das Los der Flüchtlinge, deren Zahl von Tag zu Tag anwuchs, zu erleichtern.

Die Flut der Flüchtlinge stieg so unerhört, daß ganz Czernowitz buchstäblich von Polen überschwemmt wurde. Längst schon hatten nicht nur Juden das Land verlassen, sondern in immer stärker werdendem Maße auch Polen, vor allem Angehörige der besitzenden Klasse. Sie hatten selbst in der Katastrophe ihren Hochmut und ihren Stolz nicht abgelegt. Und auch nicht ihren Haß gegen uns Juden.

Oftmals mußten gutmütige Czernowitzer Juden, welche die Flüchtlinge, besonders jene mit Familien und Kindern, ins Haus baten, erleben, daß die Polen hochfahrend fragten, ob die Helfer Juden seien. Meist wandten sie sich, wenn dies bejaht wurde, schweigend ab und zogen das naßkalte Straßenpflaster einem schützenden Dach vor, nur, um keinem Juden dankbar sein zu müssen. Bald stellte sich heraus, daß sich unter den Flüchtenden auch der Marschall Rydz-Smigly und sein Außenminister Beck befanden. Polen war nun doch verloren.

Und mit ihm die Juden. Bis zum 1. September 1939 zählte Polen rund dreieinhalb Millionen Juden. Sie waren nun in höchster Gefahr.

Nur ein Bruchteil hatte das Land verlassen können.

Allmählich normalisierte sich die Lage; die polnischen Flüchtlinge verteilten sich auf das ganze Land. Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, war ich eigentlich ganz froh, wieder in meiner Heimat zu sein. Ich bekam in meinem Beruf Arbeit und begann von neuem, für unsere kleine Familie eine Heimstatt aufzubauen.

Czernowitz

Diese Stadt, in der etwa 120000 Menschen lebten, von denen rund 70000 Juden waren, kannte keinen Rassenhaß. Juden, Deutsche und Ukrainer lebten friedlich nebeneinander. Die k. u. k. Monarchie hatte Czernowitz als „Fenster nach dem Osten" ausgebaut, und so kam es, daß wir schon sehr früh eine Universität besaßen und daß das Schiller-Theater, das später in National-Theater umgetauft wurde, ein besonders hohes Niveau aufwies. Erst als die Rumänen kamen, wurden im Theater deutsche Stücke verboten, und nur Moissi konnte durch Intervention der Königin Maria in deutscher Sprache auftreten, als er einmal in der rumänischen Zeit ein Gastspiel gab. Der Pruth fließt an der Grenze zwischen Czernowitz und Sadagura, der einstigen Hauptstadt der Bukowina.

Alles war in diesem Czernowitz anders als ringsum. Lange vor Bukarest hatte diese Stadt eine elektrische Straßenbahn, die übrigens die größte Steigung aller Straßenbahnen in Europa überwindet und von der Pruthbrücke über den Ringplatz bis zum Volksgarten führt. Da die ganze Umgebung reich an Wäldern ist — die bedeutendsten sind der Cecina-Wald und der Horetcea-Wald —, hat die Stadt ein gesundes Klima, und da sie auf einer Anhöhe liegt, kann man von ihr weit hinaus ins Land sehen.

Nicht nur wegen des starken jüdischen Bevölkerungsanteils, sondern auch weil Czernowitz dynamischer und kosmopolitischer als

Lemberg war, wurde 1908 hier der erste jüdische Sprachenkongreß der Welt abgehalten, zu dem aus Warschau der größte Klassiker der jüdischen Literatur, J. L. Peretz, kam, ebenso Salomon Asch, der erfolgreiche Autor des Romans „Der Mann von Nazareth", dessentwegen er von jüdisch-chauvinistischen Kreisen boykottiert wurde, der weltbekannte jüdische Lyriker A. Raisen und aus den USA der russische Emigrant Dr. Ch. Jitlowski, bis heute der größte Denker in jüdischer Sprache, dessen Devise lautete: „Je mehr Jude, desto mehr Mensch." Er übersetzte u. a. auch Nietzsches „Zarathustra" ins Jiddische. Den Vorsitz dieses Kongresses führte der aus Wien stammende Nathan Birnbaum (1884—1936), Schriftsteller und Denker, der sich vom Zionismus losgesagt hatte und für das Jiddische als einzige Nationalsprache eintrat. Nach dem ersten Weltkrieg fiel er von dem einen Extrem — seinen materialistisch-atheistischen Anschauungen — in das andere, einen religiös-orthodoxen Wahnsinn.

Hier in Czernowitz hatte Joseph Schmidt im Tempel als Kind im Chor mitgesungen; natürlich gab es Tempel, Synagogen und ein halbes Dutzend Bethäuser, außer der katholischen und der orthodoxen Kirche.

Jedoch nicht nur in religiösem und kulturellem Sinne war Czernowitz für das Judentum von größter Bedeutung, sondern auch politisch. Hier war die Zentrale der jüdischen Arbeiterbewegung „Der Bund", und als 1908 die ersten Parlamentswahlen in der österreichisch-ungarischen Monarchie stattfanden, wurde der Czernowitzer sozialistische Kandidat Grigorowitsch der erste Bukowiner Vertreter im Wiener Parlament. Grigorowitsch hatte eine russisch-jüdische Frau, eine bekannte Marxistin. Doch als er sich nach dem Anschluß der Bukowina an Rumänien positiv für diesen aussprach, verlor er in der sozialdemokratischen Partei an Einfluß. 1938 trat er aus und schloß sich der „Front der nationalen Erneuerung" an, die von König Carol II. gegründet wurde.

Aber nicht nur in der k. u. k. Monarchie, auch in Rumänien stellte Czernowitz den einzigen sozialdemokratischen Abgeordneten,

Dr. Pistiner. Die Zionisten wurden von Dr. Ebner geführt, und in dieser orthodoxen, strenggläubig jüdischen Stadt lebte sogar der Leiter der atheistischen Bewegung des Landes, Dr. Rosenblatt, der sich weigerte, seine Jungen beschneiden zu lassen. Auch die Kommunisten hatten in Czernowitz einen bedeutenden Führer gefunden, den aus Altrumänien stammenden Rechtsanwalt Dr. Patrascanu, der später von seinen eigenen Parteigenossen hingerichtet wurde.

Czernowitz war also ein geistiges Zentrum der Juden im Südosten. Manche, die zwar nicht dort geboren wurden, kamen nach dem furchtbaren Pogrom 1903 in Kischinew und anderen Orten hierher. Vorübergehend wirkte hier, aus Galizien nach Rumänien ziehend, der jüdische Dramaturg Roman Ronetti. Der Lyriker Eminescu, der sich damals noch Eminowitsch nannte, besuchte hier das Gymnasium. Der russische Emigrant Katz machte hier Station, der sich später Dobrogeanu-Ghera nannte und der die erste rumänische Grammatik schuf. Sein Sohn wurde der Gründer der rumänischen kommunistischen Partei. Abraham Goldfaden (1840 in Rußland geboren, 1908 in New York gestorben), Dramaturg, Dichter, Artist und Gründer des ersten jiddischen Theaters, redigierte längere Zeit die Czernowitzer Zeitung „Israelisches Volk".

Rastlosigkeit liegt im Wesen des jüdischen Temperamentes. Daher haben jüdische Kaufleute und jüdische Händler es in der Welt stets zu etwas gebracht und automatisch Neid und Haß erweckt. Auch Czernowitz hatte als Stadt schon im ersten Weltkrieg Schweres mitmachen müssen. 1914 kamen die Russen über die Stadt und 1917 gleich zweimal. Immer wieder wogten die Kämpfe hin und her, wurden die versperrten Läden geplündert, Frauen vergewaltigt und Männer erschlagen. Nur dem orthodoxen Bischof Scepta ist es zu danken, daß viele gerettet wurden, denn er trat seinen russischen Glaubensgenossen mutig entgegen und hielt viele zurück.

In der alten k. u. k. Monarchie war Czernowitz ein Lieblingskind der Wiener Verwaltung, und Hunderte Anekdoten waren in meiner Kindheit im Umlauf, die zeigen sollten, wie gut es den Juden in der österreichischen Monarchie ging; ein wehmutvolles Erinnern sicher-

lich, durch die Sehnsucht verklärt. Eines Tages soll Kaiser Franz Joseph an einem Samstag den amtierenden Rabbiner Dr. A. H. Weiß zu sich gerufen haben, um etwas mit ihm zu besprechen.

Auch der katholische Bischof der Diözese war bei der Audienz zugegen. Der Kaiser, der schmunzelnd die beiden Konkurrenten betrachtete, bot ihnen besonders feine Havannazigarren an. Geschmeichelt entzündete der Bischof das kostbare Kraut, während der Rabbiner — es war ja Sabbat und daher der Genuß von Nikotin streng verboten — die Zigarre umständlich in sein Taschentuch wickelte und einsteckte.

Der Bischof ergriff sofort die Gelegenheit, um dem Rabbiner eins auszuwischen. „Majestät", bemerkte er anklagend, „dem Rabbiner paßt Eurer Majestät Zigarre nicht."

Der Kaiser stutzte: „Was ist los, warum blamierst du mich?"

„Niemals fiele mir so etwas ein, Majestät", wehrte Rabbi Dr. Weiß gefaßt ab, „es wäre eine Sünde, Eurer Majestät wunderbares, erhabenes Geschenk in wenigen Minuten in Rauch aufgehen zu lassen. Majestät muß mir erlauben, daß ich es der ganzen Gemeinde zeige, ehe die Zigarre, in Gold gefaßt, unterm Glasrahmen bei mir aufgehängt wird."

Der Kaiser, der sehr wohl wußte, warum der Rabbiner die Zigarre nicht entzündete, lachte schallend, und selbst der Bischof mußte schmunzeln. Ein Beispiel vom Geist des alten Österreich mit der Parole „leben und leben lassen".

Die Deutschen bewohnten in Czernowitz die Vorstadt Rosch. Man nannte sie Roscher Schwaben. Sie waren hauptsächlich Handwerker und Bauern. Das Verhältnis zwischen den Roscher Schwaben und uns Juden war keineswegs schlecht.

Dieses, man kann ruhig sagen friedliche Dasein war nach dem ersten Weltkrieg mit dem Einmarsch der Rumänen in die vorher österreichische Bukowina schlagartig zu Ende. Die rumänische Armee, die in Czernowitz einrückte, machte auf uns einen niederschmetternden Eindruck. Wir waren die disziplinierte und immer sauber uniformierte k. u. k. Armee gewöhnt. Nunmehr rückten die

rumänischen Soldaten in zerlumpten Uniformen ein, die meisten hatten nicht einmal Schuhe an den Füßen, sondern nur Opanken.

Die erste Aktion der Rumänen war die sofortige Umbenennung all jener Gassen in der Stadt, die deutsche Namen trugen; fast alle trugen nämlich deutsche Namen.

Einer der maßgebenden rumänischen Beamten wurde dabei von der Bevölkerung gebeten, doch wenigstens die Namen Heinrich Heine und Johann Wolfgang von Goethe zu belassen, die doch auch in der rumänischen Literatur längst zum Begriff geworden waren. Hochmütig blickte der Rumäne auf die Bittsteller und sagte barsch: „Wir kamen ohne Heine und Goethe, wir brauchen sie auch weiterhin nicht."

Verblüfft ging die Deputation, bis schließlich einer der Bürger in lautes Gelächter ausbrach. Er hatte das Rätsel gelöst. Der rumänische Beamte, der sein Leben lang noch nie etwas von den Dichtern Goethe und Heine gehört hatte, hatte nur heine verstanden; heine heißt im Rumänischen Kleider. Bei Goethe hatte er gete gehört; das heißt im Rumänischen Schuhe.

Die Rumänen führten die Prügelstrafe ein. Wegen geringfügiger Vergehen gab es fünfundzwanzig Hiebe mit der Peitsche, und auch andere Maßnahmen zeigten, daß sich die Rumänen als Kolonialherren fühlten. Sie mühten sich, die Verhältnisse um hundert Jahre zurückzuschrauben. Der bisherige Frieden war zu Ende. Auf den Ämtern wurden Schilder angeschlagen: „Hier wird nur rumänisch gesprochen." Die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung, vor allem in Czernowitz, sprach aber nur deutsch beziehungsweise jiddisch. Das gab manche Reibereien.

Es zeigte sich in den folgenden Jahren immer deutlicher, daß die Klassengegensätze, die nun einmal auch hier in Czernowitz die Menschen in reich und arm teilten, auch vor den Juden nicht haltmachten. Wenn man in der Welt das Wort Jude hört, denkt man unwillkürlich an Bankiers, reiche Kaufleute und Händler. Nur die wenigsten wissen, daß die große Mehrheit der Juden in Polen, in Rußland und natürlich auch in der Bukowina arm war. Das jüdische

Proletariat stellte die Masse. Die jüdische Bourgeoisie machte nur einen Bruchteil des Ost- und Südostjudentums aus.

Die besitzenden Juden vertrugen sich gut mit den Rumänen, und es entstanden bald mancherlei Auswüchse. Mitte der dreißiger Jahre wurde im Zentrum von Czernowitz von der Polizei ein Klub ausgehoben, in dem sich Töchter reicher Juden im Evakostüm mit rumänischen Offizieren und anderen Christen, die im Adamskleid erschienen waren, ein Stelldichein gaben. Lediglich die rumänischen Offiziere behielten zur Kenntlichmachung der Standesunterschiede ihre Mützen auf. Die einflußreichen und sicherlich entsetzten Väter der gelangweilten weiblichen jüdischen Jugend von Czernowitz konnten aber erreichen, daß dieser Skandal unterdrückt wurde. Für die ärmere Bevölkerungsschicht gab es zwei jüdische Prostituierte in dieser Zeit — ein großes Ereignis für die ganze Umgebung. Die eine war die Nichte des getauften gerichtsmedizinischen Sachverständigen Dr. Zuf, die zweite ein bildhübsches Mädchen mit dem Namen Schuß, die später ein furchtbares Ende nahm. Sie wurde von einem Sexualmörder zerstückelt, der nie gefaßt werden konnte.

Nur ein geringer Teil der jüdischen Bevölkerung hatte Zeit für Ausschweifungen. Die armen Juden hatten andere Sorgen: Sie mußten ihre Frauen und ihre meist zahlreichen Kinder sattbekommen. So kam es, daß sich unter dem jüdischen Proletariat sowohl in den Reihen der sozialdemokratischen Partei, im „Bund", als natürlich auch in der kommunistischen Partei immer mehr Juden für die sozialpolitischen Probleme interessierten. Besser als alles andere skizziert eine Anekdote die Situation, die allmählich die geschlossene Einheitsfront der Juden erschütterte und sie schließlich ganz zum Einsturz brachte:

Zu einem Rabbi kam einst ein junger Mann mit der Bitte, ihn von einer großen Sünde freizusprechen.

„Sprich nur, mein Sohn", sagte der Rabbi, „damit du deinen Seelenschmerz erleichterst."

„Rabbi", seufzte der junge Mann, „ich habe ein Verhältnis mit einer jungen verheirateten Frau gehabt."

Der alte Rabbi wiegte mißbilligend den Kopf und bestätigte: „Das ist eine Sünde." Er nahm ein Stückchen Kreide und machte auf die Tafel, die vor ihm lag, ein Zeichen. „Sprich weiter, mein Sohn."

„Rabbi", gestand der junge Mann, „die Sünde habe ich begangen an einem Freitagabend."

Finster blickte der Rabbi den jungen Mann an. „Dann ist die Sünde ja noch viel schlimmer. Am Freitagabend müßte doch die Frau ihrem Ehemann gehören." Er nahm erneut die Kreide und machte zwei Striche auf die Tafel. „Nun weiter, mein Sohn, wer war die Frau?"

„Das kann ich doch nicht sagen", stammelte der Gefragte.

„Du mußt es", beharrte der Rabbi.

„Na gut", flüsterte der junge Mann, „sie ist die Frau des Kantors vom Neuen Tempel, des Redners der sozialistischen Partei."

Der Rabbi sah ihn durchdringend an, nahm behutsam den Schwamm und wischte gemächlich alle Zeichen von der Tafel ab. „Der, der ewig lebt, wird helfen", sagte er leise. „Geh, mein Sohn, nach Hause, du hast nicht gesündigt!"

Diskussion um den Zionismus

Angesichts der großen Bedrohung des Judentums durch Adolf Hitler, der zwar keinesfalls der Vater des Antisemitismus war, sondern dem in den Völkern seit Jahrhunderten schwelenden Antisemitismus nur neuen Auftrieb verlieh, schienen einige Zeit die Gegensätze innerhalb der Juden zurückzutreten und so etwas wie eine jüdische Einheit zu entstehen. Jedoch, auch das war nur eine Illusion. Von Polen kamen sonderbare Nachrichten: Die Deutschen organisierten dort jüdische Gettos mit jüdischer Verwaltung. Es schien, als ob die Greuelnachrichten doch etwas übertrieben hätten.

Gleichzeitig durchliefen wieder zionistische Parolen die Gassen der Stadt. In den von den Sowjets besetzten polnischen Gebieten

sollten die Juden keine russische Staatsbürgerschaft annehmen, die Annahme der sowjetischen Pässe verweigern. Wenn irgend möglich, sollten die Juden in das von den Deutschen besetzte polnische Gebiet hinüberwechseln.

Vergebens zerbrach ich mir den Kopf, welchen Zweck es wohl haben könnte, den Menschen solche Weisungen zu geben. Eines Abends saßen wir, ein paar Arbeitskollegen und ich, beisammen, als ich seltenen Besuch bekam. Der alte Dr. Katz stand plötzlich im Zimmer. Ich hatte ihn monatelang nicht gesehen und war sehr erfreut. „Wie geht es, Herr Doktor?" fragte ich neugierig.

Dr. Katz lächelte ironisch: „Mir geht es sehr gut. Ich verdiene tausend Gulden am Tag."

„Das ist aber ausgezeichnet!" rief ich aus. Auch meine beiden Arbeitskollegen nickten zustimmend. Meist nannten wir die Lei in Anlehnung an die alte Zeit noch immer Gulden.

Dr. Katz schmunzelte verschmitzt. „Aber nicht jeden Tag ist Purim."

Wir lachten schallend. Purim ist nach dem Buch Esther ein Fest. Wir Juden gedenken an diesem Tag, der jeden März sich jährt, der Errettung der Juden zur Zeit König Ahasveros' und Hamans.

An diesem Purim-Tag ist es üblich, daß die Bettler in jeder jüdischen Familie reich beschenkt werden. Sie erhalten an diesem einen Tag meist mehr als im ganzen Jahr. Einst warb ein junger Schnorrer um die Tochter eines reichen Mannes und erhielt sie auch, weil er sagte: „Ich verdiene tausend Lei am Tage."

Das junge Paar heiratete und lebte von der Mitgift. Der Mann brachte nur sehr wenig Geld nach Hause. Ungeduldig drängte ihn schließlich die junge Frau: „Was ist los? Wo bleibt das Geld? Was ist denn mit deinen tausend Lei, die du am Tag verdienst?"

Der junge Schnorrer grinste und zuckte die Schultern: „Nicht jeden Tag ist Purim." Denn nur an diesem Tag im Jahr hatte er tausend Lei verdient.

„Um ehrlich zu sein, mir geht es schlecht", gestand der alte Arzt bekümmert. „Die Wulechs lassen mich nicht verdienen, und unsere

Leute sind versorgt." Wulechs nannten wir die Rumänen, da einst ganz Rumänien Walachei hieß.

„Nun", sagte ich schließlich ernst, „lieber Doktor, Sie ernten ja das, was eure Führer gesät haben."

Meine Arbeitskollegen, die gleich mir für die Zionisten nicht viel übrig hatten, nickten.

Dr. Katz fuhr entrüstet auf. „So ist es richtig", sagte er, „die ganze Welt verfolgt uns. Wir Juden werden ans Kreuz geschlagen, und ihr fangt nun an, den Keil zwischen uns immer tiefer zu treiben."

„Wenn jemand den Keil zwischen uns Juden getrieben hat", entgegnete Isidor heftig, „dann waren es wohl die Zionisten und nicht die anderen Juden." Isidor war ein junger, intelligenter Arbeiter, der sich viel mit Politik beschäftigte. „Als 1936 aus Palästina die zionistischen Führer Ben Gurion, Dr. Grünbaum und andere nach Warschau kamen, hielten sie bekanntlich ihre Pressekonferenz ab, die ausschließlich für christliche Zeitungen bestimmt war. Nachdem euer Dr. Grünbaum schon 1928 mit seiner Erklärung: ‚Die Juden verpesten die Luft in Polen' den Antisemiten klassischen Propagandastoff lieferte, bestätigte er auf dieser Pressekonferenz unter anderem: ‚Die Juden sind wirklich ein Stein im Wege des polnischen Bauern und der Frau des polnischen Unteroffiziers!'

Ben Gurion aber meinte, der einzige Ausweg aus diesem Dilemma sei: die totale Emigration aus Polen."

„Was sollen diese alten Kamellen", entrüstete sich Dr. Katz.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor", mischte ich mich nun ein, „so etwas kann man nicht bagatellisieren. Nicht nur die polnischen Zeitungen, allen voran natürlich die antisemitischen, veröffentlichten lobend diese Erklärungen jüdischer Staatsmänner, sogar der ärgste Judenhetzer in Deutschland, Julius Streicher, publizierte 1936 die Erklärung Dr. Grünbaums in seinem Hetzblatt ‚Der Stürmer' und fügte zum Schluß lobend hinzu: ‚Grünbaum ist ein anständiger Jude.'"

„Und was ist mit unserem Professor Reifer?" fragte Isidor scharf.

Der alte Arzt machte eine wegwerfende Bewegung und klopfte mit dem Zeigefinger auf die Stirne.

Isidor lachte. Seine dunklen, mandelförmigen Augen funkelten. „Der ist nur konsequent weitergegangen auf dem Weg, den ihr Zionisten eingeschlagen habt. Professor Manfred Reifer, Zionistenführer von Czernowitz, Abgeordneter des rumänischen Parlaments, schrieb ganz klar und deutlich, als er von der Makkabiade in der Tschechoslowakei zurückkam: ‚Der neue deutsche nationalsozialistische Staat wird helfen, zu einem Judenstaat zu gelangen.' Habt ihr widersprochen?" Der junge Arbeiter blickte den alten Zionisten durchdringend an. „Ihr habt es nicht. Erst als der Dr. Goebbels, wohl wissend, was dieser Satz für seine Propaganda wert war, die Reiferschen Konsequenzen über seinen Rundfunk in die Welt hinaussandte, wurde der arme Professor Reifer für irrsinnig erklärt. Dabei hat er nichts getan, als folgerichtig weitergedacht."

„Es ist schwer", seufzte Dr. Katz und fuhr sich mit der Hand über sein graues Haar, das sich an den Schläfen immer stärker weiß verfärbte. „Sicher wurden auch Fehler gemacht."

„Von Fehlern", entgegnete ich, „kann man doch wohl hier nicht sprechen. Es handelt sich um die Grundauffassung. Unser Genosse H. Ehrlich hat schon im Oktoberheft 1938 der New Yorker jüdisch-sozialistischen Monatszeitschrift ‚Die Zukunft' ganz unmißverständlich geschrieben, was wir denken. Hier", ich hielt das Blatt, das mir Freunde des „Bundes" schon vor mehr als einem Jahr aus Amerika geschickt hatten, in der Hand: „Was kann im besten Fall ein jüdisches Palästina sein?" las ich vor. „Ein Staat vom kleinsten hebräischen Stamm des jüdischen Volkes. Wenn die Zionisten zu den Glaubensbrüdern reden, sind sie gewichtige Demokraten und stellen die Verhältnisse im heutigen und im kommenden Palästina als Muster von Freiheit und Fortschritt vor. Jedoch, wenn in Palästina ein jüdischer Staat entstehen wird, wird sein geistiges Klima ein ewiger Schrecken für den äußeren Feind, den Araber, sein, ein ewiger Kampf um jeden Fußbreit Erde, um jeden Brocken Arbeit für den inneren Feind, den Palästina-Araber, und ein un-

ermüdlicher Ausrottungskampf gegen Sprache und Kultur der nicht-hebräischen jüdischen Einwohner in Palästina. Ist das ein Klima, in welchem Freiheit, Demokratie und Fortschritt gedeihen können? Ist das nicht ein Klima, in welchem Reaktion und Chauvinismus blühen?"

„Ich sagte schon", erwiderte Dr. Katz müde, „Fehler werden gemacht; aber was ist das alles, wenn wir Juden endlich eine Heimstatt bekommen, ein Vaterland?"

„Nun", sagte Isidor gelassen, „gegen dieses Streben ist nichts einzuwenden. Allein auch die Territorialisten haben schon lange vor dem Zionismus solches angestrebt. Haben Sie noch nie etwas von der Baron-Hirsch-Siedlung in Argentinien gehört?"

Dr. Katz lächelte überheblich. „Mit Philantropen können wir Weltprobleme nicht lösen. Als Theodor Herzl kam, verschwanden alle diese Hirngespinste im Nu."

„Doktor, Doktor", sagte ich traurig, „es ist doch furchtbar! Man kann mit einem Zionisten über alles diskutieren, nur nicht über den Zionismus. Dann bekommt er gleich einen gläsernen Hintern."

Alle lachten. Selbst Dr. Katz lächelte mit. Es gab in Kischinew einen sehr intelligenten Mann, der überaus belesen war. Man konnte mit ihm über Literatur und Wissenschaft diskutieren, und er hatte ein Wissen, das bewundernswert war. Niemand hätte geahnt, was mit ihm los war, nur wenn man ihn aufforderte, sich zu setzen, wurde er verlegen und abwechselnd rot und weiß. Unsicher gestand er, daß er unglücklicherweise gerade das nicht tun könnte: Sich setzen, denn sein Hinterteil wäre aus Glas.

Die Ärzte waren machtlos, jedoch, da er sonst völlig harmlos war, ließ man ihn gewähren. Er schadete niemand, er nützte niemandem. Nur sein gläsernes Hinterteil bereicherte unseren Anekdotenschatz.

„Dr. Theodor Herzl", fuhr ich fort, „ist kein gutes Beispiel. Es ist doch bekannt, daß der politische Begründer des Zionismus nach seiner ersten Palästinareise, die er wenige Jahre vor seinem Tod unternahm, tief enttäuscht und verwirrt zurückkam. Er spielte sogar

mit dem Gedanken, in Uganda einen Judenstaat zu errichten. Ich glaube, es war ein Glück für die chauvinistischen Zionisten, daß ihr geistiger und ideologischer Begründer 1904 so jung verstarb. Ich fürchte, sie hätten sonst ihren obersten Führer sowieso frühzeitig verloren. Nicht einmal sein Sohn Hans ging nach Palästina."

„Ganz im Gegenteil", lachte Isidor, „er ließ sich gemeinsam mit seiner Schwester Pauline taufen, obgleich sein Vater einst so sehr hoffte, daß er seine Arbeit weiterführen würde. Und wie war das im September 1937 beim Völkerbund in Genf? Damals überreichten die Delegierten des jüdischen Weltkongresses dem Völkerbund ein Memorandum, in welchem eine Reihe Vorschläge gemacht wurde, wie man England unter Druck setzen sollte, damit es eine größere Einwanderungsquote von Zionisten nach Palästina gestatte. Kein Wort des Protestes gegen jene Staaten, in denen sich der Antisemitismus immer deutlicher und drohender bemerkbar machte! In Deutschland konnte man längst klar erkennen, wohin der Kurs führte. In Polen fanden Pogromausschreitungen statt, und die rumänische Regierung Goga-Cuza drohte mit der Ausbürgerung der rumänischen Juden. So mußte sogar das ‚Zionistisch-israelische Wochenblatt' in Zürich im September 1937 halb ironisch, halb erbittert schreiben, ‚man müsse einmal zusehen, wie Dr. Nachum Goldmann seriös mit Vertretern der antisemitischen Staaten verhandele und dabei keine Möglichkeit finde, ein Wort des Protestes gegen die Judenverfolgungen vorzubringen'."

„Und der polnische Außenminister Oberst Beck", fügte ich hinzu, „erklärte nach einer Konferenz mit dem Führer des Weltzionismus, Professor Chaim Weizmann: ‚Wir kamen mit dem Professor über alle Fragen der jüdischen Auswanderung offen überein.' Nicht umsonst haben Weizmann, Goldmann, Schertok, der sich nun Scharet nennt, und andere versichert: ‚Sollte es zu einem Zusammenstoß zwischen den Interessen des jüdischen Staates und jenen der Juden im Galuth [Verbannung] kommen, müßten die letzteren *geopfert* werden.'"

„Na also", Isidor stand auf, „deutlicher könnt ihr es ja gar nicht

haben. Und wir wurden eben geopfert. Der Zionismus ist nicht nur geistig verwandt mit dem Antisemitismus, er kann ohne ihn überhaupt nicht leben. Das Furchtbare ist, daß gerade die Zionisten allergrößtes Interesse am Antisemitismus haben. Je mehr Unrecht die Juden in der Welt erleben müssen, je mehr sie verfolgt werden, desto besser stehen die Chancen der Zionisten."

„Hört endlich auf!" schrie der alte Doktor. „Ihr redet und redet und redet, aber ändern könnt ihr nichts."

„Wenn wir es auch nicht ändern können", widersprach ich, „so wollen wir doch wissen, was gespielt wird. Wir alle haben allmählich das Gefühl, daß wir nur Marionetten sind. Wir werden hin und her geschoben, und an ganz anderer Stelle werden die Drähte gezogen. Ich fürchte, nicht einmal immer in Berlin."

Die anderen schwiegen.

„Und es ist unser Leben", sagte Isidor leise. „Und wir können aus diesem Teufelsspiel nicht mehr heraus. Es ist zum Ersticken."

„Nu, Jüngelchen", Dr. Katz erhob sich, „mach nur nicht gleich in die Hose. Die werden droben schon wissen, was sie wollen. Und merkt euch: Was wir sind, sind wir. Aber Juden sind wir."

Ich seufzte. „Das haben wir nie bestritten, Doktor", schloß ich müde die Diskussion, „doch schließlich sind wir deshalb nicht verpflichtet, jeden Wahnsinn zu erdulden, und auch nicht, jeden Wahnsinn mitzumachen."

Wir schieden zwar nicht feindlich, aber uneins.

Natürlich verfolgten wir mit Anteilnahme die Weltpolitik, und lange bevor die rumänischen Zeitungen oder das rumänische Radio die Dinge veröffentlichten, wußte die jüdische Gemeinde von den Ereignissen. Auf geheimnisvollen Wegen kamen die Nachrichten, die sich auch meist später als richtig bestätigten. Wir waren daher sehr beunruhigt, als etwa ein Jahr nach unserer Flucht aus Lemberg plötzlich neue Gerüchte entstanden: Jenseits der bessarabisch-russischen Grenze wären starke Sowjettruppenverbände aufmarschiert. Kein Mensch konnte sich das alles erklären.

DIE RUSSEN KOMMEN

Am 19. Juni 1940 gab es keinen Zweifel mehr. Schon tags zuvor hatte die Sowjetregierung der rumänischen Regierung ein Ultimatum gestellt und gefordert, daß innerhalb dreier Tage Bessarabien und die Hälfte der Bukowina bedingungslos der Roten Armee, die damals unter General Schukow vor Rumänien stand, zu übergeben wären. Eineinhalb Tage hatte die Regierung von Bukarest tatenlos verstreichen lassen und der Bevölkerung das Ultimatum unterschlagen. Der rumänische König Carol II., der sehr aktiv an der Politik seiner Regierung teilnahm, hatte sich vergeblich an England gewandt und namentlich an Frankreich, das sich durch Verträge verpflichtet hatte, die Souveränität Rumäniens zu schützen. Jedoch in Paris und London hatte man andere Sorgen.

England und Frankreich befanden sich mit Deutschland im Kriegszustand. Mit der Sowjetunion dagegen im Frieden. Außerdem stand Frankreich zu jener Zeit schon unmittelbar vor dem militärischen Zusammenbruch. Mitte der dreißiger Jahre hatte Rumänien auf Anraten Frankreichs diplomatische Beziehungen zur UdSSR aufgenommen. Die Frage Bessarabiens wurde dabei totgeschwiegen. Die Sowjetunion verzichtete nicht auf Bessarabien, das bis zum Jahre 1917 russisches Gebiet und später von Rumänien annektiert worden war, und Rumänien verzichtete auf die diplomatische Anerkennung Moskaus, Bessarabien als einen Teil Rumäniens zu bezeichnen. Dieser Ausweg erleichterte die Erfüllung des französischen Wunsches nach Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Moskau und Bukarest und ließ den Sowjets gleichzeitig die Möglichkeit, ihre Forderung später nachzuholen. Moskau verstand es ausgezeichnet, die internationalen Gegebenheiten in bezug auf Bessarabien zu seinen Gunsten auszuwerten.

Die Sowjetunion verlangte aber nicht nur das einst zu Rußland gehörende Bessarabien, sondern auch die Bukowina bis Suceava. Die Russen begründeten ihre Forderung damit, daß in diesem Teil der Bukowina die Mehrheit der Bevölkerung ukrainischer Nationalität

war. Allerdings lebten dort auch starke jüdische, deutsche und rumänische Minderheiten. Die Forderung wurde auch nicht nur mit den Bevölkerungsverhältnissen begründet. Rußland verlangte vielmehr Entschädigung dafür, daß Bessarabien fast fünfundzwanzig Jahre lang unter rumänischer Herrschaft gestanden hatte. Offensichtlich wollte der Kreml verhindern, daß sich ukrainische Nationalisten außerhalb der UdSSR, wie seinerzeit in der Tschechoslowakei, zu Wortführern der in der Sowjetunion lebenden Ukrainer machten. Mit der Erfüllung dieses Ultimatums brachte die Sowjetunion wieder einen Teil der restlichen europäischen Ukrainer unter ihre Herrschaft. Vor dem ersten Weltkrieg hatte die Bukowina zur k. u. k. Monarchie gehört, Bessarabien zum russischen Zarenreich. Hier lag auch der damalige russische Verschickungsort Kischinew, wo einst der Dichter Puschkin strafweise einige Zeit hatte verbringen müssen.

Bessarabien war von den Rumänen stets wie eine Kolonie behandelt worden. Die Bukarester Regierung hatte die russische Bevölkerung von jeher mit Mißtrauen angesehen. Und in der Bukowina hatte man sich die ganze Zeit nach der alten österreichisch-ungarischen Monarchie zurückgesehnt. Rumänien hatte auch hier nichts investiert, keinen Meter Straße gebaut und keinen Leu angelegt.

Kaum wurde in Czernowitz die Wahrheit bekannt, so begannen chaotische Zustände zu herrschen. Wir wohnten in der langen Russischen Gasse, und durch die Häuser fraß es sich wie ein Lauffeuer. Ich war wie gelähmt. War alles vergebens gewesen? Wir waren in Lemberg vor dem Krieg geflohen. Und jetzt hatte uns der Krieg in Czernowitz eingeholt.

Tausende von Familien wurden durch die neuen Demarkationslinien auseinandergerissen. Selbst Arbeitsstellen gingen verloren. In wenigen Stunden brachen aus allen größeren Ortschaften, vor allem aus Kischinew und Czernowitz, Menschenmassen auf. Die größeren Geschäfte, die Betriebe und die Banken schlossen sofort. Mit äußerster Geschwindigkeit versuchten besonders die begüterten Familien ihr Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. In hellen Scharen flüch-

teten sie in Richtung Rumänien. Diesmal aber waren die Rumänen nicht mehr so zugänglich wie ein Jahr zuvor gegenüber den polnischen Flüchtlingen. Die Masse der Flüchtenden wurde von der rumänischen Polizei und dem rumänischen Militär wieder zu den Russen zurückgeschickt, nachdem ein Erlaß die Flucht aus Bessarabien und der nördlichen Bukowina erschwert hatte.

Die rumänischen Behörden, die Polizei und vornehmlich das Sicherheitsamt, die Siguranta, verschwanden mit Windeseile und ließen zum Teil ganze Archive voll geheimer Dokumente zurück. Alle Züge, die nach Rumänien führten, waren brechend voll.

Wir dagegen blieben in Czernowitz. Ich hatte mich mit meiner Familie und in erster Linie mit meiner Frau besprochen. Wir hatten kein Kapital. Ich hatte mich mein ganzes Leben lang von meiner Hände Arbeit ernähren müssen und tue das, nebenbei bemerkt, heute noch. Mir konnten die Russen nichts wegnehmen als höchstens mein Leben. Und warum sollten sie das? dachte ich. Ich bin ein Arbeiter. Also blieben wir diesmal und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Am dritten Tag begann die Rote Armee in Bessarabien und in der Bukowina einzumarschieren. Die russische Bevölkerung Bessarabiens, die von den Rumänen unterdrückt worden war, jubelte. Es gab Blumen und Teppiche. In der Bukowina freilich wurden die Rotarmisten lediglich höflich empfangen. Die Rote Armee öffnete augenblicklich alle Gefängnisse und Zuchthäuser und befreite alle Gefangenen, unter denen sich eine kleine Anzahl Kommunisten befand, denn die Kommunistische Partei war ja in Rumänien illegal gewesen.

In Czernowitz rückten die Sowjetarmisten mit Panzern ein, die Infanterie marschierte in Achterreihen und machte einen bestechenden Eindruck. Es handelte sich offenbar um Elitetruppen, die alle überaus sauber waren und ein tadelloses Benehmen an den Tag legten. Es gab keinerlei Ausschreitungen, niemandem wurde ein Haar gekrümmt. Allerdings blieben die Truppen in den Kasernen, und es bestand nicht der geringste Kontakt mit der Bevölkerung.

Die Zivilverwaltung hatte die Rote Armee gleich mitgebracht. Nur die aus den Gefängnissen entlassenen Kommunisten wurden als Helfer aufgenommen. In einem Ukas verkündete General Schukow der Bevölkerung der Bukowina, daß das Leben in normalen Bahnen weiterlaufen würde, daß niemand Angst zu haben brauche, denn die Rote Armee wäre als Befreier gekommen.

Es lief alles wie am Schnürchen. Überrascht beobachteten wir alle, wie die zivile Verwaltung zu amtieren begann. Als erstes nahm sie den Bestand an freigewordenen Wohnungen, Geschäften und sonstigen Unternehmungen, deren Inhaber geflüchtet waren, sowie an deren zurückgelassenem Eigentum auf. Die Grenze blieb inzwischen offen. Wer hüben oder drüben arbeitete, konnte ungehindert die Demarkationslinie passieren, und überdies kehrten laufend Bessarabier und Bukowiner aus Rumänien zurück, auch solche, die nunmehr vom Militärdienst entlassen wurden. Lediglich von seiten der aus der Bukowina Geflüchteten kam es zu einigen Gewalttaten gegen jene Bukowiner, die Rumänien verließen, um in die Heimat zurückzukehren. Die Rote Armee schaltete sich überhaupt nicht ein. Nur die rumänische Regierung, unterstützt von der Presse, ersuchte die Bevölkerung, Ausschreitungen zu unterlassen, um Moskau keine Handhabe für Anschuldigungen zu geben.

Die Bukarester Regierung ließ das sowjetische Konsulat, das in einem der schönsten und teuersten Gebäude der Kisselew-Allee lag, durch Militär schützen. General Kisselew war vor rund einhundertfünfzig Jahren der russische Statthalter in dem nachmaligen Rumänien gewesen. Für uns änderte sich zunächst nichts.

„Du wirst sehen, es wird alles so bleiben", sagte meine Frau hoffnungsvoll, als ich wieder einmal nach Hause kam. Schon waren vierzehn Tage vergangen, und Bessarabien und die Bukowina, wie ein Jahr zuvor Galizien, ein Teil der Sowjetunion geworden. Bessarabien wurde mit der sowjetischen Moldau-Republik vereinigt, und Kischinew wurde die Hauptstadt. Die Bukowina kam zur Sowjet-

ukraine. Wenn ich in Lemberg geblieben wäre, wäre es nicht anders geworden.

Vier Wochen nach dem Sowjeteinmarsch begann die Zivilverwaltung das Privateigentum zu sozialisieren. Von dieser Maßnahme wurden in erster Linie der Hausbesitz, der Grundbesitz, die Geschäfte und die Industrie betroffen. Schlauerweise ließ man die Bauern vorläufig völlig aus dem Spiel. Es wurden eigene Kommissionen errichtet, die auch Einheimische mit ukrainischen oder russischen Sprachkenntnissen als Angestellte bei der Bestandsaufnahme beschäftigten.

Die Verstaatlichung ging vorerst ganz einfach vor sich. Es wurde jedes Vermögen sozialisiert, das nicht aus persönlicher Arbeit stammte. Beispielsweise wurde ein Häuschen oder ein Geschäft, das der Besitzer mit Hilfe bezahlter Angestellter oder anderer Arbeitskräfte erworben hatte, verstaatlicht. Daneben wurde zunächst ein dreistöckiges Haus, das sich der Besitzer durch seine eigene Arbeitskraft oder durch Mitwirkung seiner Familienangehörigen erworben hatte, nicht beschlagnahmt. Alles wurde nach sowjetischem Muster organisiert. Kleinere Unternehmungen wurden in Genossenschaften zusammengelegt und erhielten eine zentrale Führung.

Das Straßenbild von Czernowitz verwandelte sich schlagartig. Hüte und Krawatten verschwanden ebenso wie Halbschuhe. Plötzlich trugen alle Männer Mützen jeder Form und Farbe. Während die größeren Geschäfte, wie Delka-Schuhe oder das Textilhaus Dr. Schnee, geschlossen wurden — natürlich wurden auch alle Banken, soweit sie noch bestanden, geschlossen und eine Staatsbank errichtet —, konnten kleine Läden offenhalten. Der Einzelhandel wurde einstweilen von den Maßnahmen nicht berührt.

Fieberhaft versuchten die Kaufleute noch vor der Beschlagnahme Waren von größeren Geschäften in kleinere Läden zu schieben. Auch die Handwerker, soweit es sich um Kleinbetriebe handelte, konnten weiterarbeiten. Nach kurzer Zeit wurden sie jedoch zu Genossenschaften zusammengeschlossen. Zwar wurde niemand gezwungen, aber wer der Genossenschaft nicht beitrat, erhielt bald wenig oder

gar kein Arbeitsmaterial. Bevor die Handwerker verhungerten, beugten sie sich. Das Geld wurde sehr günstig umgetauscht. Für einen Leu gab es einen Rubel.

Trotz alledem war die jüdische Bevölkerung bis zu diesem Zeitpunkt glücklich, daß die Rote Armee und nicht die Deutsche Wehrmacht gekommen war. Man hoffte, auch die Sowjetisierung überstehen zu können. In dieser Zeit wurden viele Witze gemacht, und die Zurückgebliebenen nahmen das Ganze nicht recht ernst.

Parallel mit den wirtschaftlichen Umwälzungen setzte eine politische Schulung der Bevölkerung ein. Hauptbestandteil dieser Umschulung war das Studium der neuen kommunistischen Verfassung. Vom Lande strömten riesige Menschenmassen in die Stadt, und Czernowitz hatte seit seinem Bestehen noch nie eine so hohe Einwohnerzahl erreicht wie in jenen Tagen: rund 200 000, davon etwa 150 000 Juden. Die Kommunisten richteten im Rathaussaal ein Arbeitsvermittlungsamt ein, und die Verbindungen dieses Amtes erstreckten sich bis weit in die Sowjetunion. Wer Arbeit wollte, erhielt sie schnell. Allerdings nicht immer in der Heimat.

Wieder vergingen einige Wochen in verhältnismäßiger Ruhe, und gerade als wir uns an die neue Ordnung zu gewöhnen begannen, fing die polizeiliche Erfassung der Bevölkerung an. Gleichzeitig wurden Kennkarten ausgegeben, welche die neue Staatszugehörigkeit bestätigten.

Die Kennkarten waren es, welche die erste große Unruhe hervorriefen. Im Betrieb redete mich ein Arbeitskollege, gleich mir Jude und Sozialist, an:

„Hast du schon deine Kennkarte?"

Ich bejahte. Er wollte sie sehen. Erstaunt reichte ich sie ihm. Tief aufseufzend gab er sie mir zurück.

„Was hast du?" fragte ich.

Schweigend zeigte er mir seine Kennkarte. Sie hatte einen winzigen Kreis in der oberen Ecke. „Es gibt auch noch andere Zeichen", flüsterte er. „Weißt du, was sie bedeuten?"

Ich verneinte.

„Diese Zeichen sagen, daß der Träger entweder politisch nicht verläßlich ist oder sein Vermögen verstaatlicht wurde."

„Was soll das alles?" widersprach ich. „Du hast kein Vermögen, und du bist genauso wie ich Sozialist."

Er blickte sorgenvoll zur Seite. „Eben", schloß er das Gespräch, „das meine ich ja."

Dann entstand das Gerücht, daß diese Zeichen durch einen Irrtum der Polizei auf die Kennkarten gesetzt worden wären, ja, daß sie gar nicht auf diese Ausweise hätten gelangen dürfen, da sie die Einstufung der Bürger verraten hätten.

Bei der Arbeitsvermittlungstelle wurden die Inhaber solcher gezeichneter Kennkarten nicht vermittelt. Einige Entschlossene verfaßten ein gemeinsames Schreiben und sandten es direkt an Stalin.

Zur allgemeinen großen Überraschung, selbst sowjetischer Beamter, kam tatsächlich eine Antwort, unterzeichnet von Malenkow. Er schrieb, daß es nach der sowjetischen Verfassung keine Diskriminierung eines sowjetischen Bürgers geben könne und jeder einzelne berechtigt sei, Arbeit zu verlangen und zu erhalten. Die Arbeit sei im Interesse des Staates und übrigens sozialistische Pflicht jedes einzelnen.

Blitzschnell erhielten die Protestierenden Arbeit zugewiesen.

Auch dieser Vorfall bestärkte den Optimismus in uns.

Daneben meldeten sich aber in wachsendem Maße Denunzianten zu Wort. Sie gruben alle möglichen Vorkommnisse aus, auch solche, die schon Jahrzehnte zurücklagen, und erstatteten Anzeigen. In der Hauptsache waren es die ehemals verfolgten Kommunisten, die hier ein weites Betätigungsfeld fanden, und jene Querulanten, die bei jedem Umsturz ihr unheilvolles Spiel treiben. In aller Heimlichkeit fing man an, Listen solcher Personen aufzustellen, deren Vermögen bereits verstaatlicht war und die daher dem Regime unzuverlässig erschienen, und solcher, die als Gegner des Kommunismus bekannt waren.

Eines Tages erschien im Deutschen Haus in der Herrengasse, die man nach einer in der Bukowina lebenden Schriftstellerin in Kobi-

lanskygasse umbenannt hatte, eine deutsche Kommission zur Erfassung der volksdeutschen Bevölkerung, die gewillt war, nach Deutschland auszuwandern. Anfänglich unternahmen uniformierte deutsche Kommissionsmitglieder mit Hakenkreuzarmbinden Spaziergänge durch Czernowitz, was besonders bei uns Juden Verwirrung und Erregung hervorrief. Anscheinend gaben die Russen den Deutschen einen Wink, denn mit einemmal unterblieben diese Spaziergänge. Viele Roscher Schwaben meldeten sich; selbst einige ukrainische Familien, die unter dem Kommunismus nicht leben wollten, schmuggelten sich ein. Auch ehemalige sozialdemokratische Führer ließen sich in die Liste aufnehmen, wie z. B. Gaidosch.

Allerdings waren nicht alle Roscher Schwaben bereit, nach Deutschland umzusiedeln. Eine Reihe von ihnen blieb mit uns zurück. Nachdem die deutschen Transporte abgegangen waren, stabilisierte sich die Lage bald, da die deutsche Bevölkerung vornehmlich Gartenbauwirtschaft getrieben hatte. Die alte und die neue Bevölkerung begann ein neues Zusammenleben, und wir alle verfolgten mit ständig zunehmender Sorge die Entwicklung auf den europäischen Schlachtfeldern.

Wann immer man mit geschulten kommunistischen Agitatoren, die in der Hauptsache aus Kiew oder aus Moskau zu uns gekommen waren, in Einzelgesprächen Unterhaltungen führte, konnte man hören, daß es früher oder später zu einer Auseinandersetzung zwischen Deutschland und der Sowjetunion kommen müsse. Die UdSSR habe eine andere Möglichkeit als den Abschluß des Molotow-Ribbentrop-Paktes gar nicht gehabt, da weder England noch Frankreich gewußt hätte, was es wolle, und beide als ernsthafte Verhandlungspartner nicht in Betracht kamen. Daher habe die Sowjetunion das kleinere Übel gewählt. Trotzdem gäbe man sich in Moskau keinen Illusionen hin, und man sei überzeugt, daß Deutschland eines Tages die Sowjetunion angreifen würde.

Ich war überwältigt von der Ruhe und Kälte, mit der die sowjetischen Agitatoren diese Fragen, bei denen es auf Leben und Tod ging, behandelten. Offenbar wußten sie genau, was sie wollten.

Nichtsdestoweniger glaubte niemand von uns an den Krieg. Wir hofften so sehr auf den Frieden, daß wir all die Gerüchte und Diskussionen weit von uns wiesen.

Da wurde im Mai 1941 unsere Illusion, daß wir noch einmal ohne Opfer davongekommen wären, wie unter der Gewalt einer Lawine begraben. In einer einzigen Nacht wurden in der ganzen Bukowina, in Stadt und Land, alle jene, die man auf den schwarzen Listen erfaßt hatte, aus den Betten heraus verhaftet und in geschlossenen Waggons gesammelt.

Die so überfallartig Festgenommenen waren vor allem ehemalige Grundeigentümer, Geschäftsleute, Groß- und Mittelbauern, und nur wenige, die zufällig in dieser Nacht nicht in ihrer Wohnung waren, entgingen ihrem Schicksal. Die Verhaftungen wurden so rigoros durchgeführt, daß außer der bürgerlichen Schicht nahezu alle sozialdemokratischen Funktionäre und auch die Führer des „Bundes" daran glauben mußten.

Unter den Verhafteten befand sich der jüdische sozialistische Lehrer Gilischenski, der geistige und organisatorische Motor der jüdisch-sozialistischen Arbeiterpartei „Bund", was mich besonders erschütterte. Gilischenski war wiederholt nach Amerika gereist und hatte bei den amerikanischen Juden große Geldsummen gesammelt, so daß der „Bund" in Czernowitz Schulen, Werkstätten, Kinos, Büchereien und eine Arbeiterküche erbauen und in der jüdischen Bildungsstätte „Morgenrot" wirklich Hervorragendes für die Ausbildung und Schulung der jüdischen Arbeiter leisten konnte. In der Zeit des russischen Einmarsches war Gilischenski, gerade aus London gekommen, in Bukarest. Trotzdem kehrte er sofort nach Czernowitz zurück. Ich traf ihn auf der Straße, als er ankam, und stürzte auf ihn zu:

„Warum sind Sie nur gekommen?"

Er sah mich groß an. „Hier ist meine Aufgabe", erwiderte er.

Die Aktion wurde so lückenlos durchgeführt, daß sogar aktive Kollaborateure, die sich längst bewährt hatten, wie der junge Leopoldstadt, mit verhaftet und verschleppt wurden. Die NKWD, die

ihre Zentrale im Hauptquartier der ehemaligen Siguranta gegenüber dem Volksgarten aufgeschlagen hatte, arbeitete auf Hochtouren. Das Zentralgefängnis am Austriaplatz, die Keller des Residenzpalastes waren mit Verhafteten überfüllt.

Von auswärts kamen Tausende von Männern und Frauen mit Lastwagen angefahren. Sie wurden in Viehwaggons verladen und rollten in Richtung Sibirien. Unter ihnen befand sich auch der langjährige Funktionär und Führer des „Bund" der Bukowina, Kasswan.

Viele von ihnen kehrten nie mehr zurück.

Immer häufiger kamen nun Nachrichten, daß ein Kriegsausbruch zwischen Deutschland und der Sowjetunion bevorstünde. Während die einen diesen Kriegsausbruch herbeisehnten, um gegen das verhaßte Hitlerregime vorgehen zu können, fürchteten die meisten von uns — wie wir später sahen, nicht mit Unrecht —, neuerlich in die Kriegswirren hineingerissen zu werden. Viele von uns schenkten den Kriegsgerüchten keinen Glauben. Denn weder strategisch noch politisch konnten sich die Deutschen einen Zweifrontenkrieg leisten. Wir hielten die Deutschen für viel zu klug, als daß sie noch einmal in dieselbe Situation hineinschlittern würden wie im ersten Weltkrieg.

Beunruhigt beobachteten wir von Zeit zu Zeit am Himmel von Czernowitz Flugzeuge mit deutschen Hoheitszeichen, die sich aber anscheinend nur verirrt hatten. Sehr bald kam es zu Sabotageprozessen vor sowjetischen Gerichten, die überaus nervös geworden waren. Der volksdeutsche Bäckereiarbeiter Schmied, der im Gegensatz zu seinen Landsleuten in Czernowitz zurückgeblieben war, wurde von den Kommunisten beschuldigt, ins Brot Glasscherben gemengt zu haben. Seine Unschuldsbeteuerungen halfen ihm wenig; er wurde verurteilt. Für die Sabotageurteile hatten die sowjetischen Gerichte eine Norm. Sie verurteilten die Angeklagten kurzerhand zu zehn Jahren Zwangsarbeit.

VON DEN DEUTSCHEN »BEFREIT«

Dann war es soweit. Am 22. Juni 1941 brach der deutsch-sowjetische Krieg aus. In einem riesigen Bogen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer waren die deutschen und sowjetrussischen Verbände aufmarschiert. Während uns gegenüber die 11. deutsche Armee unter Generaloberst Ritter von Schobert zusammen mit den Verbänden der rumänischen 3. und 4. Armee hinter dem Pruth in Bereitstellung ging, standen auf seiten der Roten Armee unter Marschall Budjenny zwischen Czernowitz und den Pripjetsümpfen etwa 56 Kampfverbände, darunter drei Panzerdivisionen und sieben motorisierte Mech-Brigaden. Und wir lagen mitten drin.

Der Krieg meldete sich auch in Czernowitz zuerst mit Bomben zu Wort. Deutsch-rumänische Maschinen bombardierten das Roscher Gebiet, weil dort sowjetische Panzer konzentriert waren. In den sauberen, netten Häuschen hatten sich die sowjetischen Offiziere breitgemacht.

Schon in aller Frühe füllte sich am Sonntag das Stadtzentrum mit der erschrockenen Bevölkerung. Es erinnerte mich alles qualvoll an Lemberg.

Was sollten wir tun? Wir konnten nichts unternehmen, nur den Kopf einziehen und hoffen, daß uns keine Bombe und keine Granate auf den Kopf fallen würde. Vor einem Jahr hatte uns die Rote Armee von den Rumänen befreit. Jetzt schickten sich die Deutschen und die Rumänen an, uns von den Sowjetrussen zu befreien. Es war ein bißchen zuviel Befreiung in so kurzer Zeit.

Nach diesem ersten Bombardement blieb es jedoch zu unserem allgemeinen Erstaunen vorerst noch ruhig. Während die deutschen Divisionen schon tief in Galizien eingedrungen waren, schien bei uns der Krieg noch zu schlafen. Dann zeichnete sich auf der Landkarte das geradezu geniale deutsche Konzept ab. Völlig kampflos mußten am 1. oder 2. Juli die starken sowjetischen Streitkräfte die Bukowina räumen, um nicht eingekesselt zu werden. Kurz vorher wurden die sowjetischen Zivilisten evakuiert, und wieder entstand

eine große Unruhe in der Stadt. Ein kleiner Teil der Bevölkerung folgte den Sowjets, die anderen blieben an Ort und Stelle. Sie fühlten sich in ihrer Heimat noch am sichersten.

Ein paar Tage lang lag Czernowitz buchstäblich im Niemandsland. Die Gerüchte überschlugen sich. Keiner wußte wirklich, was los war. Flüchtlinge, die in die Stadt strömten, erzählten viel, aber meist sagte der eine genau das Gegenteil von dem, was der andere berichtete. Zeitungen erschienen nicht mehr. Die Redakteure waren längst mit der Roten Armee abgerückt. Rundfunkapparate waren nicht vorhanden, da sie der örtliche Sowjet bei Ausbruch des Krieges abgeholt und im ehemaligen Börsengebäude in der Postgasse gelagert hatte. Sie waren teils verschwunden, teils vernichtet.

Wenn wir nicht in der Ferne das Rollen der Schlachten vernommen hätten und wenn sich nicht die widersprechendsten Gerüchte geradezu überschlagen hätten, wären wir verführt gewesen zu glauben, daß man Czernowitz vergessen habe.

Plötzlich aber erfuhren wir entsetzliche Dinge, die sich in unserer nächsten Nähe ereignet hatten. Aus Kuty kommend, waren nationalistische ukrainische Banden in die Bukowina sengend und brennend eingedrungen. Überall überfielen sie die wehrlose jüdische Bevölkerung und schlachteten sie ab. Besonders in Radauti und Czudin fielen ihnen beinahe alle Juden — es waren Tausende — zum Opfer.

Eine andere Bande marschierte aus Snatyn bis gegen Czernowitz vor, wagte aber nicht, die Stadt zu überfallen, da sie sich nicht stark genug fühlte. Im Städtchen Boijan mordeten die Ukrainer Hunderte von Juden; selbst die ortsansässigen Ukrainer, die sich den Banditen entgegenstellten, wurden niedergemacht. Erst die deutschen und rumänischen Truppen, die am 5. Juli 1941 in Czernowitz einmarschierten, machten diesem Treiben ein Ende. Sie verjagten die Ukrainer und stellten die Ruhe wieder her. Die Toten allerdings wurden dadurch nicht mehr lebendig.

Ein Widerstand gegen die Deutschen und Rumänen war nirgends vorhanden. Die Besetzung der ganzen Bukowina vollzog sich nahezu kampflos. Wir atmeten vorerst einmal auf.

Jedoch schon am zweiten Tage wurden in der Stadt Czernowitz Plakate angeklebt, durch welche die arbeitsfähigen Männer jüdischer Nationalität aufgefordert wurden, sich in der großen Schule in der Schulgasse zu melden. In Windeseile wurde bekannt, daß eine kleine Anzahl Juden, unter ihnen der Stadtrabbiner, vorher festgenommen worden war. Sie mußten im Hause der Kultur, einem der schönsten Gebäude der Stadt, das unter rumänischer Herrschaft errichtet worden war, Aufräumungsarbeiten leisten. Die Rotarmisten hatten ein unvorstellbares Durcheinander zurückgelassen. Nach getaner Arbeit wurden die Facharbeiter von den Nichtfacharbeitern abgesondert. Die letzteren wurden im Keller des Gebäudes bald darauf kurzerhand erschossen.

Gleichzeitig wurde in den vornehmeren Stadtteilen wohnenden Juden befohlen, in das jüdische Armenviertel zu übersiedeln. Jeder durfte aus seiner Wohnung mitnehmen, was er tragen konnte. So entstand das Getto von Czernowitz, ein von Menschen überfülltes Gebiet, in dessen wenigen Gassen es bald wie auf einem Ameisenhaufen wimmelte. Wo einst zwei oder drei Personen in einem Raum hausten, drängten sich nun zehn oder mehr Menschen.

Demgegenüber hatten es die ausgesonderten Facharbeiter beträchtlich besser. Ein kleiner Teil von ihnen erhielt sogar die eigene Wohnung zurück, auch die anderen durften sich frei in der Stadt bewegen. Dennoch gab es zwei Möglichkeiten, dem Getto zu entgehen. Man nahm, so man hatte, frühere berufliche oder gesellschaftliche Verbindung mit den nunmehr zurückgekehrten Rumänen auf. Diese halfen oftmals ihren früheren Geschäftspartnern. Andere ließen sich nach griechisch-orthodoxem Ritus taufen. Ein griechisch-orthodoxer Pfarrer, der ebenfalls mit den Truppen in die Stadt zurückgekehrt war, nahm bereitwillig diese Taufakte vor und half dadurch vielen Juden aus dem Getto. Nicht alle Juden waren indes bereit, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden.

In kürzester Zeit wurde die neue Zivilverwaltung der Stadt organisiert. Bürgermeister wurde der Rumäne Popovic. Er gab sogleich 15 000 Juden die Erlaubnis, in der Stadt zu bleiben, und sie

konnten auch die teilweise schon geräumten Wohnungen wieder in Besitz nehmen.

Trotz der erdrückenden Verhältnisse begann sich das Leben im Getto nach einigen Wochen einigermaßen zu normalisieren. Mit einemmal kam das Gerücht auf, daß das Getto aufgelöst werden würde und wir alle in das deutsch-rumänisch besetzte Dnjestrgebiet verschickt würden.

Ich hatte mich vor dem Arbeitseinsatz kurzerhand gedrückt. Obgleich ich Facharbeiter war, riskierte ich etwas und versteckte mich in der Morariogasse bei Bekannten. Da wir nicht im reichen Viertel der Stadt wohnten, befanden wir uns schließlich aber doch mitten im Getto.

Uns Bukowiner Juden entstand in diesen Tagen ein großer und echter Freund in der Person des Metropoliten der orthodoxen Kirche, Samandrea. Er taufte nicht nur wahllos Juden, sondern setzte sich auch immer wieder beim rumänischen Ministerpräsidenten Mihai Antonescu für die Juden ein und informierte sogar den sephardischen Oberrabbiner Rumäniens, Saffran, laufend über unsere Lage. Der Metropolit konnte sich natürlich im ganzen Lande frei bewegen. Dabei war Samandrea ein enger persönlicher Freund des berühmten antisemitischen Vorkämpfers Rumäniens, Professor Cuza. Die Juden der Bukowina verdanken dem Metropoliten unsagbar viel. Auch der Patriarch der orthodoxen Kirche in Rumänien, Nicodemus, half den Juden, wo er nur konnte.

Aus Lemberg erfuhren wir später, daß sich dort ähnliches zugetragen hatte. Kurz nachdem 1941 in Galizien die Judenverfolgung einsetzte, bat der Oberrabbiner Dr. Levin von Lemberg den Metropoliten Scheptizki um Hilfe. Der Metropolit, ein früherer polnischer Adeliger, der sein Volk und seine Religion verlassen hatte, um sich ganz dem orthodoxen Glauben und dem ukrainischen Volke zu widmen, hörte ungläubig zu und beruhigte Dr. Levin; er konnte an eine drohende Gefahr für die Juden nicht glauben.

Kurze Zeit später war der Oberrabbiner unter den ersten, die von den Ukrainern erschossen wurden. Metropolit Scheptizki war ent-

setzt. Er machte sich heftige Vorwürfe, daß er dem Oberrabbiner seine aktive Hilfe verweigert hatte, versammelte die Mönche des Klosters „Heiliger Jars" und trug ihnen den Plan, den er nun gefaßt hatte, vor. Er wollte die meistbedrohten Juden von Lemberg in Mönchskutten kleiden und im Kloster verstecken. Jedoch überließ er die Entscheidung seinen Mönchen, da dieses Unterfangen sehr gefährlich war. Die Mönche beschlossen einstimmig, gemeinsam die Verantwortung zu übernehmen, auch wenn es ihr Leben kosten sollte. Daraufhin nahm der Metropolit Scheptizki etwa 180 Juden in das Kloster „Heiliger Jars" auf, unter ihnen die beiden Söhne des Oberrabbiners Dr. Levin und den Rabbiner von Kattowitz. Den ganzen Krieg über wurden diese Juden verpflegt und beschäftigt und so gerettet.

Und dies waren keine Juden, die ihr Leben für die Rettung jüdischer Mitbürger einsetzten. Jetzt, in der brutalen Gefahr, erkannte man erst, wie unsinnig alle Theorie war. Letztlich entschied der Mensch, nicht eine politische Auffassung, ja nicht einmal eine Religion oder die Zugehörigkeit zu einem Volk oder einer Rasse.

Verschickt nach Transnistrien

Im Czernowitzer Getto fühlten wir uns einigermaßen sicher. Darum erschreckten uns die Gerüchte von der bevorstehenden Auflösung sehr. Aus Bessarabien hörten wir nur furchtbare Dinge. Dort sollten ganze jüdisch bewohnte Orte völlig ausgelöscht und die gesamte Bevölkerung erschossen worden sein. Aber alle Furcht half uns nichts. Eines Morgens wurden wir alle mit Gewalt aus dem Getto vertrieben und in Viehwagen auf dem Güterbahnhof im Volksgarten verladen.

Durch Zufall hatte ich erfahren, daß es diesmal Ernst würde. Da ich erkannte, daß es einen Ausweg nicht mehr gab, organisierte ich soviel Verpflegung, wie nur möglich war, und wir gingen, schon bevor zum Transport aufgerufen wurde, zum Güterbahnhof. Wer

früher kam, war weit besser daran als jene, die sich zum Schluß herantreiben ließen. So kam es, daß wir, die wir rechtzeitig zum Volksgarten gingen, zu dreißig bis vierzig im Viehwaggon Platz fanden, während die Unglücklichen, die später kamen, zu neunzig bis hundertzwanzig hineingepfercht wurden. Die rumänischen Soldaten, die uns bewachten, kümmerten sich weiter nicht um uns. Sie erfüllten lediglich ihren Befehl. Verpflegung bekamen wir keine. Dann wurden die Waggons von außen verschlossen, und wir fuhren ab, genauso wie vor einigen Monaten viele von uns in Richtung Sibirien gefahren waren. Wir fuhren und fuhren.

Die Zustände in den Viehwaggons waren bald unbeschreiblich. Mühsam konnten wir Löcher in die Wände bohren, es gab keine Klo-Anlagen und keine Hilfe, wenn jemand erkrankte. So geschah es, daß Tote und Lebende nebeneinander lagen. Und so ging es zwei Wochen lang. Manchmal hatten wir das Gefühl, daß der Transport sich im Kreise bewegte. Endlich langten wir in Mogilew an. Wir waren völlig apathisch, als wir schließlich an der Haltestelle Atachi anhielten.

Zuerst hatten wir angenommen, daß diese Verschickung eine Strafe für jene Juden darstelle, die sich der sowjetischen Herrschaft gebeugt hatten. Kaum taumelten wir aus unseren fahrenden Gefängnissen ins Freie, wurden wir eines Besseren belehrt. Wir trafen dort nämlich auch viele Juden, die aus dem nicht sowjetisch besetzt gewesenen Teil der Bukowina sowie aus anderen Teilen Rumäniens stammten. Der rumänische Ministerpräsident Antonescu dachte nicht daran, alle Juden seines Landes ans Messer zu liefern. Jedoch um den zahlreichen rumänischen Antisemiten der Eisernen Garde und den deutschen Verbündeten gewisse Konzessionen zu machen, opferte er einen Teil der Juden aus den Randgebieten Rumäniens. Hier in Transnistrien entstand mit dem Zentrum Mogilew ein riesiges Anhaltelager für die Juden aus Bessarabien, der Bukowina und einigen Randgemeinden, zum Beispiel Dorohoi, Suceava, Itcani und anderen. Alles in allem waren hier 200 000—250 000 Juden versammelt.

Die Rumänen hatten wohl über das ganze Gebiet das Oberkommando, wovon wir aber leben sollten und wie wir leben sollten, darum bekümmerten sie sich praktisch überhaupt nicht. Es gab zur Organisierung der kümmerlichen Lebensmöglichkeiten eine Art jüdischer Selbstverwaltung, den Judenrat, dem sogar eine jüdische Polizei zur Seite stand.

Noch ganz benommen von dieser schrecklichen Anreise, erfaßten wir zuerst die Umstände gar nicht. Schließlich wurde uns in einem Fabrikraum bekanntgegeben, daß der Transport auf verschiedene Orte aufgeteilt würde. Eine Gruppe von etwa dreißig Personen wurde für das Städtchen Bershad bestimmt.

Isidor, der mit seiner Schwester beisammen war, kam von einer nahen Schule, in der andere Gruppen des Transportes untergebracht worden waren, herüber, um sich zu verabschieden. Er war zu einem anderen Transport eingeteilt worden. Wir wußten damals nicht, daß es ein Abschied fürs Leben war. Isidor ging an der bald eintretenden Typhusepidemie zugrunde.

Unser Bershad-Transport brach kurz danach im Fußmarsch auf, um unseren etwa achtzig Kilometer entfernten Bestimmungsort zu erreichen. Wir brauchten etwa zweieinhalb Tage, bis wir das kleine Bershad erreichten, wo uns ein Vertreter des jüdischen Komitees zunächst in ein verlassenes Kolchoshaus einwies, bis wir endlich Unterkunft in einem der vielen leerstehenden Häuser erhielten, in denen bis vor kurzem Bauern gewohnt hatten. Vier bis fünf Familien erhielten so ein Haus zugewiesen. Wir bekamen den strengen Befehl, den Ort nicht zu verlassen. Nur Komiteeangehörige und Mitglieder der jüdischen Polizei hatten Sonderausweise, welche sie berechtigten, in ganz Transnistrien herumzureisen, dem Raum zwischen Dnjestr und Bug, der ein einziges jüdisches Anhaltelager bildete.

Die Verpflegung, die das jüdische Komitee austeilte, war kümmerlich genug. In der Hauptsache gab es nur Brot und Suppe. Da wir bei diesem endlosen Transport unsere Lebensmittelvorräte aufgezehrt hatten, befiel uns bald großer Hunger.

Ich wurde am nächsten Tag bei den Straßenarbeiten eingesetzt. Mit einem kurzen Hammer ausgerüstet, hockte ich, dieser Arbeit gänzlich ungewohnt, mit Tausenden anderen in einem der transnistrischen Straßengräben und zerkleinerte in vorsintflutlicher Art und Weise Steine, mit denen die Straßen geschottert werden sollten. Dafür gab es etwas mehr Verpflegung.

Sehr bald brach die Katastrophe aus. Durch die einsetzende Unterernährung und auch durch die leider herrschende Unsauberkeit kam es zu den ersten Typhuserkrankungen. Da wir sehr wenig Ärzte hatten und diese wieder sehr wenig Medikamente, verbreitete sich die Krankheit in Windeseile und raffte Tausende und Tausende hinweg.

Auch ich erkrankte, doch nicht an Typhus, sondern ich hielt die schwere körperliche Arbeit einfach nicht durch und brach — hauptsächlich aus Schwäche — zusammen. Der erste, der mich besuchte, war Dr. Katz. Er war abgemagert, und seine Augen lagen tief in den Höhlen. Der Arzt sah selbst aus wie ein Schwerkranker. Trotzdem war er unermüdlich auf den Beinen.

„Nun", sagte er erleichtert, nachdem er mich untersucht hatte, „da haben Sie ja noch einmal Glück gehabt. Ihnen fehlt weiter nichts, Sie sind nur unterernährt."

„Es sollen auch schon Menschen verhungert sein", bemerkte meine Frau bitter.

Der alte Arzt zuckte die Achseln. „Wer zählt sie?" flüsterte er. „Die Erde ist gedüngt mit Juden, auf einen mehr oder weniger kommt es nicht mehr an." Dann aber sprach er uns Mut zu. Die jüdischen Gemeinden in Rumänien hatten sich zu umfassenden Hilfsmaßnahmen für Transnistrien aufgerafft und sandten, soviel sie nur konnten. Die Rumänen ließen die Hilfssendungen völlig ungehindert passieren.

Ansonsten war unsere Lage wahrhaftig verzweifelt. Die Erde Transnistriens ist unglaublich fruchtbar, sie ist so fett, daß man sie Rahm nennt; Wälder und Weiden wechseln mit großen Ackerflächen und heute nur mehr vereinzelten Obstbaugebieten. Einst wurde

Den Wanderstab ergreifen

Was der Jude Grinbaum sagt

In Warschau fand kürzlich eine zionistische Versammlung statt, auf welcher der nach Palästina ausgewanderte ehemalige Sejmabgeordnete **Grinbaum** eine Rede hielt, worüber die in Warschau erscheinende Zeitung „Hajnt" (Nr. 74) berichtet:

„Wegen Oesterreich ist kein Krieg ausgebrochen. Wegen der Tschechoslowakei wird er auch nicht ausbrechen, und wegen der Juden schon gar nicht. Es gibt Länder, in denen die Juden noch kämpfen können, aber auch dort haben sie nur schwache Aussichten. Da ist nichts zu machen, man muß den Wanderstab ergreifen. Ich wiederhole es, obwohl das einigen (Juden) nicht passen will. Ich weiß nicht, ob der Terror (in Palästina) bald aufhören wird. Er wird bestimmt noch ziemlich lange dauern. Aber es ist besser, in Palästina eine Kugel in den Kopf zu erhalten als in den Straßen von Warschau einen Messerstich, denn dort (in Palästina) haben wir noch Aussichten zu siegen, hier dagegen haben wir sie nicht."

Der Jude **Grinbaum** ist wirklich ein anständiger Jude. So werden auch die Polen sagen, deren größter Wunsch schon seit langem ist, daß die Juden möglichst **rasch aus dem Lande gehen.**

Der „Stürmer"

סיי קאָלאָנעל מיינערטצהאַגען, סיי ד"ר
ווייצמאַן האָבן ניט געוואָלט פירן קיין
דעבאַטעס וועגן היטלערס באַהאַנדלונג פון
די דייטשע יידן. זייערע מיינונגען וועגן
דעם זייגען געווען פאַרשידן און ווייצ-
מאַן האָט זיך געפילט אַנטוישט. אין אַ
רגע פון צאָרן האָט ער אויסגערופן: "מיך
אַרט ווייניק צי אַ כאָלערע אָדער באָל-
שעוויזם וועט באַפאַלן דייטשלאַנד. פון
מיינעטוועגן זאָלן די דייטשן פאַרכאַפּט
ווערן פון ביידע פּלאַגן..."

Erklärung Chaim Weizmann (zu Seite 72)

ווייצמאַנס דערשלאָגנקייט האָט זיך אויך
גענומען דערפון, לויט ווי קאָלאָנעל מיי-
נערטצהאַגען דערציילט, וואָס, אונטער
דער ווירקונג פון יידן-האַס אין דייטש-
לאַנד, האָט זיך פאַרשטאַרקט דער אַנטי-
סעמיטיזם אין ענגלאַנד. אין זיין פאַרביי-
טערטקייט האָט ווייצמאַן געלאָזט פאַלן
"איך וועל בעסער זען דעם אונטערגאַנג
פון דעם דייטשן ייד, איידער צו זען ווי
ארץ-ישראל איז פאַרלוירן פאַר די יידן".

Erklärung Chaim Weizmann (zu Seite 72)

diese reiche Gegend der Obstgarten Rußlands genannt. Erst die Kolchosierung vernichtete hier vieles. Die Straßen waren nur zum Teil mit Steinen gepflastert, und so entstanden, besonders nach Regenfällen, riesige tiefe Pfützen, so daß der ahnungslose Wanderer, der in sie hineingeriet, manchmal sogar seine Stiefel verlor.

Die Bauern in der Umgebung von Bershad waren, wie wohl in ganz Transnistrien, in der ersten Zeit äußerst ablehnend und uns sehr feindlich gesinnt. Vornehmlich die Jugend, die doch schon im Sowjetsystem geboren und aufgewachsen war, legte einen Antisemitismus an den Tag, der unbeschreiblich war. Hungernde Juden, auch Kinder, die sich in den Dörfern blicken ließen, wurden mit Steinwürfen und hetzenden Hunden verjagt. Die Flugblätter der deutschen und rumänischen Kriegspropaganda wurden von den Bauern begeistert aufgenommen. Vor allem die Versicherung, daß der Krieg nicht gegen die Russen, sondern nur gegen die Kommunisten und Juden geführt würde, und das Versprechen, daß die enteigneten Bauern ihren Grund und Boden zurückerhalten und die Kolchosen wieder aufgelöst würden, fanden helle Zustimmung. Rücksichtslos zeigten die transnistrischen Bauern die sowjetischen Partisanen an oder lieferten sie sogar aus, wenn sie Schutz bei ihren Landsleuten suchten.

Erst später, als niemand Anstalten machte, den Boden den Bauern wieder zurückzugeben, und als die jungen Burschen zum rumänischen Militär einrücken mußten, war die Begeisterung merklich gedämpft, verwandelte sich bald in Ablehnung und schlug schließlich in Haß um. Die Bauern fühlten sich, nicht zu Unrecht, von der Propaganda betrogen und genarrt. Hätten die Rumänen und natürlich in erster Linie die Deutschen ihre Versprechungen, die sie den Bauern in der Sowjetunion machten, auch erfüllt, dann wäre es wohl um das Sowjetsystem sehr schlecht bestellt gewesen.

Die allgemeine Enttäuschung lockerte die Spannungen zwischen uns Juden und den transnistrischen Bauern, die zusehends freundlicher wurden.

Die Hilfsaktionen kamen leider nicht recht zum Tragen. Obgleich

die jüdischen Gemeinden in Alt-Rumänien sehr viel aufbrachten, kam nur wenig zur Verteilung. Die Geschenkpakete, besonders die der allgemeinen Sammlung, wurden vom Juden-Komitee in eigener Regie verwaltet. Weder die Rumänen noch die Deutschen redeten hier etwas drein. Trotzdem erhielten wir nur einen Bruchteil von jenen Spenden, die unsere Glaubensbrüder aus Rumänien sandten. Der Großteil verschwand spurlos und wurde später zu horrenden Preisen verschoben. Erst viel später, als nach Jahren die Rote Armee wieder in Transnistrien einrückte, erfuhren wir, welch ungeheures Verbrechen unsere eigenen Brüder an uns verübt hatten. Mitglieder des Bershader Juden-Komitees, eines aus Siebenbürgen, eines aus der Bukowina, wurden 1945 von sowjetischen Militärgerichten wegen dieser Betrügereien und Unterschlagungen sowie wegen Zusammenarbeit mit dem Feind zu schweren Zuchthausstrafen verurteilt.

Langsam genas ich wieder, wenn auch eine große Schwäche zurückblieb. Mit dem Steineklopfen ging es nicht mehr. Verzweifelt sah ich mich nach einer anderen Möglichkeit um, unsere Lebensmittelration zu erhöhen.

Wirtschaftlich waren die hier zusammengedrängten Juden sich gänzlich selbst überlassen. Die Handwerker, vor allem die Schneider, Schuster und Kürschner, begannen wieder zu arbeiten, und ihre Kundschaft bildeten nicht nur die verbannten Juden, sondern auch die russischen und rumänischen Bauern, die ihrer Scholle treugeblieben waren.

Jedoch neben den jüdischen Handwerkern, die bald erheblich besser lebten als die Masse der verbannten Juden, kristallisierten sich auch andere Gruppen heraus, denen es gelang, sich weit über das Elendsniveau ihrer Leidensgenossen zu erheben: in erster Linie natürlich die Mitglieder und Mitarbeiter der jüdischen Komitees, nicht zuletzt die Angehörigen der jüdischen Polizei, denen ja auch die Verteilung der kümmerlichen Lebensmittelrationen und der immer wieder einlaufenden Hilfssendungen der rumänischen Juden oblag. Sehr bald beobachteten wir erbittert, daß es zweierlei Verbannte gab: jene, die beinahe verhungerten, und andere wieder, die sich's

„richteten“. Daneben tauchten besonders tüchtige Schwarz- und Schleichhändler auf, denen es zum Teil hier in der transnistrischen Verbannung besser ging als zu Hause.

Jene jüdischen Hyänen, die unmenschlich genug waren, noch vom jüdischen Unglück zu profitieren, nahmen ihren Leidensgenossen die letzten Werte ab, die diese hierher völlig unbehindert von den Rumänen und den Deutschen gerettet hatten. Menschen, die dem Verhungern nahe waren, zahlten für Lebensmittel oft pures Gold.

Es war ein Jammer, zu sehen, daß das Elend, die entsetzliche Not, oft die primitivste Menschlichkeit vernichtete. Der Tanz um das Goldene Kalb war nirgendwo so abstoßend wie hier am Rande des Abgrundes. Später, als wir wieder einmal befreit wurden, diesmal von neuem durch die Sowjetarmee, blieben Zehntausende und Zehntausende von Gräbern elend zugrunde gegangener Juden in Transnistrien zurück. Fast alle schleppten wir ins weitere Leben nicht nur unaustilgbare Erinnerungen mit, sondern auch schwere gesundheitliche Schäden, mit denen die meisten nie mehr fertig werden.

Andere freilich trugen in ihren Säcken keuchend goldene Ringe, Uhren und Golddukaten mit sich. Den Blutlohn eines brudermörderischen Schleichhandels. Allein ich will den Dingen nicht vorauseilen.

Wir befanden uns in dem Städtchen Bershad in einer besonderen Lage. Da wir von der Zentralverwaltung Mogilew sehr weit entfernt waren, hatten wir zum Teil größere Freiheiten und mehr Bewegungsmöglichkeiten. Auf der anderen Seite lebten wir nahe dem Flußlauf des Bugs aber auch gefährlicher. Wer sich nämlich in Transnistrien eines Vergehens schuldig machte, wurde über den Bug geschickt. Das bedeutete in der Regel den sicheren Tod. Die deutsche Zivilverwaltung, die hinter dem Bug begann, machte mit den Strafverschickten nicht viel Federlesens. Meist wurden sie kurzerhand erschossen.

Die Vergehen waren mannigfaltiger Art: schwere Gewalttaten, Raub, Diebstahl. Doch auch eine grobe Beleidigung des jüdischen Komitees oder der jüdischen Polizei konnte schon dazu führen, daß

diese den Übeltäter beim rumänischen Kommando anzeigten. Da sich die Rumänen um uns im großen und ganzen überhaupt nicht kümmerten, waren es ja in erster Linie das jüdische Komitee selbst und seine Polizei, die indirekt bestimmten, wer über den Bug mußte und wer nicht. Die direkte Entscheidung traf der rumänische Ortskommandant. Gewöhnlich entschied er so, wie das jüdische Komitee und die Polizei es vorschlugen.

Es gab aber noch andere Vergehen, wegen deren man leicht das Leben verlieren konnte: Übertretung der Sperrstunde etwa. Die Zeiten dieser Sperrstunde wurden sehr unterschiedlich gehandhabt. Im allgemeinen durfte man nach einundzwanzig Uhr nicht mehr die Straßen betreten. Doch lief der Verkehr oftmals bis zweiundzwanzig Uhr.

Zwei junge Juden waren eines Tages leichtsinnig und hatten sich weit über die Sperrstunde hinaus verspätet. Sie wurden von einer rumänischen Patrouille ertappt, festgenommen und ins Gefängnis eingeliefert. Einer der beiden war mein Freund. Nun wollten die Rumänen, um dem Gebot der Sperrstunde wieder einmal mehr Nachdruck zu verleihen, ein Exempel statuieren und die beiden über den Bug schicken. Schon zwei Tage saßen die Delinquenten im Gefängnis, und sie hatten praktisch bereits mit ihrem Leben abgeschlossen. Mein Freund, Kantor und Absolvent der Mailänder Scala, begann zum Abschied von diesem Leben religiöse Lieder zu singen. Er hatte eine herrliche Stimme.

Bald lauschte das ganze Gefängnis und auch der im oberen Stockwerk diensttuende rumänische Offizier. Da er gerade Langeweile hatte, erkundigte er sich nach dem Sänger und ließ ihn vorführen. Er fragte ihn, ob er auch rumänische Lieder singen könne. Mein Freund bejahte und sang einige rumänische Volkslieder. Der Offizier war so begeistert, daß er kurz entschlossen entschied, daß mein Freund nicht über den Bug müsse.

Der so jählings Begnadete holte erst einmal tief Atem und sagte dann tapfer: „Ich weiß nicht, wie ich danken soll, doch ich kann allein die Gnade nicht annehmen. Wenn ich nun freikomme und

mein Kamerad über den Bug geht, wird mich die Gemeinde als Verräter ausstoßen."

Der rumänische Offizier stutzte und sandte meinen Freund wortlos in die Zelle zurück.

Am nächsten Morgen wurden beide freigelassen. So kam es, daß mein Freund im weiteren Verlaufe bei manchem Zechgelage der rumänischen Offiziere singen mußte. Damit erleichterte er sich und seiner Familie das Leben sehr.

Selbst hier, sozusagen am Ende der Welt, verfolgten wir mit atemloser Spannung das Weltgeschehen. Natürlich war es uns streng verboten, Radioapparate zu besitzen und zu benutzen. Doch wir hatten sie und hörten die Rundfunkmeldungen der ganzen Welt. Wir waren sehr bald über die großen Schwierigkeiten im Bilde, denen Hitler, besser gesagt seine Armeen, in der unendlichen russischen Weite begegneten.

Aber wir waren nicht einmal auf die Rundfunknachrichten angewiesen. Da die Juden in Rumänien alle Freiheiten genossen und ausgezeichnete Verbindungen in aller Welt hatten, waren wir auch laufend über Zusammenhänge und Hintergründe unterrichtet, von denen der Durchschnittsbürger kaum etwas wußte. Unsere Verbindung zur Bukarester jüdischen Gemeinde florierte ausgezeichnet. Zum Teil standen wir auch durch Kuriere, die nicht nur die rumänische Armee passierten, sondern auch die ganze deutsche Ostfront, immer wieder mit den Juden in der Sowjetunion in gutem Kontakt.

Obgleich wir längst alle Illusionen verloren hatten und uns das unerbittliche Schicksal eine ansehnliche Portion Skepsis aufzwang, konnten wir doch allmählich erkennen, daß der Stern Adolf Hitlers im Sinken war. Was uns all die Jahre vorher unmöglich schien, wurde nun Wahrheit.

Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken. Nachdem ich mich von der Straßenarbeit befreit hatte, bemühte ich mich, auf irgendeine Art und Weise meine kleine Familie über Wasser zu halten. Obschon ich Handarbeiter bin, konnte ich mein erlerntes Handwerk dort nicht ausüben. Buchbindereien gab es nicht.

Zum Handel hatte ich nicht die geringste Eignung. Dazu kam, daß ich voll Ekel auf jene Geschäftstüchtigen blickte, die sich nicht schämten, die Folgen des mörderischen Antisemitismus auszunützen und ihre eigenen Leidensgenossen auszubeuten.

So verfiel ich auf einen etwas sonderbaren Ausweg. Ich las den russischen und rumänischen Bauern allabendlich aus der Bibel vor. Da die meisten des Lesens und Schreibens nicht kundig waren, erlangten meine Besuche bald große Beliebtheit. Natürlich übersetzte oder las ich auch andere, weltliche Dinge, wie es eben kam. Da jedoch die Bauern nur abends Zeit hatten, so mußte ich beinahe jede Nacht mein Leben riskieren und, ob ich wollte oder nicht, die Sperrstunde übertreten.

Später lernte ich sogar Karten schlagen. Und wie ein Zigeuner zog ich in der weiteren und näheren Umgebung von Bershad umher, bald mit der Bibel unter dem Arm, bald mit einem Paket abgegriffener Spielkarten.

Was tut der Mensch nicht alles, wenn er mit Weib und Kind überleben will? Daß ich dabei weder als Angehöriger der jüdischen Polizei noch als Schleichhändler mich gegen die Interessen meiner Leidensgenossen stellen mußte, war mir allein moralischer Gradmesser für mein Tun.

Mein Honorar war bescheiden genug. Ein paar Handvoll Mais, wir nannten ihn Kukuruz, ein paar Kartoffeln oder ein Fläschchen Milch. Was für kostbare Reichtümer waren das! Man mußte mit ihnen obendrein vorsichtig und verstohlen umgehen. Denn der Neid, den das Elend geschaffen hatte, war auch in den Reihen der Leidensgenossen unsagbar groß.

Heute kommt mir in der Erinnerung jene Zeit wie ein Märchen vor. Ein grausames und leider oft blutiges Märchen. Trotzdem, eines blieb Wirklichkeit: Wir überlebten.

Eines Abends, ich war gerade etwas früher als sonst nach Hause gekommen und hatte meiner Frau meine Schätze ausgehändigt, pochte es ungestüm an unsere Zimmertür.

Meine Frau öffnete erstaunt, und herein stürzte Dr. Katz. „Gebt

mir Unterkunft!“ keuchte er. „Mich haben die Wulechs gejagt. Ich habe keine Lust, über den Bug zu gehen. Jetzt wo es an den Fronten so schlecht steht, werden die noch ganz verrückt mit ihrer Sperrstunde.“

Selbstverständlich luden wir Dr. Katz ein, bei uns zu bleiben. Ich war froh, wieder einmal einen Bekannten lebend zu sehen.

„Nicht daß ihr glaubt“, sagte der Alte, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, „daß ich mit leeren Händen komme.“ Er öffnete seine große Tasche, in der er sein ärztliches Besteck und die wenigen Medikamente bewahrte, die er hatte, und zog aus ihr triumphierend ein Stück Speck hervor. „Etwas Brot habe ich auch.“

Das war nun wahrhaftig eine freudige Überraschung, denn sehr gut ging es uns ja noch immer nicht. Wir waren froh, nicht verhungern zu müssen. So legten wir alles zusammen, das wenige, das auch wir hatten, und aßen uns nach langer Zeit wieder einmal richtiggehend satt.

Dr. Katz scherzte mit meinem Sohn, und erst als sich dieser schlafen gelegt hatte, sagte er bekümmert: „Es schaut nicht aus, als ob das Schlamassel bald enden würde.“

Wir nickten niedergeschlagen. Nirgendwo war ein Ende abzusehen. Ein Teil der Familie meiner Frau befand sich in Bar, das liegt in Rußland. Dort konnte man überhaupt nicht hin. Andere Verwandte lebten in Balti und Lipkani in Bessarabien. Ich hatte mich unter sehr schwierigen Umständen aufgemacht, nach der Familie zu forschen. Zwar war es uns streng verboten, uns vom Verbannungsort zu entfernen, doch es gab immer wieder eine Möglichkeit, dieses Verbot zu durchbrechen. Vor allem dankten wir diese Möglichkeiten jenen jüdischen Mädchen und Frauen, die als Gäste ins rumänische Offizierskasino gingen und oft sogar über den Bug hinüber eingeladen wurden, eine Einladung, die *wir* mehr als alles fürchteten. Denn die meisten Juden, die über den Bug mußten, wurden erschossen. Diese Frauen brachten nicht nur Geld und Lebensmittel nach Hause, sondern es gelang ihnen da und dort, von rumänischen und selbst von deutschen Offizieren sogenannte SS-

Ausweise zu erbitten. Mit diesen Ausweisen konnte man sich in ganz Transnistrien völlig frei bewegen. Zwar galten die SS-Ausweise nur für beschränkte Zeit, doch waren sie sehr leicht zu fälschen. Natürlich konnten nur einige wenige solcher Ausweise von uns erobert werden. Eine junge, schöne Frau namens Rita lebte mehrere Jahre in unserer nächsten Umgebung mit einem rumänischen Unteroffizier zusammen. Manche sahen sie deshalb über die Schulter an und verfluchten sie. Man befürchtete in der Gemeinde, daß sich zu viele Frauen mit Rumänen einlassen würden. Frau Rita aber, eine Esther im kleinen, half nicht nur ihrer Familie, sondern zahlreichen Juden.

Vor Lipkani war ich einem Zug von etwa 5000 Juden begegnet, die, von einem rumänischen und einem deutschen Soldaten bewacht, über Balti ins Ungewisse zogen. Erstarrt beobachtete ich, wie diese Tausende sich willenlos dem Kommando der beiden Soldaten fügten. Die Schwachen und Alten, die den Strapazen nicht gewachsen waren und zusammenbrachen, wurden von dem deutschen Soldaten kurzerhand erschossen. Es war ein Inferno, dabei ein unfaßbares, denn die Tausende hätten den einen Mann mit Leichtigkeit mit ihren Händen erwürgen können; aber niemand hob die Hand.

In Lipkani sprach ich bei der deutschen Kommandantur vor, erkundigte mich nach meinen Verwandten und berichtete einem dort diensthabenden österreichischen Offizier meine Beobachtungen. Er war darüber aufgebracht, allein er sagte, daß er nichts dagegen tun könne. Eindringlich warnte er mich, weiter zu suchen. „Gehen Sie zurück", sagte er, „hier ist alles hoffnungslos."

Es war wirklich kein Ende abzusehen.

„Wie nur *ein* Mensch soviel Unglück über die anderen bringen kann", klagte meine Frau.

„Ich fürchte", widersprach ich, „es ist nicht nur *ein* Mensch. Vielleicht ist es auch gar nicht nur *ein* Volk."

„Na, na", entgegnete Dr. Katz entrüstet, „Sie werden doch nicht am Ende die Deutschen verteidigen wollen?"

„Daran denke ich nicht im Traum. Aber sind es nur die Deutschen? Es heißt zwar, sie hätten den Affen erfunden. Den Antisemitismus erfanden sie sicherlich nicht. Immer wenn es den Romanows schlecht ging, haben die Zaren den Völkern ihre Juden zum Fraße vorgeworfen. Die Pogrome waren stets das Ventil für die aufgespeicherte Volkswut. Und die Spanier? Ihr Torquemada ließ den Juden nur zwei Möglichkeiten: Taufe oder Vertreibung. Kaum einer, der heute vor den kirchlichen Wunderbauten in Sevilla, Granada, Toledo und anderswo steht, weiß, daß diese Bauten vor rund 500 Jahren Synagogen waren. Und was war in Frankreich los? Lange ehe in Deutschland der Antisemitismus emporloderte, raste er in Paris. Der arme Hauptmann Dreyfus wurde ans Kreuz geschlagen, weil er ein Jude war. Das war seine ganze Schuld.

Wie war es 1936 in Bessarabien, als die schwere Hungersnot ausbrach? Damals waren noch keine Deutschen im Lande, und gegen wen richtete sich der Volkshaß? Gegen uns Juden. Die antisemitischen Hetzer stachelten die Bauern gegen uns auf und klagten uns an, daß wir für die Hungersnot verantwortlich wären."

„Das ist schon richtig", räumte Dr. Katz ein, „und trotzdem ist es falsch. Torquemada ließ wenigstens den Juden die Entscheidung: Taufe oder Vertreibung. So entstanden aus jenen Juden, die sich beugten, die Maranen, die dem spanischen Staat später wertvolle Dienste leisteten. Die Deutschen dagegen, die gaben uns keine Entscheidungsmöglichkeit; sie wollen uns vernichten!"

„So ist es", stimmte meine Frau erregt bei.

„Wollen wir uns gegenseitig Propagandareden halten?" fragte ich

ruhig. „Oder wollen wir über die Wahrheit diskutieren? Stundenlang liege ich oft in den Nächten wach und grübele nach. Und mit mir hier in Transnistrien viele Zehntausende von Juden. Ich bin überzeugt, nicht nur in Transnistrien. Immer wieder frage ich mich, wie kam es so weit? Immer wieder sinne ich darüber nach, ob es wirklich so hat kommen müssen. All die Jahre, schon in Lemberg, und natürlich in Czernowitz, habe ich begierig alle Nachrichten gesammelt, die die Frage, ob es so kommen mußte oder nicht, berühren. Und ich sage euch: Es hat nicht so kommen müssen. Selbstredend wollten die Nazis die Juden aus Deutschland draußen haben. Sie wollten die Juden *vertreiben*. Aber von einer Vernichtung war damals keine Rede."

„Wie können Sie so etwas sagen?" Dr. Katz sprang auf. „Sind Sie wahnsinnig geworden?"

„Oft, wenn ich so nachdenke, fürchte ich den Verstand zu verlieren. Es ist grauenhaft, den Tatsachen ins Auge zu blicken. Und Tatsachen sind die wiederholten Anstrengungen, die die Nazis machten, um die Auswanderung der Juden in die Wege zu leiten. 1934 verließen mit all ihrer beweglichen Habe 120 000 Juden Deutschland in Richtung Palästina."

„120 000", höhnte Dr. Katz, „ein Bruchteil!"

„Das stimmt", gab ich zu. „Aber warum nur ein Bruchteil? Es ist doch Tatsache, daß die Reichsregierung jeden Juden auswandern ließ. Warum es nur 120 000 waren? Das ist leicht zu erklären. Weil die Engländer nur diesen 120 000 die Einreiseerlaubnis nach Palästina gaben. Hätten sie für alle Juden Zertifikate ausgestellt, der Hitler wäre froh gewesen, sie loszuwerden. Abgesehen davon, es wäre auch ein großes Geschäft für ihn gewesen, denn die Liegenschaften wollten die Nazis ja sowieso nicht hergeben. Jedoch am Leben wären alle geblieben."

„Also der Tote ist schuld und nicht der Mörder", spottete Dr. Katz.

„So löst man keine Frage, die Leben und Tod der Juden in sich trägt. Bekanntlich entstand sogar innerhalb der NSDAP, besonders

um den berüchtigten Julius Streicher, eine Gruppierung von Parteigenossen, die mit dieser Auswanderung ganz und gar nicht zufrieden waren, und kein geringerer als Dr. Goebbels mußte in einer öffentlichen Rundfunkansprache den unzufriedenen radikalen Antisemiten gegenüber die Ausreiseerlaubnis verteidigen. Er sagte ironisch: ‚Laßt doch die Juden nach Palästina ziehen, die werden sich dort gegenseitig auffressen!'"

„Was folgern Sie daraus?"

„Hätte man diese Möglichkeit aufgegriffen, hätte man verhandelt, und hätte man auf die Regierungen der Welt einen Druck ausgeübt, daß sie die Juden überhaupt aufzunehmen bereit waren, dann wären den Juden in Deutschland Verfolgung und Konzentrationslager erspart geblieben."

„Und wer ist dann schuld?" fragte Dr. Katz aufgeregt.

„Natürlich in erster Linie die deutsche Regierung, die die Judengesetze geschaffen hat. Dann aber jene, die nichts taten, um die Juden zu retten! Jahrelang herrschte noch Friede, jahrelang hätte man jeden Juden aus dem Einflußgebiet Hitlers herausbringen können. Als dann der Krieg ausbrach, war es zu spät. Die Engländer haben aus Angst vor den Arabern, aus Berechnung im Hinblick auf ihre kolonialen Interessen den Juden ihre Schutzherrschaft aufgekündigt. Sie verweigerten ihnen den Zuzug nach Palästina, obwohl sie alle Macht dort hatten. Selbst nach dem Einmarsch der Deutschen in Österreich und der Tschechoslowakei reisten mit offizieller deutscher Bewilligung jüdische Auswanderertransporte über Jugoslawien, Rumänien und Griechenland ins Mittelmeer. Zum Teil entließen die Nazis Juden selbst aus den Konzentrationslagern und Gefängnissen, wenn sie auswanderten.

Es ist sicher, daß mindestens zwanzig jüdische Auswanderungstransporte von je etwa tausend Seelen in der Zeit von 1939 bis 1940 Prag und Wien verließen. Die Engländer aber eröffneten mit ihren Patrouillenbooten das Feuer auf diese illegalen Einwanderungsschiffe, verwundeten und töteten jene Juden, die den Nazis entkommen waren, oder nahmen sie gefangen und hielten sie hinter Stachel-

drähten, bis sie schließlich die illegale Einwanderung ganz unterbanden. Die Engländer weigerten sich also, die jüdische Masseneinwanderung nach Palästina zu gestatten."

An der Tür pochte es.

„Entschuldigen Sie", Salomon, ein junger Händlerssohn, der seine ganze Familie außer einer Schwester verloren hatte und in einem rückwärtigen Verschlag des Hauses schlief, trat in unseren Wohnraum. „Ich hörte Sie sprechen, und", gestand er verlegen, „ich habe gehorcht." Auf seinen Wangen brannten hektische rote Flecken. „Hätte man da nicht versuchen müssen, die Juden in andere Länder zu bringen?"

Meine Frau rückte einen Stuhl zurecht und goß eine Tasse Tee ein. Der Junge trank begierig und starrte mich fragend an.

„Das ist ja geschehen", versuchte ich zu erklären. „1935 trugen sich in Deutschland weitere hunderttausend Juden zur Auswanderung ein. Die Nazibehörden erlaubten auch diese Ausreisen. Ich brauche mich dazu nicht zu äußern, ich habe alle Unterlagen gesammelt."

Ich stand auf und holte unter meinem Bett die Mappe hervor, die mich nun schon jahrelang begleitete. „Hier, am 15. Januar 1936 schrieb die Bukarester Zeitung ‚Tara noastra' [Unser Land] unter dem Titel ‚Juden aus Deutschland — niemand will sie haben'."

Ich nahm das vergilbte Zeitungsblatt und begann vorzulesen:

„‚Über 100 000 Juden schicken sich an, Deutschland zu verlassen. Das Sekretariat des Völkerbundes bemüht sich, wie immer unter solchen Umständen, auf diplomatischem Weg und unter der Hand ein Land zu finden, welches diese reisende und nach Komfort suchende Bevölkerung aufnimmt. Nach dem ‚Daily Herald' aus London studiert man gegenwärtig einen internationalen Plan für die Unterbringung dieser 100 000 Juden, die demnächst Deutschland verlassen werden. Die Kosten sollen aus einem Spezialfonds von zehn Millionen Pfund bestritten werden. Dieser Fonds wird aufgebracht unter der Schirmherrschaft eines eigenen Komitees unter der Leitung von Sir H. Samuel Lord Beasdorf und Samuel Marx.

Die Gelder sollen nicht nur zur Bestreitung der Reisekosten, sondern auch zur Erledigung aller sonstigen Formalitäten dienen. Die 100 000 Juden sollen auf verschiedene Länder verteilt werden, welche ihnen die Tore öffnen wollen. Auf eine Anfrage wegen Aufnahme dieser Flüchtlinge aus Deutschland hat Frankreich eine abschlägige Antwort erteilt. Im übrigen weist die französische Presse darauf hin, daß die ersten Flüchtlinge aus Deutschland, die die Erlaubnis zur Ansiedlung in Korsika erhalten hätten, alle nach kurzer Zeit nach Frankreich zurückkehrten. Nun sollen uns in Rumänien dreißigtausend davon zugedacht sein. Eine zweite Kolonisierung.'"

In dem kleinen Raum war es so still, daß man ein Blatt hätte zu Boden fallen hören.

„So ist es", stöhnte der Junge, der noch keine neunzehn Jahre alt war, aber aussah wie ein schwergeprüfter Mann. „Niemand will uns haben."

„Am 15. September 1935 beschloß das Dritte Reich", fuhr ich fort, „die Nürnberger Gesetze. Sie bedeuteten nicht mehr und nicht weniger als eine Trennung der Deutschen von den Juden. ‚Reichsbürger ist nur der Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes, der durch sein Verhalten beweist, daß er gewillt und geeignet ist, in Treue dem deutschen Volk und Reich zu dienen.' Und: ‚Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sind verboten.'

Stand die Welt vielleicht auf? Verfluchte sie deswegen Deutschland und vor allem Hitler? Kein Gedanke daran! Sie fuhren nach München und machten ihren Pakt, die Engländer und die Franzosen, und später dann haben die Sowjetrussen ihren Pakt geschlossen. Und das jüdische Schicksal war denen allesamt völlig egal. Erst als ihre eigenen Interessen auf dem Spiel standen, da erinnerten sie sich der Juden. Vorher war das Echo groß. Selbst der Christliche Verein junger Männer in Warschau führte augenblicklich einen Arierparagraphen ein und verschloß den Juden seine sportlichen Einrichtungen und Badeanstalten."

„Ist das wahr?" fragte Salomon ungläubig.

Ich reichte ihm die Zeitung hinüber. Die Meldung war in der in London herausgegebenen jüdischen Zeitung „World Jewry" vom 17. Januar 1936 erschienen.

„Gar nicht zu reden von dem, was die Ukrainer aufführten. Als das polnische Unterrichtsministerium Ende 1935, Anfang 1936 den Lehrstuhl für organische Chemie in Lemberg dem aus Deutschland emigrierten Professor Fayans übergeben wollte, bewarfen die ukrainischen und polnischen Studenten den Professor mit faulen Eiern und machten die Vorlesungen unmöglich. Die in Czernowitz erscheinende ‚Deutsche Tagespost', das Organ der Bukowiner Deutschen, erklärte den Vorfall am 12. Januar 1936 lakonisch: ‚Fayans ist Jude.'"

„Ja, bei den Ukrainern", sagte Dr. Katz gedankenschwer, „da mußte man immer auf alles gefaßt sein."

„Nur bei den Ukrainern?" Ich blätterte in meiner Mappe weiter. „‚Der in seiner Mehrheit sozialdemokratische Stadtrat von Zürich wendete sich gestern gegen die bisherige Handhabung der Einbürgerung von Ausländern. Seit Monaten werden schon in Gemeinden und Kantonen Beschlüsse gefaßt, die die Erteilung von Einbürgerungen von Ausländern entweder ganz unterbinden oder einschränken. Besonders aus Deutschland wanderten viele jüdische Emigranten zu.' So berichtete ironisch die in Zürich erscheinende Zeitung ‚Die Front' vom 18. Juli 1936. Doch nicht nur über die Schweiz, hören Sie zu, aus Santiago de Chile, der Hauptstadt Chiles, wird berichtet, daß das chilenische Außenministerium Maßnahmen getroffen habe, um die immer bedrohlicher werdende jüdische Einwanderung einzuschränken. Und die Regierung von Paraguay verbot 1936 die Einwanderung für Juden ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit; sogar für solche, die bereits im Besitz des Visums waren und die Reise schon angetreten hatten. Im selben Jahr 1936 verbot der rumänische Unterrichtsminister Anghelescu den jüdischen Religionslehrern den Unterricht an den Staatsschulen. Jeder Versuch, die antisemitische Hetze zu unterbinden, wurde unterdrückt. Die ostjüdische Zeitung von Czernowitz berichtete am 30. Juli 1937,

daß die Staatsanwaltschaft ihren Herausgeber und Chefredakteur, den Führer des rumänischen Zionismus, Dr. Meyer Ebner, verständigt hätte, seine Eingabe, man möge den Vertrieb des aus Deutschland eingeführten ‚Stürmers' nicht erlauben, sei abgewiesen. Wahrhaftig, wir hatten keine Freunde in der Welt. Oder wenigstens keine einflußreichen. Die Juden waren auf Gedeih und Verderb zumindest in Deutschland Hitler ausgeliefert."

„Na also", rief Dr. Katz erleichtert aus, „Sie sagen es ja selbst."

Die Rolle Weizmanns

Ich nickte. „Hat man entsprechend verfahren? Schon im Oktober 1934 war der langjährige politische Ratgeber des britischen Generals Allenby, ein genauer Kenner der Palästinafrage, ein Colonel Meinertzhagen, in Berlin und sprach wegen der Judenfrage bei Hitler vor. Hitler soll sich über das private Schicksal der Juden in Deutschland bedauernd geäußert haben und sich mit einer Auswanderung bei Mitnahme eines Vermögens von 1000 englischen Pfund und von Waren im Werte von 20 000 Reichsmark einverstanden erklärt haben.

Meinertzhagen verständigte sofort Chaim Weizmann von dieser Chance. Weizmann stellte augenblicklich die Gegenforderung: Mitnahme des ganzen jüdischen Vermögens und Errichtung von gewerblichen Umschulungskursen und hebräischen Sprachkursen für die jüdischen Kinder. Weizmann hatte nur die Emigration nach Palästina ins Auge gefaßt, sonst nichts. Tatsächlich reiste der Engländer noch einmal nach Berlin und hatte eine neuerliche Aussprache mit Hitler in Gegenwart von Ribbentrop und Heß. Besonders Heß war sehr aufgeschlossen, und Ribbentrop versicherte Meinertzhagen, daß die Reichsregierung und die Leitung der Reichsbank jedem vernünftigen Vorschlag in Fragen der jüdischen Auswanderung zustimmen würden. Jedoch wäre es unmöglich für die Reichsregierung, mit Chaim Weizmann oder einem anderen Juden darüber zu ver-

handeln. Ribbentrop schlug vor, daß eine Regierung als Treuhänder der Juden darüber entscheiden möge.

Der Engländer reiste augenblicklich ab und erstattete Weizmann einen eingehenden Bericht. Dieser maßgeblichste Zionistenführer geriet in Wut und sagte scharf: ‚Mich würde es wenig genieren, wenn über Deutschland die Cholera oder der Bolschewismus käme. Meinetwegen können über die Deutschen beide Plagen kommen.' Und: ‚Eher will ich den Untergang der deutschen Juden sehen als den Untergang des Landes Israel für die Juden.'"

Das Schweigen im Raum nach diesen Worten wurde drückend.

„Das ist ungeheuerlich", flüsterte Salomon.

„Weizmann wollte eben nur sein zionistisches Konzept verwirklichen, das Schicksal der deutschen Juden bekümmerte ihn herzlich wenig."

„Ich bin nicht in der Lage, darauf zu antworten", stieß Dr. Katz hervor.

„Es braucht gar keine Antwort", sagte ich müde. „Sie sehen ja, die Entwicklung hat uns die schrecklichste Antwort gegeben, die es überhaupt gibt."

Im Flur entstand ein Geräusch. Ich sprang auf. Bisher hatten wir in unseren Häusern völlig unbehelligt gelebt. Aber möglich war schließlich alles. Jedoch es waren nicht die Rumänen und schon gar nicht die Deutschen, sondern es war unser Nachbar Isaak, der voller Aufregung hereinstürzte.

„Ich weiß nicht ein und nicht aus", schrie er und raufte sich die Haare, „Rosa geht es so schlecht, und die Frauen in unserem Haus können ihr nicht helfen. Wenn ich nur irgendwo einen Arzt herbekäme."

Trotz der Verzweiflung des braven Ehegatten, dessen junge Frau zum erstenmal ihrer schweren Stunde entgegensah, brachen wir in ein fröhliches Gelächter aus.

Dr. Katz erhob sich, griff nach seiner Tasche. „Wie weit ist das?"

Entgeistert starrte Isaak den Arzt an. Als er endlich begriff, fiel er ihm weinend um den Hals.

DOCUMENT NO. NG - 2586 -
CONT'D

. . . . — 2 —

c/ Die folgende Ausarbeitung stellt den Niederschlag der bisher seitens der Sicherheitspolizei geleisteten Vorarbeiten zu dem Projekt einer Ansetzung dieser rund 4.000.000 Juden in Madagaskar dar.

Zur Vermeidung dauernder Beruehrung anderer Voelker mit Juden ist eine Ueberseeloesung insularen Charakters jeder anderen vorzuziehen.

. . . . — 4 —

3/ Vorarbeiten

a/ Alle mit der Durchfuehrung beauftragten Dienststellen haben zunaechst eine genaue Sichtung des gesamten Judentums ihres Gebietes vorzunehmen. Sie sind fuer die Beantragung und Ausstellung aller – fuer eine Abwanderung von Juden – notwendigen Vorarbeiten, wie Dokumentenbeschaffung fuer den Einzeljuden, Vermoegenserfassung und Verwertung, sowie Eingliederung in die Transporte, verantwortlich. Die ersten Transporte sollen hauptsaechlich Landwirte, Baufachleute, Handwerker und Handarbeiterfamilien bis zu 45 Jahren, sowie Aerzte enthalten. Diese werden dann gewissermassen als Vortrupp zum Zwecke der Vorbereitung der Unterbringung der nachfolgenden Massen vorausgeschickt und angesetzt.

b/ Die Juden duerfen bis zu 200 kg nicht sperrendes Gepaeck pro Person mitnehmen. Juedische Landwirte, Handwerke, Aerzte usw. muessen, soweit vorhanden, die gesamten in ihrem Besitz befindliche und zur Ausuebung ihres Berufes notwendige Ausruestung mit-

— 3 —

Madagaskar-Plan (zu Seite 76)

זיין אַ גרופּע פון פופציק פּערזאָן.
די שוועדישע רעגירונג האָט געוואָלט
געבן איר הסכמה בתנאי, אַז די יידישע
קהילה אין שטאָקהאָלם זאָל גאַראַנטירן,
אַז זייער אויפהאַלט אין שוועדן וועט
זיין נאָר צייטווייליק און אַז זיי וועלן שנעל
אַוועקפאָרן קיין ארץ־ישראל.

איז הלל שטאָרך אין געאייל ערב יום
כפור געלאָפן אין שול זוכן דעם קהילה־
פּרעזידענט יאָזעפזאָן. יענער האָט שוין
אָנגעטאָן זיין צילינדער־הוט, כדי אַריינ־
צוגיין אין שול, אָבער שטאָרך האָט גע־
זאָגט, אַז דאָס איז סכנות נפשות און דע־
ריבער בעט ער אים אָנטעלעפאָנירן דעם
מיניסטער, אַז די קהילה נעמט די פאַ־
ראַנטוואָרטלעכקייט פאַר די 50 ריגער
יידן.

אָבער יאָזעפזאָן האָט זיך אָפּגעזאָגט דאָס
צו טאָן סיי איצט און סיי נאָך יום כיפור:
„ניין, מיר קענען ניט גאַראַנטירן, ווייל
טאָמער באַשליסן די יידן בלייבן אין שטאָק־
האָלם און ניט פאָרן ווייטער קיין ארץ־

Der Fall Josefsohn (zu Seite 126)

„Nun, Jüngelchen, reg dich nicht auf", sagte Dr. Katz gelassen, „schließlich kriegt ja deine Frau das Kind und nicht du." Eilig verließen beide die Stube.

„Wenn man über all das nachdenkt, was Sie soeben berichtet haben", setzte der Junge das Gespräch fort, „wird man glatt verrückt."

Ich nickte. Dazu gab es nichts zu sagen.

Zu unser aller Überraschung kam Dr. Katz bald wieder zurück und setzte sich an den Tisch. „Wenn Sie noch eine Tasse Tee hätten", bat er meine Frau.

„Ist etwas passiert?" fragte diese erschrocken.

Der alte Doktor lachte. „Es ist immer das gleiche. Sie kennen doch die Geschichte von der Tochter des Holzhändlers, der nach dem ersten Weltkrieg steinreich wurde. So reich, daß ihm die jüdischen Kreise gar nicht mehr paßten und er nur einen Schwiegersohn nahm, der bereits assimiliert war. Bei dem war es so vornehm, daß in seinem Haus weder deutsch noch jiddisch gesprochen werden durfte, sondern nur polnisch. Darum wurde auch, als die Stunde da war, kein jüdischer Arzt geholt, sondern ein bekannter polnischer Gynäkologe. Der untersuchte die werdende Mutter und begab sich dann gemächlich ins Wohnzimmer. ‚Wir haben noch Zeit', beruhigte er den aufgeregten Gatten.

Sie saßen beieinander und tranken Kognak. Aus dem Schlafzimmer rief die junge Frau in polnischer Sprache: ‚Lieber Herrgott, hilf!'

Ihr Mann erhob sich nervös, aber der Professor lächelte: ‚Bleiben Sie sitzen! Wir haben noch viel Zeit.'

Etwas später stöhnte die Frau in deutscher Sprache: ‚Lieber Herrgott, hilf!'

Mit Schweiß auf der Stirne sprang ihr Mann auf und drängte: ‚Herr Professor, Sie werden benötigt!'

Der erfahrene Arzt lächelte: ‚Keineswegs! Wir haben noch immer Zeit.'

Wieder saßen die Männer und tranken, da schrie die junge Frau

plötzlich in jiddischer Sprache: ‚Mutter, Mutter, hilf!‘ Jetzt erhob sich der Arzt, stellte das Glas weg und verlangte nach heißem Wasser, ‚denn‘, sagte er, ‚jetzt ist es Zeit!‘

Die brave Rosa da drüben“, lächelte Dr. Katz, „die ist erst bei der polnischen Sprache angelangt. Ich kann in Ruhe meine Tasse Tee austrinken und die Diskussion mit euch beenden, weil mir die Sache schwer im Magen liegt, die wir eben besprochen haben.“

„Mir nicht weniger“, erwiderte ich.

Salomon fragte: „Haben Sie mehr solche Sachen aufgehoben?“

Ich nickte. „Die jüdische Zeitung ‚Israel‘, Rom, schrieb am 14. April 1938: ‚Die Regierung in Bolivien hat angekündigt, daß die Tore der Republik für alle Einwanderer offen sind mit Ausnahme der Chinesen, Neger, Juden und anderer verdächtiger Elemente.‘“

„Es ist nicht zu fassen“, sagte Dr. Katz bitter.

Ich ließ mich dadurch nicht beirren.

„Hier, die Londoner Abendzeitung ‚Evening Standard‘ vom 3. Mai 1938. In ihrem Leitartikel ‚Die Nichtbürger‘ gibt sie ihrer Besorgnis Ausdruck, daß viele jüdische Ärzte und Zahnärzte in England ihre berufliche Praxis ausüben, während dort etwa eineinhalb Millionen Arbeitslose vorhanden seien. Im August 1938 veröffentlichte die in England erscheinende jüdische Zeitung ‚Jewish Chronicle‘ unter anderem, der türkische Gesundheitsminister habe ein offizielles Dementi gegen Falschmeldungen herausgegeben, denn ‚es sei nicht wahr, daß die türkische Regierung beabsichtige, 200 jüdische Professoren und Wissenschaftler aus Österreich anzustellen‘.

Aus Athen wurde am 6. August 1938 gemeldet: ‚Die griechische Regierung verfügte, daß fremden Juden die Einreise nach Griechenland untersagt sei. Die Bestimmung träfe nicht allein jene Juden, die sich in Griechenland aufhalten, um sich dort anzusiedeln, sondern auch die, welche nur zu kurzem, touristischem Aufenthalt dorthinkommen wollen.‘“

Dr. Katz schlürfte langsam seinen Tee aus. Der Junge hatte die Augen geschlossen.

„In dieser Situation“, fuhr ich fort, „gab Theodore N. Kaufmann

in der Argyle Press, Newark, N. Y., im Frühjahr 1941 sein Buch heraus ‚Germany must perish', also ‚Deutschland muß untergehen'. In diesem Buch schreibt Kaufmann unter anderem wortwörtlich: ‚Die Bevölkerung Deutschlands, ausgenommen die der eroberten und einverleibten Gebiete, beträgt ungefähr 70 Millionen, die sich ziemlich gleichmäßig auf Männer und Frauen verteilen. Um den Zweck der deutschen Auslöschung zu erreichen, wäre es erforderlich, nur etwa 48 Millionen zu sterilisieren — eine Zahl, die Männer über 60 Jahre und Frauen über 40 wegen ihrer begrenzten Zeugungsfähigkeit ausschließt.'"

Dr. Katz lachte schallend. „Wenn man sich das so in der Praxis vorstellt", erläuterte er.

Ich unterbrach ihn. „Ich finde dabei nichts zu lachen. Mir kommt das so vor, als wenn im Zirkus ein paar Lausbuben einen Löwen, zwischen dessen Zähne der Dompteur gerade seinen Kopf gesteckt hat, mit Steinen bewerfen. Ihnen kann ja nichts passieren. Denn zwischen ihnen und der Gefahr liegt ein Ozean beziehungsweise das Gitter des Raubtierkäfigs. Die Juden aber, die sich in Deutschland befinden, beziehungsweise der Dompteur, der seinen Kopf im Rachen des Löwen hat, sind verloren."

„Aber hören Sie", versuchte mich Dr. Katz zu beschwichtigen, „letzten Endes kann doch dieses Buch niemand ernst nehmen. Außerdem ist es ja von einer Privatperson geschrieben."

„Nun, liebe Freunde", gab ich resigniert zur Antwort, „Herr Goebbels hat es auf alle Fälle ernst genommen — und wie! Mehr noch sein Spießgeselle Streicher. Und Sie sagen, Kaufmann wäre eine Privatperson gewesen? Das ist richtig. Doch auch dafür kann ich Ihnen eine Ergänzung liefern. In der gefährlichsten Lage erklärte Salomon Untermeyer, der im Juli 1933 in Amsterdam zum Präsidenten der ‚International Jewish Economic Federation to combat the Hitlerite Oppression of Jews' gewählt wurde, natürlich auch aus der Sicherheit von New York heraus, Hitler den Krieg. Dümmer ging es wohl nicht mehr. Man reizte den Gegner, dem Hunderttausende wehrlos ausgeliefert waren. Zur selben Zeit be-

mühte sich der britische Premierminister Chamberlain, mit Hitler zu einer Einigung in der Judenfrage zu kommen. Es ging um die Mitnahme des jüdischen Vermögens, das nicht weniger als eine Milliarde Pfund Sterling ausmachte. Das war natürlich eine harte Nuß. Wenn das jüdische Kapital mit einem Schlag aus Deutschland abgezogen worden wäre, wäre Deutschland bankrott gewesen. Aber sie verhandelten. Man plante, die auswandernden Juden in Deutsch-Ostafrika, auf Madagaskar und in British-Guayana anzusiedeln."

„Was hätte das für einen Sinn gehabt?" widersprach Dr. Katz heftig. „Das hätte uns doch nur neuerlich zersplittert, auf diese Weise kommen wir nie nach Zion."

Ich stand auf. Trotz unserer langen Bekanntschaft vermochte ich nur mühsam meine Erregung zu unterdrücken. „Eine mögliche Massenauswanderung der Juden aus Deutschland, die von den Naziführern bewilligt worden war, war euch Zionisten eben nicht recht. Euch war lieber, daß die Juden zugrunde gehen. Chaim Weizmann sagte es ja übergenau."

Ehe der Doktor etwas erwidern konnte, pochte es von neuem, und Isaak stand bittend unter der Tür. „Jetzt", bat er, „ist es so weit."

Schwerfällig erhob sich Dr. Katz. Er sah mich forschend an, und sein Gesicht war mit einemmal verfallen. „Ich komme", sagte er kurz, nickte uns wortlos zu und verließ mit dem aufgeregten Vater unser Quartier.

„Ruth, meine einzige Schwester, ist in Deutschland", flüsterte Salomon. „Das alles kann nicht wahr sein", schrie er plötzlich, „das darf nicht wahr sein! Vielleicht ist vieles nur politisches Geschwätz, vielleicht sind das nur Gerüchte, wie so viele entstanden sind, oder bestenfalls Zeitungsgeschmier."

„Glücklich könnte man sein, wäre das so", entgegnete ich bekümmert. „Doch die Nachrichten, die wir bekommen haben, sind genau, zu genau, als daß sie bezweifelt werden könnten. Mitte 1938 fand in Evian eine Staatenkonferenz unserer Leute statt, zu der Präsident Roosevelt aufgerufen hatte. Sie wurde unter dem Namen

Evian-Konferenz bekannt. Man diskutierte dort des langen und breiten darüber, wie man die jüdische Auswanderung aus Deutschland am besten organisieren könnte."

„Der amerikanische Präsident", strahlte der Junge. „Und warum geschah dann nichts? Hat Hitler dennoch am Ende sein Einverständnis verweigert? Das habe ich mir gleich gedacht, daß die Nazis gar nicht wollten."

Bedrückt schüttelte ich den Kopf. „Es fanden sich keine Länder, die die deutschen Juden aufnehmen wollten, und es fanden sich auch keine nennenswerten Kapitalien, die die Auswanderung fördern konnten. Man kann viel gegen die Deutschen vorbringen, für uns Juden sind sie eine wahre Gottesgeißel geworden. Doch, sie haben die Auswanderungspläne des Leiters des Judenreferats im deutschen Auswärtigen Amt vor 1933 — es war der Jude Sobelheim — hinsichtlich der Auswanderung nur fortgesetzt.

In Österreich wurden eigene Umschulungslager für jüdische Siedler in Palästina geschaffen. Sie befanden sich in Waidhofen an der Ybbs und in Altenfelden in Oberösterreich."

„Das ist alles kaum zu glauben", jammerte der Junge, „wie ging das nun weiter?"

Gescheiterte Auswanderungspläne

„Die Nachrichten von Evian und der erfolglosen Konferenz hatten vor allem auf den damaligen Chef des Vierjahresplanes, Hermann Göring, einen großen Eindruck gemacht. Am 21. Januar 1939 schrieb er an Ribbentrop, daß die Auswanderung der Juden aus Deutschland mit allen Mitteln zu fördern und eine Reichszentrale für die jüdische Auswanderung zu bilden sei. Wenige Tage später, schon am 28. des gleichen Monats, gehorchte das Auswärtige Amt in Berlin der Weisung des allmächtigen Göring und schrieb an alle deutschen Konsulate und diplomatischen Vertretungen im Ausland, man möge erkunden, welche Einwanderungsmöglichkeiten in den

einzelnen Ländern bestünden, da das Anwachsen der Juden im Großdeutschen Reich ein Problem bedeute. Zu den 500 000 deutschen Juden waren über 200 000 österreichische dazugekommen. Daher sei die Judenauswanderung zu beschleunigen. Angeblich dachte man — wenigstens steht es so in diesem Schreiben — nicht an eine Konfiskation des jüdischen Vermögens, sondern an eine Reichsschuldverschreibung. Jeder Auswanderer sollte einen solchen Reichsschuldschein bekommen, damit das Deutsche Reich später die Schulden abzahlen müßte."

„Und was war das mit dem Madagaskar-Plan, den Sie vorher erwähnten?"

„Legationsrat Rademacher, der 1939 das Referat für jüdische Auswanderung übernahm, trug Hitler persönlich vor, daß die Unterstützung der Zionisten die traditionellen deutsch-arabischen Beziehungen gefährde. Er schlug zur Auswanderung Madagaskar vor, und schon am 15. August 1940 wurde der Madagaskar-Plan schriftlich fixiert. Einen Monat zuvor, am 12. Juli 1940, wurde ein detaillierter Plan für die jüdische Auswanderung von der Deutschen Reichsregierung protokolliert."

Der Junge schlug die Hände vor das Gesicht. „Oh Gott, oh Gott", klagte er, „wie wird das alles noch enden?"

„Schlecht", sagte ich niedergeschlagen. „Wie sollte es auch anders enden?"

„Als ich das erste Mal von dem Dampfer ‚Struma' hörte", erzählte Salomon, „habe ich es auch nicht geglaubt. Später mußte ich es wohl, denn von unseren Freunden aus Bukarest war einer dabei. Seine Eltern haben es mir ja vergangene Woche geschrieben."

„‚Struma'?" fragte ich interessiert. „Davon habe ich noch gar nichts gehört."

„Die rumänische Regierung", berichtete der Junge monoton, „erlaubte im Dezember 1942 eine Auswanderung von Juden mit dem Hundertachtzig-Tonnen-Dampfer ‚Struma', der die Emigranten in Constanza an Bord nahm. Es waren genau 768 Juden, unter ihnen 70 Kinder. Sehr bald erreichten sie die Küste von Palästina und

waren glücklich, all das Grauen und die Furcht hinter sich gelassen zu haben. Doch die Briten ließen das Schiff nicht nach Haifa hinein. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu wenden, und in seiner Verzweiflung warf der Kapitän im Bosporus Anker. Die Türken wollten immer wieder das jüdische Auswanderungsschiff los sein, aber unsere Leute waren verzweifelt; sie wußten ja nicht mehr ein und aus. Zurück nach Rumänien wollten sie nicht, und nach Palästina ließen sie die Engländer nicht. Nach zehn Wochen machten die Türken kurzen Prozeß. Sie fuhren mit Schleppern an die ‚Struma' heran und brachten sie so mit Gewalt auf hohe See. Ein Schiff ohne Hoffnung und ohne Ziel. Wenig später lief es auf eine Treibmine. Die ‚Struma' sank nur zwölf Kilometer von der türkischen Küste entfernt mit Mann und Maus. Alle ertranken, auch die Kinder.

Die Eltern meines Freundes schrieben mir, ein britischer Abgeordneter habe im Unterhaus die englische Regierung gefragt, warum man angesichts des jüdischen Schicksals nicht andere Methoden anwende, um den Juden zu helfen.

Außenminister Eden antwortete kühl. Er sagte unter anderem: ‚Gewisse Sicherheitsmaßnahmen müssen erwogen werden', und verwies auf die großen geographischen Schwierigkeiten. Die Eltern meines Freundes haben das alles aus dem englischen Rundfunk gehört, dessen Nachrichten sie heimlich abhörten."

„Ein Beispiel mehr. Wir haben wieder erfahren, daß der Ministerpräsident Mihai Antonescu ebenfalls im Dezember 1942 hinter dem Rücken der Deutschen die Bukarester jüdische Zentrale verständigte, sie möge eine Liste von 75 000 Kindern zusammenstellen, denen die rumänische Regierung die Auswanderung erlauben würde. Doch es kam nicht dazu: Niemand war bereit, sie aufzunehmen."

„In was für einer Welt leben wir?" stammelte Salomon. „So stehen wir Juden hilflos zwischen den Henkern und den Heuchlern."

Ich stutzte. Dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Dieser Junge hatte wahrhaftig mit einem einzigen Satz die Situation umrissen, die ganze Tragik des jüdischen Schicksals umfaßt. Tatsäch-

lich, wir waren dazu verdammt, ein Leben zwischen Henkern und Heuchlern zu führen!

„Du hast nur zu recht", pflichtete ich ihm bei. „Vergiß es nur nie, Samy, was die Wahrheit ist. Vielleicht wird einer von uns am Leben bleiben, der soll dann der Welt verkünden, wie es war. Und er soll ihr auch sagen, daß alles hätte anders kommen können. Schon wurden in Rüdnitz bei Berlin und in Schniebichen in Schlesien große Güter erworben, auf denen junge Juden in Lehrkursen für ihren künftigen landwirtschaftlichen Einsatz in Palästina geschult wurden. In Berlin selbst gab es eine Lehranstalt für jene jüdische Jugend, die sich lieber handwerklich auf ihr kommendes Leben vorbereiten wollte. Diese Juden wurden nach strengem Ausleseprinzip ausgewählt, denn nur die Besten sollten zuerst zum Einsatz kommen. Trotzdem gingen von diesen Lehrgütern und der Berliner Schule aus 5000 junge Juden nach Palästina. Sogar dann noch, als der Krieg ausgebrochen war. Natürlich alles mit Genehmigung und teilweise sogar Unterstützung der Reichsregierung."

Gerade als Salomon antworten wollte, stürzte Dr. Katz zur Tür herein.

„Was ist?" fragte meine Frau erschrocken. „Geht es der jungen Mutter nicht gut?"

Der alte Arzt machte eine wegwerfende Bewegung. „Ein junger Knabe, frisch und gesund. Mutter und Kind geht es gut. Doch habt ihr schon erfahren? In Stalingrad hat der Feldmarschall Paulus kapitulieren müssen. Das ist der Anfang vom Ende. Heute müßte man etwas zu trinken haben. Die Deutschen werden zusammenbrechen, und alle Schande und alle Not, die sie über uns gebracht haben, wird auf sie zurückfallen."

Wir schwiegen ergriffen. Schon die ganze Zeit hatten wir von den Rumänen erfahren, daß es sehr schlecht stand an der russischen Front, besonders bei Stalingrad. Nun hatte Hitler gerade diese Schlacht um Stalingrad zu einem symbolischen Ringen proklamiert, und sein Propagandaminister Goebbels hatte die weltanschauliche Deutung dieses Kampfes an der Wolga in lautesten Tönen in alle

Welt hinausposaunt. Jetzt aber waren die Deutschen in diesem entscheidenden Ringen geschlagen worden. Beinahe konnte man es nicht glauben. Monat für Monat, ja Jahr um Jahr hatten wir alle die Nachrichten von den nicht enden wollenden Siegen vernommen. Jetzt endlich hatte das Schicksal Halt geboten.

Meine Frau hatte die Hände gefaltet: „Wenn es nur bald Frieden gibt", sagte sie leise, „wenn wir nur wieder nach Hause zurück können."

„Und wenn nur alle verfluchten Deutschen vernichtet würden", fügte Dr. Katz ihrem Wunsch hinzu. „Mit Mann und Maus, mit Weib und Kind sollen sie zugrunde gehen."

Mir lief es kalt über den Rücken. Mit einemmal war meine Freude, die ich noch eben empfunden hatte, wieder erloschen. Es würde auch dann keinen Frieden geben, wenn dieser Krieg vorüber war. Heute nicht und morgen nicht. Alles würde weiterlaufen: der Haß und der Terror. Ohne Ende. Der einzige Unterschied würde sein, daß einmal die einen oben und die anderen unten sein würden, und dann wieder umgekehrt. War das der Sinn des Lebens?

Für uns Juden in Transnistrien hatte dieser 2. Februar 1943, an dem der letzte deutsche Widerstand in Stalingrad zusammenbrach, eine erfreuliche Folge. Bald darauf kam der Schweizer Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes, Kolb, mit Genehmigung der rumänischen Regierung nach Transnistrien. Dieser Besuch brachte verschiedene Erleichterungen, vor allem erhielten wir mehr Lebensmittel und Medikamente.

Wir verfolgten nun aufmerksam und mit Spannung den Ablauf des Kriegsgeschehens, der sich immer dramatischer gestaltete. Jetzt merkten auch die Pessimistischsten und die Ungläubigsten, daß sich das Schicksal gewendet hatte. Trotz alledem fürchteten wir, daß der Krieg nun mit seiner ganzen brutalen Härte auch wieder über Transnistrien rollen würde. Diesmal war es nicht zu erwarten, daß die Kampfhandlungen unseren Raum aussparen würden. Wir wagten nicht daran zu denken, was geschehen würde, wenn die geschlagenen

rumänischen und deutschen Verbände uns Juden hier vorfinden würden. Die Rache war kaum auszumalen.

Dann sah es kurze Zeit so aus, als ob die Rote Armee doch nicht so schnell vorwärtsrücken könnte. Die Deutschen schlugen sich mit dem Mut der Verzweiflung.

Das Warschauer Getto

Eines Morgens, es war am 19. April 1943, kam ich gerade von einer nicht sehr erfolgreichen Hamsterfahrt nach Hause, als mich dort schon ungeduldig die Nachbarn erwarteten.

„In Warschau kämpfen unsere Leute", rief mir der eine entgegen.

Salomon fragte ungeduldig: „Könnten wir ihrem Beispiel nicht folgen?"

Die Meinungen überschlugen sich. Endlich erfuhr ich auch, was geschehen war: Im Warschauer Getto tobte ein erbitterter Kampf. Über den englischen Sender hatten meine Freunde die ersten kümmerlichen Nachrichten aufgefangen. Es dauerte noch geraume Zeit, bis wir den vollen Umfang der Tragödie erfuhren.

Schon Ende 1940 begann man deutscherseits, in Warschau ein Getto zu errichten, in dem infolge des starken Zuzugs aus ganz Polen in die Landeshauptstadt etwa 500 000 Juden lebten. Die Deutschen kümmerten sich nicht allzuviel um das Getto, im Gegenteil, sie ließen den Juden sogar freie Hand. Im Getto gab es eine rein jüdische Verwaltung, selbstverständlich jüdische Polizei und auch eine Reihe Unternehmungen. Alles in allem war es ein Judenstaat im kleinen. Die deutsche Rüstungsindustrie hatte noch dazu die Zusammenballung dieser riesigen Menschenmassen raffiniert ausgenutzt und sogar einen Teil der Kriegsindustrie in das Warschauer Getto verlegt. Alles ging seinen zwar nicht erfreulichen, aber immerhin für jene Zeiten erträglichen Gang. Genauso wie bei uns in Transnistrien gab es Juden, die hungerten und verhungerten, und andere wieder, die am Handel und namentlich an den Industrien wahre Reichtümer erwarben.

Da trat weit weg von Warschau ein Ereignis ein, welches das Schicksal dieser 500 000 Warschauer Gettojuden auf das entsetzlichste entschied.

In der Tschechei hatten die Deutschen einen erstaunlichen Schachzug gemacht. Sie hatten den Chef des Reichssicherheitshauptamtes, den berüchtigten SS-General Reinhard Heydrich, als stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren eingesetzt, und schon Monate später konnte der britische Geheimdienst erkennen, daß es Heydrich gelang, die arbeitsamen, aber auch wankelmütigen Tschechen immer mehr mit der Nazi-Herrschaft auszusöhnen. Die tschechische Landwirtschaft, jedoch auch die tschechische Industrie leisteten prozentual mehr in der Produktion als die deutsche Wirtschaft. Von einem Widerstandswillen der Tschechen gegen die Deutschen war gar nicht mehr zu reden.

Um nun diese Entwicklung zu verhindern, plante der britische Geheimdienst einen Anschlag auf den verhaßten Heydrich, und so sprangen schon in der Nacht des 29. Dezember 1941 zwei tschechische Saboteure, Jan Kubis und Josef Gabcik, bei Prag ab und bereiteten sich sorgsam auf das geplante Attentat vor.

Am 27. Mai 1942 warfen sie dann in den offenen Mercedes Heydrichs im Prager Vorort Holeschowitz eine Handgranate. Heydrich wurde so schwer verletzt, daß er acht Tage später starb.

Die SS-Führung tobte. Obwohl die beiden tschechischen Attentäter und ihre Verbündeten wenig später, und zwar am 17. Juni, von zwei Mitverschwörern gegen eine Belohnung von je 500 000 Reichsmark an die Gestapo verraten wurden und sich zum Schluß selbst den Tod gaben, entlud sich der Haß der SS-Führung gegen die Juden. Dabei war an dem ganzen Attentat gegen Heydrich nicht ein einziger Jude beteiligt! Im Juli 1942 gingen plötzlich in Warschau Gerüchte um, die von einer Liquidierung des Gettos berichteten.

Die verschiedenen jüdischen Organisationen, die politisch selbst im Getto keineswegs einer einheitlichen Auffassung waren, versuchten nun, angesichts dieser Gefahr zu einer einheitlichen Führung zu

gelangen, und gründeten das antifaschistische Aktionskomitee des Gettos. Von den Zionisten übernahm der Linkssozialist Sagan und von den Kommunisten Lebartowski-Finkelstein die Führung des Komitees. Eine gemeinsame Gettozeitung „Der Ruf“ wurde herausgegeben und erschien illegal.

Schon während der Jahre zuvor wurde das Leben im Warschauer Getto ausschließlich von den Kommunisten und den Zionisten organisiert. Die stärkste jüdische Gruppe in Polen, die jüdisch-sozialistische Arbeiterpartei „Der Bund“, die bei allen letzten Wahlen zur polnischen Kultusgemeinde die Mehrheit errungen hatte, war übergangen worden. Die Masse der „Bund“-Funktionäre hatte sich bei Kriegsausbruch nach der Sowjetunion geflüchtet, andere wieder über den Balkan nach England. So war nur die untere Führerschaft in Warschau geblieben, die von den Kommunisten und Zionisten an die Wand gedrückt worden war.

Das antifaschistische Aktionskomitee stellte zuerst einmal eine organisierte Kampfgruppe auf und gab ihr Terroraufgaben. Die Angehörigen des Judenrates und der jüdischen Polizei, die sehr eng mit dem SS-Oberkommando zusammenarbeiteten, wurden aufgefordert, weniger pflichtgetreu zu sein. Der Kommandant des jüdischen Ordnungsdienstes im Getto, Jakob Leikin, wurde ermordet. Viele folgten. Bald beherrschte das Aktionskomitee das Getto.

Die Führung des Aktionskomitees nahm auch Verbindung mit dem christlich-polnischen Untergrund außerhalb des Gettos auf. Dabei spielten die Kommunisten die größte Rolle, da nur sie wirklich gute Verbindungen vom Getto in die Stadt hinaus hatten. Dazu fehlte ja den Zionisten jeder Kontakt mit christlichen Gruppen. Soweit es möglich war, begann sich die Kampfgruppe zu bewaffnen.

Eines Tages forderten SS-Funktionäre vom Präsidenten des Judenrates, dem getauften Juden Ingenieur Adam Czerniakow, 6000 Juden, die außerhalb des Gettos arbeiten sollten. Die 6000 wurden ausgewählt und marschierten aus dem Getto aus. Sie kamen nie mehr wieder. Kurze Zeit danach erfuhr man gerüchtweise, daß sie erschossen worden wären.

Die sogenannte Aktion Reinhard gegen das Warschauer Getto als Rache für den Tod Heydrichs hatte begonnen.

Als Czerniakow weitere 10 000 Juden für auswärtige Arbeiten stellen sollte, vergiftete sich dieser gewissenhafte Mann, um den Anordnungen nicht nachkommen zu müssen. Sein Nachfolger war nicht so charaktervoll, und so kam es, daß Transporte von je etwa 5000 Menschen immer aufs neue das Getto verlassen mußten.

Das Aktionskomitee sandte laufend Kuriere mit Lageberichten nach England und nach Palästina und bat die kriegführenden Mächte um rasche Hilfe. Doch diese kam nicht. Wahrscheinlich wurden die Nachrichten aus dem Warschauer Getto im Westen und im Osten zu den Akten gelegt. In London bestand zu jener Zeit ein Exilparlament, in dem sämtliche polnische Parteien vertreten waren, und als Delegierter des polnischen „Bund" war Sch. Sieglbaum dort. Er galt auch als Verbindungsmann zwischen diesem Exilparlament und der britischen Regierung. Als er die Überzeugung gewann, daß die britische Regierung in keiner Weise gewillt war, wenigstens versuchsweise Hilfsmaßnahmen zu ergreifen, ging er aus Protest gegen diese Gleichgültigkeit in den Freitod. Doch auch dieses Opfer war vergeblich.

Nun versuchte das Komitee durch alte unterirdische Gänge, zum Teil durch die Kanalisation, täglich Gruppen bis zu fünfzig Personen aus dem Getto hinauszuschmuggeln, was tatsächlich auch gelang. Die Gettojuden wurden von den polnischen Partisanen herzlich aufgenommen und zum Teil nach der Slowakei oder Ungarn weitergeleitet.

Natürlich konnte dieser grandiose Menschenschmuggel dem SS-Oberkommando auf die Dauer nicht verborgen bleiben, und man verstärkte die Aussiedlung des Gettos, wie dies offiziell genannt wurde, mit aller Gewalt. Schon am 19. Oktober 1942 meldete der Distriktsgouverneur von Warschau an das Generalgouvernement in Krakau: „Die Umsiedlung im jüdischen Wohnbezirk in Warschau ist Ende September vorläufig abgeschlossen worden. Es sind etwa 35 000 Juden im jüdischen Wohnbezirk Warschau zurückgeblieben.

Hierbei handelt es sich fast ausschließlich um Arbeiter der noch zurückgebliebenen Rüstungsbetriebe. Insgesamt sind etwa 400 000 Juden aus Warschau evakuiert worden."

Himmler war mit diesem Ergebnis unzufrieden und befahl am 16. Februar 1943 dem SS-Obergruppenführer Krüger, das Getto Warschau nach Verlagerung des KZs abzureißen, damit das Getto von der Bildfläche verschwinde.

Am 18. April 1943 waren dann Polizei- und SS-Einheiten im Getto einmarschiert, um die restliche Bevölkerung herauszuholen. Die Deutschen wurden mit einem Kugelregen empfangen, erlitten schwerste Verluste und verließen fluchtartig das Getto. Nunmehr begann ein regelrechter Kampf.

Das Aktionskomitee hatte für diesen Zeitpunkt Vorsorge getroffen und die kampfbereiten Juden bewaffnet. Teilweise kamen die Waffen aus den eigenen Rüstungsbetrieben, teilweise durch die Kanäle vom polnischen Untergrund, selbst die rechtsextremistischen polnischen Gruppen lieferten Gewehre, Handgranaten und Munition. Während des Kampfes wurden auch zahlreiche Waffen von den toten Deutschen erbeutet.

Der militärische Führer von Warschau war der junge Mordechai Anilewitsch, der seine Kampfgruppen fest in der Hand hatte. Die Deutschen griffen das Getto mit Bombenfliegern, Panzern und Artillerie an. Trotzdem wehrten sich die Juden verzweifelt.

Erst am 16. Mai 1943 konnte SS-Brigadeführer Stroop dem SS-Obergruppenführer Krüger melden, daß die letzten 180 Juden vernichtet worden wären. Im Schlußbericht über die Vernichtung des Gettos hieß es: „Das ehemalige jüdische Wohnviertel Warschaus besteht nicht mehr. Die Gesamtzahl der erfaßten oder nachweisbar vernichteten Juden beträgt 56 065."

Warum zuerst gemeldet wurde, daß nur etwa 35 000 Juden zurückblieben und später 56 065, konnte nie aufgeklärt werden. Mordechai Anilewitsch hatte das traurige Ende nicht mitzumachen brauchen. Er war eine Woche zuvor am 8. Mai im Kampf gefallen.

Unter den Gefangenen des Warschauer Gettos befand sich auch

der bekannte zionistische Dichter Kazenelson aus Lodz, für den sofort der Konsul aus Honduras in Genf intervenierte. Tatsächlich brachten die Deutschen Kazenelson in ihr Interniertenlager nach Vittel in Frankreich, wo etwa 300 Juden saßen, für die lateinamerikanische Staaten interveniert hatten. Ende 1944 allerdings wurden die Insassen des Lagers Vittel nach dem Osten verfrachtet, und viele verschwanden spurlos. Auch Kazenelson.

Doch es geschahen auch andere Dinge. Viele Jahre später veröffentlichte in Jerusalem Moses Prager ein Buch, in dem er eingehend schilderte, wie der Wunderrabbi von Ger aus dem Warschauer Getto mit 40 seiner Angehörigen ganz offiziell nach Palästina auswandern konnte. Das gab es auch.

Manche von uns dachten entsetzt, daß es uns wohl kaum anders gehen würde als unseren Glaubensbrüdern im Warschauer Getto. Nur daß wir nicht einmal Waffen hatten, keine Mauern und keine unterirdischen Gänge. Wir waren wehrlos allem ausgeliefert, was da kommen sollte.

ZUG NACH DEM WESTEN

Die deutschen Fronten gingen immer weiter zurück. Zum Teil freuten wir uns darüber, zum Teil zitterten wir vor dem, was kommen mußte. Die nächsten Monate vergingen in qualvollem Hangen und Bangen.

Kurze Zeit nur konnte es dauern, und dann hatte der Krieg uns wieder.

Im März 1944 war es jedem von uns klar, daß die Front vor uns nicht mehr lange halten konnte. Die 1. ukrainische Front unter Marschall Schukow und die 2. ukrainische Front unter Marschall Konjew warfen ihre Truppen im ungestümen Vorgehen gegen den Westen.

Längst hatten die Rumänen ihr schroffes Verhalten uns gegenüber geändert. Einzelne versuchten sogar, sich mit Juden zu befreunden, und so erfuhren wir von ernsten Unstimmigkeiten und Reibereien zwischen deutschen und rumänischen Kommandostellen wegen aller möglichen Kompetenzfragen. Eigentlich ging das schon ein Jahr lang so. Seit Stalingrad herrschten zwischen den Rumänen und den Deutschen sehr gespannte Beziehungen. Für uns Juden brachten diese Dinge eine fühlbare Erleichterung.

Trotzdem sahen wir der Entwicklung mit großer Besorgnis entgegen. Wir mußten doch annehmen, daß die rückflutenden deutschen und rumänischen Verbände ihre Wut an uns wehrlosen Juden auslassen würden.

Eines Morgens überschwemmten viele Tausende junger ungarischer Juden die ganze Gegend. Sie waren von den Deutschen aus ihrer Heimat geschafft worden und hatten unter der deutschen Verwaltung schwere Arbeitsdienste hinter der Front geleistet. Nun kamen sie in hellen Haufen über den Bug und mischten sich so schnell sie nur konnten unter uns transnistrische Juden. Sie berichteten entsetzliche Dinge, die vor allem in den Lagern Maidanek und Auschwitz vorgekommen seien. Die Deutschen hätten dort die Juden zu Tausenden und Abertausenden abgeschlachtet, und manche sprachen sogar davon, daß Millionen Juden in einem raffinierten

Massenvernichtungssystem liquidiert worden wären. Uns blieb das Herz stehen. Voll Furcht warteten wir auf das, was nun kommen sollte.

Zuerst fuhr die rumänische Zivilverwaltung sang- und klanglos ab. Dann marschierten, zum Teil völlig ungeordnet, rumänische Militäreinheiten durch Bershad. Während die Masse der transnistrischen Juden durch Hunger und Entbehrung in den Jahren ihrer Verbannung so apathisch geworden war, daß sie sich zu nichts aufraffte, flüchteten die Mitglieder der jüdischen Komitees, nahezu alle jüdischen Polizisten und jene Juden, die durch ihre Schiebergeschäfte selbst in diesem Elend Reichtümer angesammelt hatten, mit den Rumänen in Richtung Westen.

Dann rückten die deutschen Kampftruppen in ziemlicher Ordnung durch, und wir zitterten. Jedoch die deutschen Soldaten vergriffen sich an uns nicht, und keinem von uns wurde ein Leid getan.

Dann herrschte ungefähr zehn Tage lang ein unbeschreibliches Chaos. Es gab überhaupt keine Behörden. Immer noch kamen Nachzügler, die nach dem Westen flüchteten, und am 20. März 1944 überschritten die sowjetischen Vorausabteilungen bei Saroki und Mogilew den Dnjestr. Kurz danach waren sie auch in Bershad.

Die Kampfeinheiten der Roten Armee kümmerten sich um uns überhaupt nicht. Es kamen keinerlei Vergewaltigungen oder Belästigungen vor. Transnistrien gehörte ja zur Sowjetunion, und wir waren von dem Auftreten der Roten Armee überaus angenehm enttäuscht.

Jedoch schon drei Tage später kamen mit den sowjetischen Kommandostäben die kommunistische Verwaltung und die Miliz zu uns.

Unterdessen waren kleinere Gruppen der verbannten Juden aus Transnistrien aufgebrochen und versuchten auf eigene Faust wieder in ihre Heimatstädte zu gelangen. Das war sehr schwierig, weil noch immer der Krieg in vollem Gange war, daher verhielt sich die Masse noch ruhig.

Als indessen die kommunistischen Behörden eine Arbeitserfassung befahlen und uns ganz offiziell mitgeteilt wurde, daß alle arbeits-

fähigen Männer und Frauen zum Wiederaufbau nach dem Donez-Becken verfrachtet werden sollten, setzte eine richtige Panik ein. Nun drohte den Familien das, dem wir bisher entgangen waren: die Zerreißung und wahrscheinlich endgültige Trennung. Die nach Transnistrien zurückkehrenden kommunistischen Funktionäre kümmerten sich nicht um die Leiden der Juden. Für sie war allein das Soll entscheidend. Im Handumdrehen verschwanden alle arbeitsfähigen Männer und Frauen von den Straßen. Die Juden versteckten sich und sabotierten den Erfassungsaufruf, wo es nur möglich war.

Darauf griffen die Kommunisten und ihre Miliz zum Terror. Auf der Straße wurden die Passanten wahllos festgenommen und mit Gewalt auf Sammelplätze gebracht. In wenigen Tagen gingen schon die ersten Zwangstransporte nach dem Donez ab.

Besonders die jungen Ungarn wehrten sich, wo sie nur konnten, und flohen in hellen Scharen gegen den Westen. Sehr bald erkannten wir, daß es dort, wo gekämpft wurde, für uns relativ am sichersten war, denn dort gab es keine Miliz und keine örtlichen Sowjets. Daher konnte auch niemand erfaßt werden.

Auch ich brach mit meiner Familie auf. Uns hatte sich der junge Salomon angeschlossen.

Die ersten Gruppen der flüchtenden transnistrischen Juden konnten den Pruth überschreiten und gelangten so glücklich nach Czernowitz. Da unterdessen die Front wieder weiter nach dem Westen gerückt war, kam die sowjetische Zivilverwaltung schneller als die meisten flüchtenden Juden, und die Grenze zwischen der Bukowina und Transnistrien wurde geschlossen. Inzwischen war eine regelrechte Völkerwanderung aus Transnistrien in Bewegung geraten, und zu Zehntausenden und Zehntausenden zogen die Juden gegen die Bukowina, wo sie nun von rückwärtigen sowjetischen Einheiten gestoppt wurden.

Die Stimmung am Pruth war unbeschreiblich. Alte Männer und Frauen, Kinder, ja selbst Säuglinge stauten sich vor dem Fluß in Regen und Kälte. Nahezu alle litten an Hunger, greifbar nahe vor ihnen Czernowitz.

Einige Entschlossene unterbreiteten in Kiew einen Bericht, und endlich kam die Erlaubnis, Czernowitz wieder zu betreten. Mehr tot als lebendig wankten wir durch die Straßen der Stadt. Auch unsere kleine Wohnung war fast zur Gänze ausgeplündert, aber trotz allem hatten wir endlich wieder ein Zuhause, ein Dach über dem Kopf.

Zu unserem fassungslosen Erstaunen erfuhren wir, daß erst wenige Wochen vor dem Zusammenbruch an der Front über 300 reichere Juden aus Czernowitz, denen es geglückt war, zurückzubleiben, von den rumänischen und deutschen Behörden die Erlaubnis erhalten hatten, legal in Richtung Palästina auszuwandern.

Sogar noch im April 1944 bot Mihai Antonescu dem Internationalen Schweizer Roten Kreuz an, zwei Passagierschiffe voll Juden, hauptsächlich Kinder, nach Palästina auswandern zu lassen, um sie vor dem Chaos zu retten. Der verdienstvolle Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes, der Schweizer Kolb, mußte der rumänischen Regierung schweren Herzens berichten, daß die kriegführenden Staaten, insbesondere die Engländer und Amerikaner, den beiden jüdischen Auswanderungsschiffen das notwendige freie Geleit verweigerten.

Als wir das erfuhren, waren wir verbittert. Diesmal jedoch weit weniger über die Deutschen oder Rumänen, sondern über die Engländer und Amerikaner.

Die nächsten Wochen vergingen wie im Fluge. Zuerst mußte man sich wieder das Allernotwendigste organisieren und vor allem einen Verdienst finden, was gar nicht so leicht war, da ein entsetzliches Durcheinander herrschte. Anfangs war ich arbeitslos, aber dann fand ich in einer Druckerei Beschäftigung, später in einem Kino.

In der Stadt lief das Leben bald in normalen Bahnen. Draußen auf dem Lande hingegen ging es drunter und drüber. Die jüdische Landbevölkerung flüchtete sich nach Czernowitz, da die ganze Umgebung noch von den ukrainischen Partisanen, die unter dem Kommando des berüchtigten Bandera standen, bedroht war. Die Arbeiterkolonnen, die außerhalb der Stadt zu tun hatten, verließen

morgens Czernowitz zum Großteil nur bewaffnet, um abends in die Stadt, die für uns wie eine Festung war, zurückzukehren.

Als erstes kamen das Transportwesen und das Bäckereigewerbe wieder in Ordnung. Die Industrien befanden sich zum Teil in betriebsunfähigem Zustand. Es dauerte Monate, ehe sich das Leben in der Stadt normalisierte, wieder ein Kino eröffnet wurde und sogar ein jüdisches Theater.

Doch sehr bald setzte von neuem die zionistische Flüsterpropaganda ein, welche die Juden aufforderte zu fliehen, da an eine echte Normalisierung der Verhältnisse nicht zu denken sei.

In der Milizzentrale wurde eine Eintragungsstelle eröffnet. Dort lagen Listen auf, in die sich alle einschreiben lassen konnten, die vor dem Krieg rumänische Staatsbürger gewesen waren, um später wieder nach Rumänien zurückkehren zu können. Allerdings wagten nicht viele, sich einzutragen, denn die Bukowiner Juden befürchteten eine Falle, mit der die Kommunisten herausbekommen wollten, wer bereit war, im Lande zu bleiben und zu arbeiten, und wer flüchten wollte.

Unterdessen hatten nämlich die kommunistische Miliz, die NKWD und die Gerichte alle jene zu verfolgen begonnen, die in Transnistrien ein Amt innegehabt hatten, in der Hauptsache die Angehörigen des Judenrates oder der Polizei. Sie wurden als Verräter oder Helfer des Feindes betrachtet und entsprechend verurteilt. Juden, die unter solchen Anklagen vor die kommunistischen Gerichte gestellt wurden, bekamen in der Regel bis zu zehn, Ukrainer oder Russen bis zu zwanzig Jahren Gefängnis oder Verbannung. Am schlimmsten waren die Kommunisten daran. Es genügte, das Mitgliedsbuch der Kommunistischen Partei vernichtet zu haben, um als Verräter angeklagt und verurteilt zu werden. Ein russischer Ingenieur aus Winiza, der mit den sowjetischen Behörden nach Czernowitz gekommen war und, vom Krieg überrollt, sein Parteibuch aus Angst vor den Deutschen verbrannt hatte, erhielt nun zwanzig Jahre, obgleich er sich sonst nichts hatte zuschulden kommen lassen.

Natürlich wurden von den Kommunisten laufend aufklärende Vorträge gehalten zu dem offensichtlichen Zweck, die Bevölkerung zum Bleiben in der Bukowina, die nun zur Sowjetunion gehörte, zu bewegen. Als jedoch die ersten Wagemutigen, die sich eingetragen hatten, tatsächlich nach Rumänien abfuhren, gab es kaum ein Halten mehr. In Massen ließen sich die Menschen in die rumänische Liste eintragen.

Außer der rumänischen Eintragungskommission existierte auch eine polnische. Bereits im Jahre 1942 hatte die polnische Exilregierung durch ihren Präsidenten General Sikorski in Moskau Abmachungen mit dem Kreml getroffen, nach denen alle polnischen Bürger in der Sowjetunion freigelassen werden sollten, und dafür wurde eine polnische Armee aufgestellt, die in polnischer Uniform unter sowjetischem Oberkommando gegen die Deutschen kämpfte.

Nunmehr wurden aber die polnischen Juden die Nutznießer dieses Abkommens. Sogar die Juden aus Galizien konnten sich als polnische Staatsbürger eintragen, wenn sie bei der polnischen Kommission darum nachsuchten. Die Sowjetrussen verfügten sehr großzügig, offenbar hatten sie an den polnischen Juden kein sonderliches Interesse.

Flucht nach Breslau

Die Entwicklung wurde nun immer kritischer, und so beschloß auch ich, durch meinen Aufenthalt in Lemberg etwas besser informiert als andere, die polnische Kommission aufzusuchen, traf dort auch tatsächlich einen polnischen Juden, der mir bereitwilligst einen Mann in Kolomea und seine Adresse angab. Legal konnte ich Czernowitz ja niemals verlassen, denn ich besaß doch keine polnischen und natürlich auch keine rumänischen Papiere.

Ich schrieb dem Gewährsmann, einem polnischen Juden, und einige Wochen später kam der Mann, dessen Namen ich nicht nennen will, wirklich nach Czernowitz. Wir vereinbarten, daß ich, da ich einen angegrauten Bart trug, als Großvater und Familienoberhaupt

gelten sollte, denn nur mit einer Familienliste war es erfolgversprechend, dieses Wagnis zu unternehmen. Ich erhielt also polnische Papiere unter falschem Namen, wurde im Handumdrehen fünfzehn Jahre älter gemacht, was nicht schwer war, da ich in Transnistrien genug Not gelitten hatte. Als polnischer Jude trug ich mich nun mit zwölf Personen zur Auswanderung ein. Unsere Gruppe war mehr als gemischt. Außer meiner Frau und meinem Sohn befanden sich in ihr auch der junge Salomon und namentlich ein jüdischer Oberleutnant der Roten Armee in Zivil, der unbedingt aus dem Osten wegwollte, und ein jüdischer Schauspieler aus Moskau, der bereits von der NKWD gesucht wurde. Dazu kamen Frauen und Kinder und andere Männer.

In Kolomea sollte uns der Gewährsmann erwarten. Er besorgte auch einen Fahrer der Sowjetarmee, den er für solche illegalen Menschentransporte bezahlte und der uns mit einem russischen Lastwagen von Czernowitz nach Kolomea bringen sollte.

Der Oberleutnant in Zivil setzte sich mit mir neben den Fahrer, und tatsächlich fuhren wir mitten in der Nacht mit klopfenden Herzen aus Czernowitz ab. Kaum hatten wir die Stadt verlassen, da wurden wir auch schon von einer Sowjetstreife angehalten: „Dokumenti!"

Meine Hand zitterte, als ich unseren Transportschein vorwies. Doch die Rotarmisten kümmerten sich nicht um uns: die Stempel, die übrigens echt waren, genügten ihnen voll und ganz. So fuhren wir und kamen nach Kolomea. Kurz vor Erreichung des Zieles hielt der Fahrer an. Aufgeregt fragte ihn der Oberleutnant, was los sei.

Der Fahrer fluchte und brummte etwas von einer Panne.

Wir standen unter einer Straßenlaterne, und während der Fahrer ausstieg und den Motor öffnete, setzte mir das Herz aus. Wir standen genau vor dem Kommando der NKWD.

„Warum haben wir uns diesem Goj anvertraut?" jammerte eine alte Frau.

„Wir müssen fliehen", rief Salomon, „der liefert uns der NKWD aus!" Ich blickte hinüber zu den beiden Doppelposten mit den Ma-

schinenpistolen, die nur wenige Dutzend Meter von uns entfernt standen und gleichmütig zu uns hersahen.

War es Zufall oder Absicht? Was immer es war, nun gab es für uns keinen Ausweg mehr. Wir mußten einfach abwarten. Dieses Warten wird keiner vergessen, der auf diesem Lastwagen saß. Jede Minute wurde uns zum Jahr.

Zuletzt erkannten wir aufatmend, daß es sich wirklich um einen Motorschaden handelte, den unser Fahrer schimpfend und fluchend nach einer halben Stunde Arbeit beheben konnte.

Endlich fuhren wir an. Nach wenigen Minuten erreichten wir den Güterbahnhof, wo uns mein Gewährsmann, der polnische Jude, schon ungeduldig erwartete. Er wies uns den geschlossenen Waggon an, in dem sich auch sofort die „Familie" niederließ. Noch am Vormittag sollten wir abfahren. Unterdessen war es bereits hell geworden.

Jedoch am Vormittag rührte sich nichts, auch am Nachmittag nicht. Wir verbrachten den Tag und die Nacht voll zitternder Ungeduld. Trotz allen Verbindungen und trotz allen Bestechungen konnte unser Gewährsmann einfach keine Lokomotive auftreiben.

Als es schließlich hieß, daß sich unsere Abreise um mindestens zwei Tage verzögern würde, hielt es die Jüngeren unserer Gruppe, besonders den Schauspieler, nicht mehr im Waggon. Von den Eisenbahnern hatte er erfahren, daß in der Stadt eine Kneipe geöffnet war, in der man Warmes zu trinken bekam. So brachen drei von den Jungen auf.

Die Frauen waren überaus erregt. „Geh mit den Jungen", bat mich eine besorgte Alte, „vielleicht kannst du ihre Chutzpe bremsen."

Eine Frechheit war das auf alle Fälle! Seufzend kletterte ich auch aus unserem Waggon. Wohl oder übel konnte ich diese Unüberlegten nicht im Stiche lassen. Wir hatten ja alle zwölf Personen nur ein Dokument: den Transportschein. Wer aber in diesen Zeiten ohne Dokument angetroffen wurde, der war rettungslos verloren.

Der Schauspieler war mein fingierter Sohn.

Die Kneipe war brechend voll. Zwischen den Zivilisten standen

und saßen zahlreiche Rotarmisten und NKWD-Männer. Mit ihren großen Pelzen waren sie von weitem erkenntlich. Natürlich kümmerte sich die Bedienung um uns wenig, und das ärgerte besonders unseren Schauspieler sehr. Plötzlich verlangte er in fließendem Russisch unseren Tee.

Ich erschrak tödlich.

Selbstverständlich wurden wir sofort bewirtet, denn Russisch war in diesen Tagen eine größere Legitimation als alles andere. Wir hatten aber unser Getränk noch nicht zur Hälfte genossen, als auch schon vor unserem Tisch zwei NKWD-Leute standen, die in einem halb gleichgültigen, halb lauernden Ton nach unseren Ausweisen fragten.

Ich antwortete sofort in einem verkrüppelten Russisch, halb jiddisch, und wies unseren Transportschein vor.

Auch der Schauspieler schaltete augenblicklich und sprach ebenfalls nur ganz gebrochen Russisch. Die anderen schwiegen erschreckt.

„Wie kommt es", fragte der eine NKWD-Mann mißtrauisch, „gerade habt ihr noch fließend russisch geredet?"

Nun zeigte der Schauspieler, daß er wirklich ein Künstler war. Er lachte, schlug die Hände zusammen und rief auf Russisch: „Einen Tee will ich haben." Dann sagte er, ebenso fließend russisch: „Willst du nicht mit mir schlafen, Täubchen?", und dann hob er die Hände empor und sagte: „Das ich kann gut russisch. Anderes nix!"

Die Umstehenden lachten laut, nur die beiden NKWD-Leute verzogen ihre Gesichter nicht.

„Hier steht zwölf Personen", stellte der eine sachlich fest.

Mir verschlug es fast den Atem. Wenn die beiden die alten Frauen vernahmen oder gar die Kinder, dann waren wir verloren. Obwohl ich allen unseren Namen, den wir nach dem falschen Dokument zu führen hatten, eingeprägt hatte, bezweifelte ich doch stark, daß sie sich nicht verraten würden.

„Bitte", sagte ich leise, „wenn die Herren Kommissare mitkommen würden, zum Güterbahnhof."

Die beiden nickten. Wir tranken aus, zahlten und standen auf.

Uns allen zitterten die Knie.

Schweigend gingen wir die Straßen entlang. Der Schnee knirschte unter unseren Füßen. Bis Kolomea also waren wir gekommen, dachte ich erbittert, weiter nicht.

Plötzlich sagte der eine Russe: „Das dauert zu lange, wir können keine Zeit verlieren, sonst gehen uns die anderen durch die Lappen." Beide blieben stehen.

„Wie viele Leute seid ihr?" fuhr mich der andere scharf an.

„Zwölf", antwortete ich mit ersterbender Stimme. „Wir sind eben eine große Familie."

„Hol euch der Teufel", entgegnete der NKWDist, drehte sich um und ging mit seinem Begleiter davon, ohne uns noch eines weiteren Blickes zu würdigen.

Wir sahen uns an. „Du bist Gott die Neschume schuldig", sagte ich tonlos zu dem Schauspieler.

Der stöhnte. „Was hätte ich bald angerichtet! Wirklich, ich bin Gott die Seele schuldig. Aber machen wir bloß, daß wir weiterkommen."

So schnell wir konnten, kehrten wir alle vier zurück. Von nun an rührte sich keiner mehr aus dem Waggon.

In der darauffolgenden Nacht fuhren wir plötzlich ab. Alle atmeten erleichtert auf. Die Frauen weinten. Doch unsere Freude war verfrüht. Nach kurzer Fahrt blieb der Zug stehen. Wenige Stunden zuvor hatten die ukrainischen Bandera-Partisanen die Eisenbahnbrücke gesprengt. Langsam rollten wir wieder nach Kolomea zurück. Wir waren mit unseren Nerven am Ende. Doch unser Vertrauensmann war wieder zur Stelle, wir wurden in einen anderen Zug umdisponiert, erhielten einen anderen Waggon und wurden aufs neue peinlich kontrolliert.

Am nächsten Morgen rollte dann unser Zug tatsächlich ab. Er bestand aus etwa zwanzig Waggons. Wir passierten Kattowitz, eine Gruppe stieg aus, wir dagegen fuhren weiter. Auch in Oppeln verließen wieder welche den Zug. Wir fuhren weiter bis Breslau.

Die Stadt war grauenhaft zerstört. Es gab aber jüdische Wohn-

heime und große Kantinen. Alle standen unter zionistischer Führung. Schon nach den ersten Tagen, die wir in dem Massenquartier in der Nähe der Matthiasstraße, unweit des Städtischen Bades, zubrachten, mußte ich erkennen, daß sich die Sklaven von gestern eifrigst der Methoden ihrer Unterdrücker bedienten. Der Haß wurde nun nicht nur gepredigt, sondern auch praktiziert. Die Nächte waren unheimlich. Immer wieder hörte man schießen und Menschen um Hilfe schreien. Diebstähle, Raubüberfälle und Morde waren an der Tagesordnung. Meist hieß es, wenn man sich erkundigte: Es war nur ein Deutscher, der erschossen wurde! Und niemand kümmerte sich darum.

Die kommunistischen Behörden versuchten möglichst viele jüdische Handwerker zum Verbleiben in Breslau zu bewegen. Auch mir wurde ein Bäckereibetrieb angeboten, doch lehnte ich ab, nicht nur, weil ich von der Bäckerei nichts verstand, sondern auch, weil mir die Atmosphäre geradezu unheimlich war.

Juden, die in Breslau blieben und sich dort niederließen, wurden von den Zionisten scharf verurteilt.

Noch hatte ich mich nicht recht entschieden. Der Wandel war zu schnell gekommen, und ich zögerte innerlich, als mich ein Erlebnis, für die damalige Zeit sicherlich nur ein kleines am Rande des Geschehens, bewog, nicht in Breslau zu bleiben. Ich ging mit meiner Familie und einigen Bekannten in den Ruinengassen der Stadt spazieren. Es war Januar 1946. Natürlich unterhielten wir uns auf Jiddisch. Plötzlich stürzten aus einem Erdloch einige halbnackte Kinder heraus und liefen über den nassen Schnee auf uns zu. Weinend baten sie uns um etwas zu essen.

Im ersten Augenblick war ich zurückgeprallt. Dann jedoch hatte ich sofort begriffen, denn die Kinder sprachen deutsch. Sie hatte der Krieg verschont, und wie Tiere hatten sie sich in Höhlen verkrochen, in denen sie nun ein unbeschreibliches Leben führten. Unser Jiddisch hielten sie für Deutsch. Sie glaubten Deutsche vor sich zu haben.

Ehe ich aber noch reagieren konnte, versetzte einer meiner Begleiter einem der Kinder einen brutalen Fußtritt, so daß das Mäd-

chen — es mochte vielleicht sechs Jahre alt sein — zu Boden stürzte. Meine Frau, die im wesentlichen meine Ansichten nicht teilte, warf sich dazwischen, und ich fragte den Juden, ob er meine, damit den Geboten des Talmud zu dienen. Während meine Frau sich mit den Kindern beschäftigte, ging ich zum nächsten Bäckerladen und kaufte eine Tüte voll Semmeln, um sie den Halbverhungerten zu bringen.

Ich konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Diesmal allerdings nicht wegen der Schießereien. In mir stieg eine rasende Angst auf. Wir Juden hatten durch die Hölle gehen müssen. Nun waren wir ausgeglüht dem Leben wiedergegeben. Sollten wir nach all diesen Prüfungen in der Tiefe an unserer eigenen Maßlosigkeit Schaden leiden? Letzten Endes konnte man ja bei keinem Kind wissen, ob nicht aus ihm der Messias würde, auf den wir alle warten.

Mein Verhalten wurde mir freilich sehr übelgenommen. Man bestrafte mich unter anderem damit, daß man meine Familie nicht der ersten Partie jener zuteilte, die nach dem Westen weiterfahren durften.

Und weiter nach München

Das Fahrtziel aller jener Juden, die weiterziehen wollten, war längst bekannt. Die zionistische Führung hatte beschlossen, die Masse der Ostjuden für die Kämpfe in Palästina zu konzentrieren. Der Bereitstellungsraum war Bayern. Zionistische Schmuggler, verstärkt durch Einsatzgruppen, die direkt aus Palästina bis nach Breslau kamen, leiteten die Menschentransporte.

Die Engländer erfuhren bald davon und versuchten die Judentransporte, soweit es in ihrer Macht stand, zu behindern. Die jüdischen Transporte liefen über zwei Linien: eine direkt über Dresden, Frankfurt nach Bayern, die andere über die Tschechoslowakei.

Allmählich verging mir die Lust zu warten, und ich bemühte mich, auf eigene Faust von Breslau fortzukommen. Entschlossen opferte ich das einzige Wertstück, das ich noch hatte, eine goldene Uhr, und nachdem ich sie dem Leiter der Breslauer Antifa, einem

Herrn namens Schreiber, gegeben hatte, wurde ich tatsächlich mit meiner Familie für einen antifaschistischen Auswanderertransportzug eingetragen. Schon nach wenigen Wochen verließ ich mit meiner Familie, sozusagen illegal, die schlesische Ruinenstadt. Im Zug unterhielt ich mich mit zwei jungen Juden, die überaus gut genährt und elegant gekleidet waren. Sie warnten mich sofort vor den Engländern und erzählten mir, daß man besonders in Frankfurt vorsichtig sein müßte, denn der Frankfurter Bahnhof bildete in diesen Monaten eine ständige Gefahrenzone. Schließlich gestanden sie mir lächelnd, daß sie Gold von Osten nach Westen schmuggelten und mit britischen Offizieren, mit denen sie ihren Gewinn teilen mußten, zusammenarbeiteten.

Einer der Mitreisenden, der sich laut mit seiner antifaschistischen Gesinnung brüstete, fiel mir während der ganzen Fahrt durch die sowjetrussische Zone durch seine ungewöhnliche Unterwürfigkeit gegenüber den Rotarmisten auf.

Kaum hatten wir Dresden passiert und in Siegen die britische Zone erreicht, als wir auch schon von einer englischen MP-Patrouille verhaftet und in Bunkeranlagen gebracht wurden, die als Lager dienten. Derselbe Antifaschist hatte mich bei den englischen Militärpolizisten als russischen Juden verleumdet, und ein englischer Leutnant drohte uns mit der sofortigen Rückverschickung in die sowjetische Besatzungszone. Nach all den jahrelangen Entbehrungen und Aufregungen war das für meine Frau, die ohnedies ein krankes Herz hat, zuviel. Sie klappte einfach zusammen und mußte mit einem schweren Kollaps ins Krankenhaus überführt werden.

Dort lernte ich den ersten Menschen kennen, der mir seit meiner Abreise aus Kolomea etwas Gutes erwies. Es war ein junger, aus dem Sudetenland vertriebener Arzt, der alles tat, um meine Frau vor dem sicheren Tod zu retten. Groteskerweise war es ein ehemaliger HJ-Führer, der sich für meine Frau, von der er natürlich wußte, daß sie Jüdin ist, einsetzte. Er war es auch, der mir verriet, daß die Engländer nur warteten, bis meine Frau wieder transportfähig wäre, um uns dann den Sowjetrussen zu übergeben.

Wieder einmal befanden wir uns in einer wahrhaft verzweifelten Situation. Die Dienstzeit des jungen Arztes, der seine Hand über uns hielt, lief in etwa drei Wochen ab; er stand vor der Entlassung. Es hing also alles davon ab, ob meine Frau bis zu dieser Zeit wieder gehfähig sein würde.

Natürlich bemühte ich mich bei den britischen Stellen, meine Ausweisung, die doch völlig ungerechtfertigt war, zu verhindern. Meist wurde ich überhaupt nicht vorgelassen und wenn, dann zuckten die britischen Offiziere höchstens mit den Achseln und wandten sich um. Weder mein Sohn noch ich durften das Lager verlassen. Vergebens zermarterte ich mir den Kopf. Tag um Tag verrann. Noch eine Woche, und dann würde der HJ-Führer nicht mehr im Spital sein. Es war geradezu grotesk, doch die Rettung einer jüdischen Familie hing nun ausschließlich von einem jungen Nationalsozialisten ab.

Endlich gab es einen Lichtblick: Meine Frau erholte sich von Tag zu Tag mehr. Ich entwarf sofort einen genauen Fluchtplan. Als meine Frau hinreichend hergestellt war und ich alles ausgeklügelt hatte, gab der junge Arzt meiner Frau eine Anweisung, den Zahnarzt aufzusuchen, der seine Praxis außerhalb des Lagers im Städtchen hatte.

Es war keine Stunde zu früh, denn am nächsten Tag hatte der menschenfreundliche Arzt seinen letzten Dienst. Mit meinem Sohn verließ ich das Lager an der rückwärtigen Seite, und wir trafen mit meiner Frau auf dem Bahnhof zusammen, kurz vor der Abfahrt eines in Richtung Frankfurt abgehenden Zuges. Zitternd beobachteten wir die britischen Militärpolizisten, die aber diesmal von uns keine Notiz nahmen. Erst als Siegen schon ziemlich weit hinter uns lag, beruhigten wir uns langsam. Unser ganzes restliches Hab und Gut aber hatten wir im Lager zurücklassen müssen.

Nun erinnerte ich mich der Warnungen der zwei Goldschmuggler, und als der Zug in Frankfurt einlief, stiegen wir blitzschnell aus und liefen zu dem nebenstehenden Zug, von dem mir die beiden erzählt hatten, daß er nach München führe.

Gerade als wir uns keuchend durch die Reisenden drängten,

sahen wir, wie unsere Gefährten, die langsam aus dem Siegener Zug stiegen, von knüppelschwingenden amerikanischen Militärpolizisten in eine Halle zum Kartoffelschälen getrieben wurden. Ein Wehren dagegen gab es nicht.

Es war spät nachts, als wir auf dem halbzerstörten Münchner Hauptbahnhof ankamen. Hier verbrachten wir die erste Nacht und wurden dann in die Siebertstraße 3 verwiesen, wo das jüdische Zentralkomitee, das in der Möhlstraße saß, eine Auskunftstelle errichtet hatte.

Dort traf ich einen alten Bekannten aus Transnistrien, der mich sofort in das Lager Neu-Freimann bei München einwies. Wir machten uns also auf und zogen nach Freimann, wo das Lager mit über zweitausend Juden dermaßen überfüllt war, daß man uns vorerst gar nicht aufnehmen konnte. Dort wurde mir jedoch gesagt, daß alte Bekannte aus Czernowitz in der Nähe wohnen würden, und tatsächlich, die Familie nahm uns auf und überließ uns eines ihrer beiden Zimmer, bis wir offiziell im Lager Unterkunft bekamen. Im März 1946 waren wir damit endlich außer jeder Gefahr.

Im Lager gab es, wie in jedem der jüdischen Lager, eine eigene Polizei, eine Lageranwaltschaft und Lagerrichter. Ein gewähltes Lagerkomitee verwaltete alle diese Dienststellen. Über dem Lagerkomitee stand der Direktor der UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration), der praktisch eine unbeschränkte Gewalt ausübte.

Mir wurde sogleich angeboten, meine Arbeitskraft der juristischen Lagerverwaltung zur Verfügung zu stellen, und so wurde ich einer der drei Lagerrichter von Neu-Freimann.

Über Arbeitsmangel brauchte das jüdische Lagergericht nicht zu klagen. Allerdings waren es durchweg leichte Fälle, die an Ort und Stelle erledigt werden konnten. Zu diesem Zweck war im Lager auch ein eigenes Gefängnis in einem Kellerraum vorhanden.

Doch traten auch Fälle auf, die im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten nicht zu bewältigen waren. Vor allem galt jeder Handel im Lager als Schwarzhandel und war daher strengstens verboten.

Besonders in Neu-Freimann ging es in dieser Hinsicht scharf her, denn der Direktor der UNRRA, jüdischer Amerikaner aus New York, dessen Vorfahren aus Litauen eingewandert waren, war päpstlicher als der Papst.

Ein ehemaliger Angehöriger des Judenrates entdeckte, daß man ihm aus seiner Schlafmatratze hohe Werte gestohlen hatte. Der erste Verdacht fiel auf einen Bekannten, der auch gleichzeitig ein Freund vom Herrn Direktor war. Die Sache kam zum Prozeß, und nach neun Tagen machte der Angeklagte, in die Enge getrieben, Andeutungen, daß er einige prominente Leute kompromittieren könnte. Da mehrere Offiziere der amerikanischen Armee als Zeugen vernommen werden mußten, wurde die Öffentlichkeit von der Verhandlung ausgeschlossen. Am Schluß blieb nichts anderes übrig, als den Angeklagten aus Mangel an Beweisen freizusprechen, um nicht einen Skandal größten Ausmaßes herbeizuführen.

Plötzlich kam der Befehl, daß alle ehemaligen Kapos aus den KZ und Judenratsangehörige erfaßt und verhört werden sollten. Durch das Verhör eines solchen kleinen jüdischen Kapos kam man ungewollt auf die Person eines ehemaligen Judenratsvorsitzenden einer großen Stadt in der Ukraine, einen Intellektuellen, der noch dazu mit einer weltbekannten zionistischen Persönlichkeit aus Palästina verwandt war.

Trotzdem nahm unser Lagergericht den Fall auf, wobei es nicht zu umgehen war, auch in andere Judenlager und in das jüdische Zentralkomitee von München hineinzuleuchten.

Mit einemmal entstand eine tragikomische Situation. Ausgerechnet jene Personen, welche vorher diese Untersuchungen angeordnet hatten, versuchten nun mit aller Macht, den Fall zu verdunkeln und zu vertuschen und alles Interesse auf den kleinen Kapo zu lenken.

Ich war mit der Untersuchung beauftragt worden und entschlossen, unter allen Umständen die Angelegenheit weiter zu verfolgen. Da erhielt ich eine freundliche Warnung: Es wäre doch besser, die Sache weniger eifrig zu betreiben, denn sonst könne es mir passie-

ren, wenn ich abends im Dunkeln nach Hause ginge, ein Messer in den Rücken zu bekommen, und es wäre schließlich schade um mich und meine Familie.

Allein ich hatte unterdessen anderes mitmachen müssen, und ich war nicht bereit zu kapitulieren. Da kam eines Tages ein Untersuchungsrichter aus dem jüdischen Lager Landsberg und überbrachte mir den schriftlichen Auftrag der juristischen Abteilung des jüdischen Zentralkomitees München, nach dem ich ihm alle Unterlagen des Falles zu übergeben hatte. Mir wurde sachlich mitgeteilt, daß die ganze Angelegenheit nun von einer anderen Instanz aus bearbeitet würde.

Es zeigte sich auch hier, daß das Volkswort von den kleinen Dieben, die man hängt, und von den großen, die man laufen läßt, sich noch immer bewahrheitete. Allerdings spielten sich die großen hier zu guter Letzt womöglich noch als Richter auf.

Eingedenk des alten rumänischen Sprichwortes: „Bis du zum lieben Gott kommst, fressen dich alle Heiligen auf" gab ich auf.

Die orthodoxen Juden im Lager wollten zu ihren UNRRA-Rationen zusätzlich für jeden Sabbat frisches Fleisch haben. Darum wurde alle acht bis vierzehn Tage ein lebendes Stück Vieh in das Lager eingeschmuggelt, rituell geschlachtet und verkauft.

Dies fand natürlich im Verborgenen statt. Lagerverwaltung und Lagerpolizei drückten ein Auge zu. Alles wäre gut gegangen, aber plötzlich entstand eine Konkurrenz. Andere Juden wollten auch lebendes Vieh einschmuggeln, und so lief eine Anzeige direkt bei dem amerikanischen Direktor ein. Wir vom Lagergericht mußten den Fall behandeln. Erstaunlicherweise kam der Direktor selbst zur Voruntersuchung und wollte von dem Schächter, einem alten polnischen Juden, erfahren, wer ihm denn Beihilfe geleistet habe.

Der alte Jude weigerte sich standhaft, seine Mitarbeiter zu nennen, worauf ihm der amerikanische Direktor eine schallende Ohrfeige gab. Der Vorfall erregte ziemliches Aufsehen unter uns, denn natürlich war der Direktor genauso Jude wie wir.

Allmählich begann im Lager durchzusickern, daß man sich in eine Liste der Auswanderung nach den USA eintragen könnte. Die zionistischen Kreise, die das Leben in allen jüdischen Lagern vollauf beherrschten, leugneten dies ab und versuchten mit allen Mitteln, die Diskussionen über diesen Punkt zu verhindern.

Nun fanden aber im Lager Diskussionsabende statt, bei denen jeder Insasse einen Brief in den Fragekasten werfen konnte. Diese Fragen wurden auch dann behandelt, wenn sie anonym gestellt wurden.

Eines Abends lautete eine Frage im Briefkasten: „Kann man nach den USA auswandern und dabei Zionist bleiben?"

Der hebräische Professor Spiktor antwortete heftig: „Wer in diesen Schicksalsstunden nach den USA auswandert, kann nicht nur kein Zionist sein, er verläßt damit auch sein jüdisches Volk."

An jenem Abend befand ich mich nicht im Antwortpräsidium. Die entsprechenden Männer wurden immer der Reihe nach eingeteilt. Trotzdem verlangten viele, auch ich möge Stellung nehmen, weil ich als parteilos bekannt war. Da Professor Spiktor so kraß geantwortet hatte, versuchte ich den Fall logisch zu beantworten. Ich sagte, keinesfalls gehe man seiner Zugehörigkeit zum Judentum verlustig, wenn man nach den USA auswandere, wo doch der weitaus größte Teil der Juden heute lebe.

Natürlich stimmten die meisten mir zu, die Zionisten aber blickten mich wütend an. Eine besonders pikante Note erhielt diese Diskussion jedoch erst nachträglich. Es dauerte nämlich keine sechs Monate, dann wanderte Professor Spiktor höchstpersönlich nach den USA aus ...

Zufällig besuchte zu dieser Zeit gerade der ehemalige Oberrabbiner von Irland, Dr. Isaak Herzog, der seit Juni 1937 Oberrabbiner von Palästina war, die jüdischen Lager in der amerikanischen Zone Deutschlands und weilte damals auch in Neu-Freimann. Der Besuch zeigte uns mit einem kurzen Gespräch, wes Geistes Kind unser

Direktor war. Als der Oberrabbiner nämlich beim UNRRA-Direktor vorsprach, redete ihn dieser jovial mit du an.

Dr. Herzog sagte darauf etwas pikiert: „Bei Juden ist es üblich, den Rabbiner mit Sie anzusprechen, nicht mit du."

Darauf lachte der Direktor breit und sagte: „Du hast recht, ich werde Sie zu dir sagen."

NÜRNBERG

In Nürnberg war unterdessen der große Prozeß angelaufen. Von den verschiedenen jüdischen Lagern, auch von unserem, fuhren die Juden mit Lastwagen der amerikanischen Armee nach Nürnberg, um als Zuhörer an dem Prozeß teilzunehmen. Schließlich verkündeten Zeitungen und Rundfunk am 30. September 1946 das Urteil des Internationalen Militärtribunals von Nürnberg. Von der Masse der Juden wurden die Urteile mit frenetischem Jubel aufgenommen. Man war nur unzufrieden, weil von Papen und Dr. Schacht nicht auch verurteilt worden waren. Noch glaubte man nicht recht, daß die Todesurteile gegen Göring, von Ribbentrop, Frank, Frick, Kaltenbrunner, Rosenberg, Sauckel, Streicher, Seyß-Inquart und gegen die Generale Keitel und Jodl vollzogen würden.

Jedoch am 16. Oktober verfielen die Verurteilten dem Henker. Nur Göring hatte sich, wie schon vorher Ley, durch Selbstmord dem Galgen entzogen.

In mir stritten zwei Gefühle: Die Genugtuung, daß jene, die meine Glaubensbrüder so unbarmherzig verfolgt hatten, zugrunde gegangen waren, war groß, andererseits wieder hatte der Nürnberger Prozeß manche erstaunliche Tatsache ans Tageslicht gebracht, zum Teil weitere angedeutet, die meine innere Unsicherheit verstärkten. Seltsamerweise hatten die vielen Journalisten darüber gar nichts oder nur ganz am Rande geschrieben.

Wie konnte man aber die entsetzliche jüdische Tragödie aufklären, wenn man nicht auch diese Dinge zur Kenntnis nahm und die Verfolgung nicht auch auf jene ausdehnte, die durch ihr Verhalten nicht unwesentlich dazu beigetragen hatten, daß das jüdische Schicksal einen so furchtbaren Gang nahm?

Die amtlichen Protokolle der sogenannten Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942 hatten dokumentarisch bestätigt, was wir in Transnistrien und zuvor in Lemberg und Czernowitz immer wieder vernommen hatten: Die Deutsche Reichsregierung unternahm in den dreißiger Jahren alle Anstrengungen, um eine Massenauswanderung

der Juden in die Wege zu leiten. Sie hatte diese Auswanderung nicht nur genehmigt, sondern teilweise auch unterstützt. Man sah damals die Endlösung der jüdischen Frage für Deutschland in einer geschlossenen jüdischen Emigration. Erst als diese Auswanderung mißlang, der Krieg sich der Katastrophe für Deutschland näherte, wurde dem Massenmord freie Bahn gegeben.

An diesem 20. Januar 1942 traten in Berlin-Wannsee etwa 20 führende Vertreter aller jener deutschen Dienststellen zusammen, die mit der Judenfrage befaßt waren. Den Vorsitz führte der Chef des SS-Sicherheitshauptamtes, Reinhard Heydrich,–der berichtete, daß er beauftragt wurde, sich mit der Endlösung der Judenfrage in Europa zu befassen. Er gab eine Übersicht über die bisherigen Bemühungen.

Auf Anordnung Görings sei schon im Januar 1939 eine Reichszentrale für jüdische Auswanderung errichtet worden, welche die Aufgabe hatte, alle Maßnahmen zur Vorbereitung einer verstärkten Auswanderung der Juden zu treffen, den Auswanderungsstrom zu lenken und die Durchführung der Auswanderung im Einzelfall zu beschleunigen. Heydrich zählte die Schwierigkeiten auf, die keinesfalls nur im Deutschen Reich, sondern in ganz Europa entstanden waren.

Trotzdem wanderten bis zum 31. Oktober 1941 537 000 Juden aus dem Deutschen Reich aus. Davon ab 30. Januar 1933 aus dem Altreich rund 360 000, ab 15. März 1938 aus Österreich rund 147 000 und ab 15. März 1939 nochmals rund 30 000. Die reichen Juden mußten die Ausreise für ärmere finanzieren, das Weltjudentum überwies durch Schenkungen rund 9 500 000 Dollar für die Kosten dieser Massenauswanderung.

Nun aber hatte Himmler im Hinblick auf die Gefahren einer Auswanderung im Kriege und namentlich auf die Möglichkeiten, welche die freien Räume im Osten, vor allem in Polen, gaben, die weiteren Versuche zur Organisierung der jüdischen Massenauswanderung verboten.

Dr. Grünbaum, der erste Innenminister des Staates Israel, kam

etwa ein Jahr nach dem Nürnberger Urteil nach Breslau. Dort soll dieser eigenwillige Jude in einer Rede geäußert haben: „Die Hauptschuldigen an der jüdischen Tragödie waren in erster Linie die reichen jüdischen Amerikaner, die das Schicksal ihrer bedrohten jüdischen Brüder kalt ließ und die viel zu wenig halfen, in zweiter Linie alle englischen Regierungen, einschließlich der sozialistischen, die mit Gewalt die Einwanderung nach Palästina verhinderten, und erst in dritter Linie die Nazis."

Wenn Dr. Grünbaum das tatsächlich gesagt hat, wie die Gerüchte behaupten, so irrte er nicht. Zuzutrauen wäre ihm der Mut, die Wahrheit ausgesprochen zu haben, wohl.

Den reichen amerikanischen Juden waren ihre Dollars lieber gewesen als das Leben ihrer gefährdeten Glaubensgenossen. Die englischen Regierungen wehrten sich bis zur Waffengewalt gegen die jüdische Masseneinwanderung nach Palästina. Die Naziführer schließlich, die anfänglich bereit gewesen waren, die Auswanderung zu gestatten und zu unterstützen, ließen ihre Wut und Verzweiflung über die drohende Entwicklung des Krieges an jenen aus, die am wenigsten dafür konnten: an den Massen der armen Juden.

Die reichen Juden waren bis auf verschwindend geringe Ausnahmen von der grauenhaften Liquidation gar nicht betroffen. Für Geld konnte man sich selbst im Dritten Reich auch das Leben erkaufen. Der Preis hieß eben lediglich: Reichsfluchtsteuer.

Man hatte nun in Nürnberg die Henker verurteilt. Und was war mit den Heuchlern, die den Henkern Zutreiberdienste geleistet und sie teilweise so lange provoziert hatten, bis der Massenmord geschah?

Sie gingen frei aus! Sie schlugen nicht einmal die Augen nieder, als sie jene Naziführer zum Tode verurteilten, wie zum Beispiel Göring oder Ribbentrop, die doch von Anfang an bereit waren, die Juden lebend aus dem Chaos zu entlassen. Eine Bereitschaft, die nicht zuletzt an alliierten und zionistischen Widerständen scheiterte.

Der Krieg war nun endgültig vorbei, die Rache hatte ihr Opfer genossen. Trotzdem schienen die Sieger nicht froh zu werden. Drohend stiegen am politischen Firmament neue Gefahren herauf: Die

Differenzen zwischen dem westlichen Amerika und dem östlichen Rußland gebaren den kalten Krieg.

Für die Juden, vornehmlich für die Zionisten, änderte sich die grundsätzliche Lage groteskerweise auch nach dem Nürnberger Urteil nicht. In der Dreimeilenzone vor dem palästinensischen Strand wurden auch weiterhin jüdische Auswandererschiffe aufgebracht oder abgedrängt, und wenn die Kapitäne nicht sofort gehorchten, wurde scharf geschossen.

Wieder wanderten Juden in Palästina und auf Zypern hinter die Stacheldrähte. Den meisten war das nichts Neues. Sie kamen aus den Stacheldrähten Hitlers und gingen in die Stacheldrähte des britischen Königs.

Doch nicht nur die offiziellen Dinge des Nürnberger Prozesses regten so sehr zum Nachdenken an, sondern auch die anderen Ereignisse, die man zuerst gerüchtweise und dann als historische Wahrheiten erfuhr.

Manchmal dauerte es Jahre, bis über die Vorkommnisse wirklich Klarheit herrschte. Allerdings fand sich kaum jemand, der diese Geschehnisse, über die informiert zu sein für die Abrundung des Gesamtbildes unerläßlich war, damals schon der Weltöffentlichkeit oder gar den Deutschen zur Kenntnis brachte. Selbst als man das in späteren Jahren zögernd nachholte, wurden die Berichte über diese historischen Tatsachen noch verniedlicht und umgefälscht.

Warum? Fürchtet man sich immer noch, der Welt die Wahrheit zu sagen? Hat man Angst, daß man, wenn sie diese Wahrheit erfährt, in der Meinung der Völker zum Mittragen an der großen Schuld gezwungen würde, die zur Tragödie des jüdischen Volkes führte?

Am 187. Verhandlungstag, am Freitag, dem 26. Juli 1946, führte vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg in der Vormittagssitzung der Hauptankläger für die Vereinigten Staaten, Justice Robert H. Jackson, unter anderem Folgendes aus: . . . „Hier hat sich noch ein anderer Zweck hinter die Judenverfolgungen eingeschlichen, denn die Masseneinziehung ihres Vermögens half der

Finanzierung der deutschen Aufrüstung. Obwohl Schachts Plan, Devisen als Lösegeld für die ganze Rasse in Deutschland zu nehmen, nicht angenommen wurde, wurden die Juden in einem solchen Maß beraubt, daß Göring dem Reichsverteidigungsrat mitteilen konnte, daß die durch die Aufrüstung eingetretene kritische Lage der Reichsfinanzen durch die Buße von einer Milliarde Reichsmark, die den Juden auferlegt worden war, und durch Reichsgewinne bei der Arisierung jüdischer Unternehmungen erleichtert worden sei ..."

Erst am Samstag, dem 31. August, in der Vormittagssitzung des 216. Verhandlungstages, wurde der Angeklagte Hjalmar Schacht vom Vorsitzenden aufgerufen und konnte sein Schlußwort vorbringen. In seinen Erklärungen kam Dr. Schacht auch auf die Judenfrage zu sprechen:

„... Nun hat Justice Jackson in seiner Schlußrede noch einen Vorwurf gegen mich erhoben, der bisher im ganzen Prozeß überhaupt nicht zur Sprache gekommen ist. Ich soll geplant haben, die Juden aus Deutschland freizugeben gegen Lösegeld in fremder Valuta. Auch dies ist unwahr. Empört über den Judenpogrom vom November 1938 habe ich bei Hitler die Zustimmung zu einem Plan durchgesetzt, der den Juden die Auswanderung erleichtern sollte. Ich wollte aus dem beschlagnahmten jüdischen Vermögen einundeinhalb Milliarden Reichsmark unter die Verwaltung eines internationalen Komitees stellen, und Deutschland sollte die Verpflichtung übernehmen, diesen Betrag in zwanzig Jahresraten an das Komitee auszuzahlen, und zwar in fremder Valuta, also das genaue Gegenteil von dem, was Justice Jackson hier behauptet hat. Ich habe diesen Plan im Dezember 1938 in London mit Lord Berstedt von Samuel and Samuel, mit Lord Winterton und mit dem amerikanischen Vertreter Mr. Rublee besprochen. Sie alle nahmen den Plan sympathisch auf. Da ich aber kurz danach von Hitler aus der Reichsbank entfernt wurde, verfiel die Angelegenheit. Wäre sie durchgeführt worden, so wäre kein einziger deutscher Jude ums Leben gekommen."

„... so wäre kein einziger deutscher Jude ums Leben gekommen!"

Ich zuckte zusammen. Vergebens versuchte ich im Antlitz dieses Dr. Hjalmar Schacht zu lesen, als er seine Rede beendet hatte. Log dieser alte Mann hier, um seinen Kopf zu retten? Seine ganze Haltung widersprach dieser Annahme, und, was noch viel entscheidender war: Schacht nannte Zeugen, einwandfreie, seriöse und zum Großteil jüdische Zeugen.

Verwirrt blickte ich mich im Zuhörerraum des Internationalen Militärtribunals um. Das mußten doch alle gehört haben. Allein die Gesichter um mich herum schienen gelangweilt und fast uninteressiert. Die allgemeine Meinung stand fest, und niemand machte sich die Mühe, hier nachzuforschen, ja, anscheinend *wollte* niemand diese sensationelle Feststellung Schachts zur Kenntnis nehmen. Mich ließ die Sache nicht ruhen. Ich spürte, hier hatte ich einen Blick hinter die Propagandakulissen tun dürfen, hier hatte ich es nicht mit Zeitungsberichten und politischen Meldungen zu tun, sondern mit einer der erregendsten Tatsachen unserer Zeit.

Grünspan-Affäre und Schacht-Memorandum

Es begann in Paris. Vor dem Gitter, welches den Garten der Villa des deutschen Botschafters in der Rue de Lille abschließt, stand ein blutjunger Mann. Es war ein unfreundlicher Tag, der 7. November 1938, und der junge Mann schien unschlüssig. Langsam kam ein Herr die Rue de Lille herabgeschlendert, und der junge Mann fragte ihn hastig, wie man wohl am besten zum deutschen Botschafter kommen könnte. Der Spaziergänger, ein älterer Herr, wies ihn an den Portier und ging weiter. Der junge Mann ahnte nicht, daß er in diesem Augenblick mit dem deutschen Botschafter selbst, dem Grafen Welczek, gesprochen hatte. Der Graf vermutete in dem jungen Mann einen der vielen Bittsteller und wollte sich durch ihn seinen Morgenspaziergang nicht stören lassen. Das rettete ihm das Leben.

Der Portier leitete den Bittsteller zum Gesandtschaftssekretär. Doch auch dieser hatte sich an dem trüben Novembertag verspätet,

und darum mußte der Portier den jungen Mann zu dem anwesenden Legationssekretär Ernst vom Rath führen.

Der fragte ihn ruhig, was er wünsche. Schweigend zog der junge Mann eine Pistole, die er erst eine Stunde zuvor für 250 Francs bei einem Waffenhändler erworben hatte, und feuerte vier Schüsse auf Ernst vom Rath ab. Drei davon waren zuviel, denn schon die erste Kugel war tödlich. Es war genau 9.40 Uhr.

Kurze Zeit später wurde der Attentäter von der französischen Polizei festgenommen und verhört. Es war Herschel Feivel-Grünspan, am 28. März 1921 in Hannover geboren, dessen Vater Sendel ursprünglich Grynszpan hieß und mit seiner Frau Ryfka aus Polen als Schneider eingewandert war. In Hannover betrieb Vater Grünspan einen Altwarenhandel.

Der junge Herschel, eines von sechs Kindern, besuchte bis 1935 die Volksschule in Hannover, dann die Rabbinerschule in Frankfurt am Main.

Fünfzehnjährig verließ er 1936 Deutschland, lebte zuerst in Brüssel und kam dann bei einem Onkel in Paris unter. Doch da seine Papiere nicht in Ordnung waren, wurde ihm die Pariser Aufenthaltserlaubnis entzogen, und die französische Polizei wies ihn sogar am 15. August 1938 aus Frankreich aus.

Herschel Grünspan, nun siebzehnjährig, stand vor dem Nichts. Seine Verwandten lehnten eine weitere Unterstützung ab, und der Jugendliche kam vorübergehend in einem kleinen Hotel unter. Er hatte weder Geld noch Arbeit.

Aus Deutschland erhielt er beunruhigende Nachrichten über seine Familie. Seine Tat, die von so weitreichender Bedeutung war, mag der grenzenlosen Verzweiflung entsprungen sein, in der sich Herschel Grünspan befand.

Er ahnte nicht, daß gerade diese Tat den fanatischen Antisemiten im Dritten Reiche den letzten Vorwand für die Judenverfolgung liefern würde. Kaum wurde der Mord in Deutschland bekannt, bemächtigte sich die offizielle Propaganda des Attentats, und in der „Kristallnacht“ brannten die ersten Synagogen in Deutschland,

wurden jüdische Geschäfte zertrümmert, und mit einem Schlag war der siebzehnjährige Herschel Grünspan für die Propagandaexperten Goebbels' zu einem „Werkzeug des Weltjudentums" geworden.

Angesichts dieser folgenschweren Auswirkung entstand beinahe gleichzeitig der Verdacht, daß Herschel Grünspan ein Agent der Nazis gewesen sei, der es übernommen habe, einen Deutschen zu ermorden, um das Signal für die schon lange vorbereiteten Judenpogrome in Deutschland zu geben.

Unwahrscheinlich lang dauerten die Vorbereitungen des Prozesses in Paris gegen den Attentäter. Endlich, im Sommer 1939, stand Herschel Grünspan vor seinen französischen Richtern. Offenbar von der Verteidigung belehrt und bestrebt, sich vor der Todesstrafe zu retten und keine Vorwände für neuerliche Verfolgungen der Juden zu liefern, behauptete Grünspan, er habe mit dem Legationssekretär Ernst vom Rath homosexuelle Beziehungen gehabt, und auf Grund dieses Umstandes sei er mit Rath in Differenzen geraten, in deren Verlauf er ihn erschoß.

Da brach der Krieg aus. Der Prozeß wurde unterbrochen, und als schließlich die Deutschen sich der französischen Hauptstadt näherten, wurde Grünspan nach Orléans, später nach Bourges verbracht und endlich nach dem Zusammenbruch Frankreichs der Gestapo ausgeliefert. Zur allgemeinen Überraschung veranstalteten die Nazis keinen Schauprozeß mit dem Gefangenen, der zuerst im KZ Sachsenhausen untergebracht wurde und dann im Gefängnis Moabit in Berlin. Herschel Grünspan wurde auch nicht liquidiert und verschwand nach Kriegsende, und niemand weiß zu sagen, ob die Gerüchte stimmen, daß er noch am Leben sei, oder ob er als eines der vielen unbekannten Opfer dieser Zeit zugrunde ging.

Die Auswirkungen dieser „Kristallnacht" 1938 im Ausland waren für Deutschland verheerend. Die klugen Köpfe, insbesondere der Wirtschaft, wußten das auch. Als daher Anfang Dezember 1938 der Präsident der Deutschen Reichsbank, Dr. Hjalmar Schacht, von Adolf Hitler zu einem Mittagessen auf den Berghof bei Berchtesgaden eingeladen wurde, nahm sich Schacht vor, Adolf Hitler dar-

aufhin anzusprechen und ihm seine Beobachtungen und Befürchtungen mitzuteilen. Dies war um so leichter möglich, als die angespannte Finanzlage des Deutschen Reiches Gegenstand der Aussprache sein sollte. Dr. Schacht schilderte Hitler eingehend die bedrohliche Finanzsituation und warnte ihn eindringlich.

Hitler entgegnete darauf: „Ich habe einen Weg gefunden, der uns finanzieren wird. Die Juden haben für die Ermordung vom Raths eine Milliarde Reichsmark Buße zu zahlen, wie Sie wissen. Darauf kann man ja etwas auszahlen."

Schacht begriff augenblicklich, was Hitler wollte. Das mußte unter allen Umständen gerade das herbeiführen, was Schacht bisher mit allen Mitteln verhindert hatte: die Inflation. Er erwiderte daher, daß dies wohl kaum möglich sei, da diese Buße zum Großteil gar nicht mehr in Geld hatte aufgebracht werden können, sondern zum Teil in Sachwerten und Liegenschaften geleistet wurde.

Hitler schien den Argumenten nicht zugänglich und bestimmte, daß Schacht und Krosigk Anfang Januar noch einmal zu ihm kommen müßten, um das Ganze zu besprechen.

Nun wußte Schacht, daß die Stunde da war. Er sagte: „Auch ich werde Ihnen ein Memorandum ausarbeiten, und zwar meinen Vorschlag zur Judenfrage. Zweifellos, mein Führer, war der 9. November mit der Kristallnacht nicht nur eine bodenlose Schweinerei, sondern auch eine grenzenlose Dummheit."

Schacht berichtete, daß er durch Beamte der Reichsbank eine genaue Schätzung des beschlagnahmten jüdischen Vermögens habe vornehmen lassen, und dabei sei festgestellt worden, daß dieses sechs Milliarden Reichsmark betrug.

Schacht schlug nun Hitler vor, ein internationales Treuhänderkomitee zur Kontrolle dieses beschlagnahmten jüdischen Vermögens einzusetzen. In dieses Komitee sollten Juden aufgenommen werden. Die Aufgabe des Komitees wäre es, das beschlagnahmte jüdische Vermögen innerhalb des Deutschen Reiches zu überwachen und dafür zu sorgen, daß es richtig verwaltet werde und erhalten bliebe.

Als Sicherheit für dieses Vermögen, trug Schacht Hitler vor, sollte

eine internationale Anleihe in Höhe von einundeinhalb Milliarden Reichsmark, jedoch in Dollarwährung, ausgegeben werden. Diese Anleihe sollte mit etwa 5 Prozent verzinst und im Laufe von rund 20 bis 25 Jahren getilgt werden. Verzinsung und Tilgung müßten von der deutschen Regierung in ausländischer Währung garantiert werden. Die Anleihe müßte dann auf internationalen Märkten zur Emission gebracht und an den internationalen Börsen notiert werden.

Gleichzeitig sollte aus diesem Vermögen jeder Jude, der aus Deutschland auszuwandern bereit sei, je nach Bedarf einen Betrag erhalten, der ihm den Aufbau seiner Existenz in einem neuen Lande ermögliche.

Dieser Plan Schachts ist einfach genial zu nennen. Es hatte sich schon zu jener Zeit klar erwiesen, daß wiederholt jüdische Auswanderungen, vor allem nach Südamerika, immer wieder an der Argumentation scheiterten, die betroffenen Staaten seien zu arme Länder und könnten sich daher die Einwanderung von mittellosen Menschen nicht leisten, die unter Umständen am Ende den dortigen Behörden zur Last fielen. Wenn das auch in manchen Fällen nur behauptet wurde, um die antisemitische Einstellung dieser Länder zu tarnen, so mag es in anderen Fällen doch den Tatsachen entsprochen haben. Bei Verwirklichung des Schacht-Planes aber hätten die meisten Länder die einwandernden deutschen Juden aufgenommen, denn mit den Juden wäre ja Kapital und damit eine Belebung der einheimischen Wirtschaft ins Land gekommen, was besonders die südamerikanischen Staaten bitter nötig hatten.

Dr. Schacht hatte sich diesen Plan sehr sorgfältig überlegt und alles durchkalkuliert, ehe er davon sprach. Er wußte, damit zerhieb er mit einem Schlag den gordischen Knoten der jüdischen Massenauswanderung, beziehungsweise ihrer Schwierigkeiten, und durch diese Massenauswanderung allein konnten die Juden vor allfälligen Verfolgungen bewahrt werden. Dabei hatte Schacht diesen Plan raffiniert mit dem Bestreben Hitlers, für seine abenteuerlichen Pläne Kapitalien herbeizuschaffen, in Einklang gebracht.

Adolf Hitler stutzte und überlegte einige Zeit, und während

Schacht sich innerlich schon darauf einstellte, etwaige Einwände zu entkräften, sagte Adolf Hitler zu seiner grenzenlosen Überraschung: „Die Sache scheint mir gut, dagegen habe ich nichts. Arbeiten Sie das Memorandum aus und bereiten Sie die Dinge vor!"

Erfreut antwortete Schacht, daß er sogleich nach London fahren müsse, um sich mit englischen Freunden zu besprechen, deren Unterstützung er für die Realisierung des Planes unbedingt brauche. Auch damit war Hitler einverstanden und ermächtigte Dr. Schacht ausdrücklich, Verhandlungen über die Durchführung des Planes in London aufzunehmen.

Noch im Dezember reiste Schacht nach London und weihte den ihm befreundeten Gouverneur der Bank von England, Montagu Norman, in den Plan ein. Norman stimmte den Ideen zu, und als Schacht ihn bat, eine geeignete jüdische Persönlichkeit zu nennen, mit der er darüber ernsthaft verhandeln könnte, schlug dieser Lord Berstedt, den Chef des Hauses Samuel and Samuel, vor. Schacht war augenblicklich einverstanden, und Lord Berstedt wurde zu einer dringenden Konferenz in das Büro des Gouverneurs Norman in die britische Notenbank gebeten.

Lord Berstedt hörte die Ausführungen Dr. Schachts an und erklärte dann, daß er der Sache durchaus positiv gegenüberstehe, doch keinesfalls allein entscheiden könne, er müsse seine Glaubensgenossen unterrichten, vor allem mit dem Präsidenten des Zionistischen Weltkongresses, Chaim Weizmann, sprechen. Zu diesem Zweck erbat er sich einige Tage Zeit.

In dieser Pause informierte Dr. Schacht, ebenfalls auf den Rat des Gouverneurs Norman, den Amerikaner Mr. Rublee vom Evian-Komitee. Auch Mr. Rublee war mit dem Plan einverstanden, und alles schien in bester Ordnung, als schließlich beim nächsten Treffen Lord Berstedt Dr. Schacht niedergeschlagen mitteilte, daß Chaim Weizmann sich sehr entschieden gegen den Vorschlag ausgesprochen habe. Lord Berstedt sagte allerdings, selbst wenn Weizmann dagegen sei, sollte man sich doch um diese gute Sache kümmern und sie weiterhin verfolgen.

Dr. Schacht war wie vor den Kopf geschlagen. Resigniert reiste er nach Berlin zurück, denn er hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit einer Ablehnung dieses einzig möglichen Rettungsplanes, der infolge der Zustimmung Adolf Hitlers berechtigte Aussicht auf Erfolg hatte. Wegen Differenzen, die später zwischen Hitler und Schacht entstanden, wurde dieser am 22. Januar 1939 aus seinem Amt als Reichsbankpräsident entlassen. Er hatte sich geweigert, weitere Reichsbankmittel für Hitlers Aufrüstungspläne zur Verfügung zu stellen.

Damit war eine der größten Chancen zur Rettung des deutschen Judentums vertan, in der Hauptsache weil Chaim Weizmann nicht zustimmte.

In Nürnberg wurden zahlreiche Originaldokumente auch des Auswärtigen Amtes vorgelegt. Unter der Eintragung Berlin, 25. Januar 1939, hörte ich die erstaunliche offizielle Feststellung des Punktes 2 eines dieser Dokumente: „Das letzte Ziel der deutschen Judenpolitik ist die Auswanderung aller im Reichsgebiet lebenden Juden ... " In Punkt 4 heißt es: „Der ausgewanderte Jude als beste Propaganda für die deutsche Judenpolitik", und weiter unten: „Nachdem in den Jahren 1933—34 über 100000 Juden aus Deutschland legal oder illegal den Weg ins Ausland gefunden hatten, ... haben inzwischen fast alle Staaten der Welt ihre Grenzen gegen die jüdischen Auswanderer hermetisch verschlossen."

Welch eine furchtbare, welch eine bittere und beschämende Wahrheit! Doch diese Dinge wurden nur ganz am Rande behandelt und nach Möglichkeit unterdrückt. Ich las aber später in diesen Dokumenten noch manche interessante Tatsache:

„Die rumänische Regierung hat einen offiziellen Appell an die Reichsregierung unter dem Motto der menschlichen Moral und Gerechtigkeit gerichtet, an einer Judenauswanderungsaktion zur Lösung der Judenfrage mitzuarbeiten. Andererseits hat Polen Ende Oktober vorigen Jahres eine Verordnung erlassen, deren Durchführung die Rückkehr von 60 000 in Deutschland ansässigen Juden polnischer Staatszugehörigkeit nach Polen unmöglich macht. Bekanntlich mußte sich die Reichsregierung daraufhin entschließen, etwa 16 000 Juden

polnischer Staatszugehörigkeit, denen die Familien folgen werden, kurz vor Inkrafttreten der polnischen Verordnung nach Polen abzuschieben."

...

Palästina, das der Volksmund bereits schlagwortartig zum Auswanderungsland bestimmt hat, kommt als Ziel der Judenauswanderung schon deswegen nicht in Frage, weil seine Aufnahmefähigkeit für einen Massenzustrom von Juden nicht ausreicht. Unter dem Druck des arabischen Widerstands hat die britische Mandatsregierung die jüdische Einwanderung nach Palästina auf ein Minimum beschränkt.

Von deutscher Seite war zunächst die Auswanderung deutscher Juden nach Palästina durch Abschluß eines Abkommens mit der Vertretung des Judentums in Palästina, das den Transfer jüdischen Vermögens im Wege zusätzlicher Exporte ermöglichte, weitgehend gefördert worden (Haavara-Abkommen)."

Diesen Tatsachen wollte aber niemand ins Auge blicken.

Weitere Rettungsversuche

Da waren die Geschehnisse in Stockholm. Im September 1940 hatte der Vertreter des jüdischen Weltkongresses in Schweden, Hillel Storch, der selber kein Schwede war, sondern aus dem Baltikum stammte, die Möglichkeit, aus Riga 50 prominente jüdische Persönlichkeiten herauszubekommen. Die schwedische Regierung teilte Hillel Storch ihr Einverständnis mit, diese 50 Juden nach Schweden hereinzulassen. Sie stellte lediglich die Bedingung, daß die jüdische Kultusgemeinde in Stockholm die Verantwortung dafür übernehmen müsse, daß diese 50 Juden tatsächlich nach Palästina weiterreisen und nicht in Schweden bleiben wollten.

Ausgerechnet am Vorabend des größten religiösen Feiertages des Jahres, dem Versöhnungstag, bekam Hillel Storch die Zusicherung der schwedischen Regierung. Unverzüglich suchte er den Präsidenten

der Stockholmer jüdischen Kultusgemeinde, Josefsohn, auf. Josefsohn war bereits in Feiertagskleidung und wollte gerade zur Synagoge gehen.

Er lehnte die Bitte Hillel Storchs, den schwedischen Außenminister anzurufen und die Garantie abzugeben, glatt ab.

Hillel Storch ließ aber noch nicht nach. Er wußte, was auf dem Spiele stand. Nach den Feiertagen sprach er wieder bei Josefsohn vor, ohne etwas zu erreichen.

„Woher weiß ich, ob die wirklich weiterreisen und nicht in Schweden bleiben werden?" sagte Josefsohn kühl.

Damit war die Rettungsaktion für die jüdische Intelligenz von Riga gescheitert. Da die Esten, Letten und Litauer weitgehend antisemitisch waren, kamen von diesen 50 Persönlichkeiten im weiteren Verlaufe des Krieges und der deutschen Maßnahmen nur ganz wenige mit dem Leben davon. Sie waren nicht von Adolf Hitler oder den antisemitischen Balten verlassen worden, sondern von einem namhaften Vertreter ihres eigenen Glaubens.

Der Name Kersten wurde schon wiederholt genannt. Man weiß, daß dieser therapeutische Arzt zuerst Leibarzt des Prinzgemahls der holländischen Königin Wilhelmine war, später eine Reihe anderer Persönlichkeiten behandelte und schließlich als Leibarzt bei Heinrich Himmler landete. Im Herbst 1950 verlieh die holländische Königin Kersten wegen seiner humanitären Verdienste das Großoffizierskreuz des Ordens von Oranje-Nassau.

Gleich nach dem Kriege wurde gesagt, daß dieser Leibarzt Himmlers verschiedentlich bei Rettungsaktionen politischer Gefangener mitgewirkt habe. Sonderbarerweise stellte sich Medizinalrat Kersten erst im August 1959 in Stockholm, wo eine Konferenz des jüdischen Weltkongresses tagte, den jüdischen Kreisen und suchte Kontakt mit ihnen, um seine humanitären Leistungen gewürdigt zu sehen.

Nun war die Situation für Kersten nicht sehr leicht. Er hatte sich jahrelang im Hauptquartier Himmlers befunden, und zweifelsohne war er dort nicht ohne Bezahlung tätig gewesen.

Bei der Eröffnung der Konferenz des jüdischen Weltkongresses

blieb zum erstenmal der schwedische König demonstrativ fern, und die Vertreter des Weltjudentums wurden im Stockholmer Rathaus statt vom König vom schwedischen Ministerpräsidenten begrüßt.

Dies geschah auch wegen Kersten, der bereits so weit vorgedrungen war, daß seine Rettungsaktionen offiziell anerkannt wurden, und einige Monate zuvor bei einem Bankett von französischen Persönlichkeiten und Vertretern des jüdischen Weltkongresses gefeiert worden war, vor allem aber wegen der Ermordung des Vetters des schwedischen Königs, des Grafen Bernadotte, der 1948, als UNO-Vertreter von Jordanien kommend, in Jerusalem erschossen wurde. Weil die offiziellen israelischen Untersuchungen die Täter nicht ausfindig machen konnten, soll sich die Familie des Ermordeten erboten haben, jüdische Detektive und Kriminalbeamte nach Jerusalem zu entsenden, damit sie dort an Ort und Stelle nach den Mördern fahnden könnten. Doch dieses Angebot soll von der israelischen Regierung abschlägig beschieden worden sein. Die Mörder des schwedischen Grafen sind bis heute nicht gefunden.

Als daher 1958 in Stockholm zum zehnjährigen Gedenken an den Tod des Grafen Bernadotte ein Denkmal enthüllt wurde, gestattete man der jüdischen Abordnung nicht, dort einen Blumenkranz niederzulegen.

Kersten erzählte im August 1959 zehn Tage lang in der Kanzlei des Stockholmer Parlamentes einer Gruppe jüdischer Historiker und Journalisten, unter denen sich Dr. Schoskes, Dr. Markus, Abraham Schwarz befanden, von seinen Erlebnissen bei Heinrich Himmler und von seinen Rettungstaten für die KZler. Seine Sekretärin, Fräulein Rumstedt, unterstützte ihren Chef dabei.

Kersten steht mit seinen Berichten zum Teil im Widerspruch zu dem Bericht des Grafen Bernadotte, der gleich nach Kriegsende in Buchform in Schweden erschien und in dem die große Judenrettungsaktion via Schweden geschildert wird. Bernadotte erwähnte in der ersten Ausgabe den Namen Kersten überhaupt nicht.

Kersten dagegen bucht diese Rettungsaktion allein auf sein Verdienstkonto. Die Wahrheit scheint allerdings etwas anders auszu-

sehen. Kersten wurde durch Himmler in die Rettungsaktion eingeschaltet. Diese war längst geplant und vorbereitet. Im Jahr 1944 befand sich in Stockholm der Ministerialdirigent des deutschen Auswärtigen Amtes, Dr. Peter Kleist, der dem persönlichen Stab Ribbentrops angehörte. Kleist war mannigfach beschäftigt. Er war dabei, die illegale Überführung der Estlandschweden zu organisieren und über den Agenten Klauß die Friedensfühler der Sowjets zu prüfen. Denn selbst nach 1943, also nach Stalingrad, bot Stalin Hitler noch Frieden an.

Der bereits genannte Vertreter des jüdischen Weltkongresses für Schweden, Hillel Storch, suchte nun Dr. Kleist im Sommer 1944 im Stockholmer Strandhotel auf und unterbreitete ihm den Plan zu einer Rettungsaktion für jüdische Inhaftierte. Hillel Storch schlug Dr. Kleist die Auslösung einer Gruppe von sogenannten Südamerika-Juden vor. Es handelte sich um etwa zweitausend Juden, die zum geringen Teil mit echten, in der Hauptsache aber mit gefälschten südamerikanischen Pässen ausgestattet waren. Es lag ganz bei den deutschen Dienststellen, die Gültigkeit dieser Pässe anzuerkennen oder nicht.

Kleist lehnte jede Intervention auf dieser Basis ab, und als Hillel Storch sich darauf berief, daß schon mehrfach deutsche Dienststellen solche Geschäfte gemacht hätten, erwiderte Kleist, daß Hillel Storch wohl allenfalls diese zweitausend Juden freikaufen, aber damit nicht die gesamte jüdische Frage lösen könne. Die jüdische Frage sei eben leider eine politische, die nur mit politischen Mitteln zu lösen sei.

Hillel Storch stellte nun eine Verbindung zwischen dem deutschen Diplomaten Dr. Kleist und dem amerikanischen Diplomaten Ivar Olson her, der als persönlicher Beauftragter des Präsidenten Roosevelt in Angelegenheiten des „War Refugees Committee“ in Stockholm weilte.

Olson versicherte nach Rückfrage beim Präsidenten Roosevelt, daß der amerikanische Präsident bereit sei, für die Rettung der eineinhalb Millionen Juden, die sich zu dieser Zeit nach Berechnung

der Amerikaner noch in deutschem Gewahrsam befinden mußten, politische Konzessionen zu gewähren.

Nun wurde Dr. Kleist hellhörig und flog augenblicklich zum mächtigsten Mann, den er kannte, zu Kaltenbrunner, dem er das Ganze vortrug. Er wußte, daß ein Vortrag bei Ribbentrop in der Sache keinen Sinn haben konnte, da dieser in solch heiklen Dingen zu schwach war.

Kaltenbrunner informierte sofort Himmler. Nach vierundzwanzig Stunden teilte Kaltenbrunner Kleist mit, auch Himmler finde die Sache hochinteressant; er habe sofort eine Zählung durchführen lassen, die nach Kaltenbrunners Berichten die Zahl von zweieinhalb Millionen Juden in deutschen Lagern ergab, den Liquidationsstop befohlen und veranlaßt, daß mehr Verpflegung und Medikamente in die Lager kommen sollten.

Himmler habe überdies den Plan gefaßt, Dr. Kleist mit den ersten fünfzehnhundert Juden nach Schweden zu senden, um die Amerikaner von dem ernsten Willen der Deutschen zu überzeugen. Gerade als all dies in die Wege geleitet werden sollte, brach unter den höchsten Naziführern eine schwere Intrige aus. Brigadeführer Schellenberg, der starke Mann des Amtes VI, schaltete bei Himmler seinen Vorgesetzten Kaltenbrunner und natürlich Dr. Kleist aus. Kleist erhielt den Befehl, die ganze Sache zu vergessen.

Die schwedische Rettungsaktion erfuhr damit eine Verschleppung von Monaten. Nunmehr entsandten Himmler und Schellenberg Kersten nach Stockholm, der am 25. Februar 1945 mit Hillel Storch Kontakt aufnahm. Kersten lud Hillel Storch zu einer grundlegenden Aussprache zu Himmler nach Berlin ein.

Hillel Storch war einverstanden, doch da ergaben sich plötzlich unvorhergesehene Schwierigkeiten. Obgleich Hillel Storch als Vertreter des jüdischen Weltkongresses in Schweden wiederholt mit den schwedischen Ministern verhandelte und sogar vom König in Privataudienz empfangen worden war, besaß er nicht die schwedische Staatsbürgerschaft, sondern war staatenlos. Der schwedische Außenminister verweigerte ihm aber eine schriftliche Rückreiseerlaubnis.

In seiner Verzweiflung suchte nun Hillel Storch wieder Dr. Kleist auf. Dieser ging offiziell ins schwedische Außenministerium und bat den Gesandten der Rechtsabteilung, Hillel Storch einen befristeten schwedischen Paß zur Verfügung zu stellen. Es wurde ihm ohne jede Begründung abgelehnt.

So mußte an Stelle Hillel Storchs ein anderer Jude fliegen, der die schwedische Staatsbürgerschaft erworben hatte. Es war Masur, ein ehemals deutscher Emigrant. Kersten hatte von Himmler ein Blankoformular für die Einreise seines Begleiters erhalten.

Am 21. April 1945 fand auf dem Gut Hartzwalde bei Berlin die Aussprache zwischen Himmler und Masur statt. Am Ende des Gesprächs ließ Himmler Masur einen schriftlichen Befreiungsschein für tausend jüdische Frauen aus Ravensburg ausstellen und verfügte, daß sofort alle Lager an der Schweizer oder schwedischen Grenze geöffnet würden. Himmler betonte beim Abschied Masur gegenüber, daß er, Himmler, auch mit amerikanischen Organisationen wegen der jüdischen Auswanderung verhandelt habe, doch vergeblich.

Unterdessen war schon die erste Freilassungsaktion, die durch Dr. Kleist auf Initiative Hillel Storchs ins Rollen kam, voll angelaufen. Himmler hatte mehrere tausend skandinavische, französische und jüdische KZler entlassen. Er stellte nur die Bedingung, daß der Transportraum zur Verfügung gestellt würde, und Kersten war nach Stockholm geflogen, um 150 Autobusse zu organisieren. Der schwedische Außenminister Christian Günter hatte Kersten den Rat gegeben, sich mit dem Grafen Bernadotte in Verbindung zu setzen, der Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes in Schweden war.

Bernadotte akzeptierte den Vorschlag und organisierte 150 Autobusse, doch als es in Deutschland zur Übernahme der Häftlinge kam, wollte Graf Bernadotte nur die Skandinavier und die Franzosen, jedoch nicht die Juden in Empfang nehmen.

Kersten gab später an, daß Graf Bernadotte am 10. März 1945 folgenden Brief an Himmler geschrieben hätte:

„Sehr geehrter Herr Himmler! Die Juden sind in Schweden

ebenso unerwünscht wie in Deutschland. Daher verstehe ich Sie vollkommen in der Judenfrage. Wie mir Medizinalrat Kersten mitteilte, haben Sie ihm fünftausend Juden freigegeben zum Abtransport nach Schweden. Ich bin damit nicht zufrieden, denn ich will keine Juden abtransportieren. Da ich das aber offiziell nicht verweigern kann, so bitte ich Sie, tun Sie es, Herr Himmler . . ."

Wie dem auch immer sei: Tatsache ist, daß der Abtransport von Juden nach Schweden selbst 1945 noch auf große Schwierigkeiten stieß. Brigadeführer Schellenberg und Rudolf Brandt, welche die Entlassungsaktion überwachten, weigerten sich nun ihrerseits, Häftlinge ohne die Juden zu entlassen, und meldeten Himmler den Fall. Dieser machte Kersten darauf aufmerksam, daß sein Versprechen voll erfüllt werden müßte: Ohne die Juden keine Befreiung der anderen! Nun erst fügten sich die Schweden und nahmen auch die Juden auf.

Welch bittere Ironie, daß ausgerechnet Heinrich Himmler für Juden eintreten mußte!

Bei dieser Gelegenheit soll Himmler übrigens zu Kersten gesagt haben: „Bevor wir mit der Vernichtung der Juden begannen, hatten wir vor, sie mit all ihrem beweglichen Hab und Gut in die Länder ausreisen zu lassen, die sie aufzunehmen bereit waren. Doch kein Land wollte die Juden, die Welt hatte für sie die Türen zugeschlossen."

Obgleich man den Angaben des humanitär sicherlich sehr verdienstvollen Medizinalrates Kersten nicht in allen Dingen hundertprozentig Glauben schenken darf, da bei seinen Berichten Geltungsbedürfnis und der Wunsch, sich vom Vorwurf der Kollaboration reinzuwaschen, zweifellos eine gewisse Rolle spielen, können die historischen Voraussetzungen für diese angeblichen oder wirklichen Himmler-Worte nicht bestritten werden.

So wurden also zu guter Letzt, obwohl die große Befreiungsaktion von Hillel Storch, Dr. Kleist, Ivar Olson scheiterte, noch viele Tausende von Menschen, auch Juden, über Schweden gerettet.

In diesen turbulenten Monaten, am 18. Januar 1945, etwa vier

Monate vor Kriegsschluß, fragte im schwedischen Parlament ein Abgeordneter die Regierung, warum nicht mehr zur Rettung unglücklicher Menschen, besonders der Juden, unternommen worden wäre.

Im Namen der Regierung des schwedischen Königs gab Minister Meller die Erklärung ab, es sei richtig, daß die schwedische Regierung nicht bereit sei, eine größere Anzahl von Flüchtlingen ins Land zu lassen, obwohl sie in ihren eigenen Ländern als Juden verfolgt würden. Darüber herrschten innerhalb der schwedischen Regierung verschiedene Meinungen.

Dann hob Minister Meller seine Stimme und sagte: „Eines aber muß ich feststellen: Unsere Regierung war nicht weniger großzügig im Aufnehmen von Juden, als es die jüdische Kultusgemeinde von Stockholm war. Die schwedischen Juden haben uns keinen sonderlichen Mut gemacht, jüdische Flüchtlinge hereinzulassen. Dies möge im Parlamentsprotokoll vermerkt werden."

Die Haltung des Präsidenten der jüdischen Kultusgemeinde von Stockholm, Josefsohn, war also sehr aufmerksam beobachtet worden.

Man hatte sich daran ein für das jüdische Schicksal bedauerliches Beispiel genommen. Doch wenn der Jude den Juden im Stiche läßt, kann man das einer christlichen Regierung auch nicht stärker ankreiden als dem jüdischen Präsidenten.

Um die Juden Ungarns

Und dann die aufregende Geschichte von Budapest. Darüber hatte man besonders durch Rundfunknachrichten schon etwas erfahren. Doch es waren nur Bruchstücke. Die ganze Wahrheit hört sich spannender an als ein Kriminalroman. Die beiden Hauptpersonen dieser Tragödie waren Joel Brand und Dr. Rezsö Kastner.

Brand wurde in Berlin am Tage nach dem Reichstagsbrand verhaftet. Da er ungarischer Staatsbürger war, wurde er 1935 aus Deutschland ausgewiesen und ließ sich in Budapest nieder, wo er

sich alsbald den Zionisten anschloß. Er war sehr aktiv und versuchte mit anderen, einen jüdischen Untergrund aufzubauen, was auch gelang. Teils mit Hilfe gekaufter ungarischer Beamter, teils mit Duldung von ungarischen Dienststellen glückte es, immer wieder Juden aus dem Land zu schmuggeln.

Im Jahre 1939 beschloß England, die jüdische Einwanderung nach Palästina einzuschränken und nur noch 75 000 Einwanderer ins Land zu lassen. Die Engländer senkten für die nächsten fünf Jahre die Einwanderung auf je 15 000 Personen. Das heißt, sie stellten im Jahr nur 15 000 Einwanderungszertifikate aus. Aufgeteilt auf das Weltjudentum, entfielen auf Ungarn im Monat genau 50 Zertifikate.

Diese Zertifikate wirkten wie ein Schutzbrief. Der Jude, der ein Zertifikat hatte, war vor der Deportation sicher, und selbst Leute in Gefängnissen oder Lagern konnten mit dem Zertifikat auswandern. Es zeigte sich immer deutlicher, daß die Deutschen die Juden loswerden wollten. Wie, war ihnen gleichgültig.

Eines Tages, am 25. April 1944, wurde Joel Brand in das SS-Hauptquartier von Budapest ins Hotel Majestic gerufen, wo ihn Adolf Eichmann empfing. Er erklärte ihm in dürren Worten, daß er bereit wäre, Brand eine Million Juden zu verkaufen. Eichmann hatte von Berlin, wie er sagte, von höchsten Stellen die Zustimmung für diese Verhandlung erhalten. Er verlangte von Joel Brand für je hundert Juden ein Lastauto.

Brand war sprachlos. Als er sich erholt hatte, hielt er Eichmann vor, daß die Alliierten kaum die Lieferung von Kriegsmaterial zulassen würden.

Eichmann erwiderte, daß in den Abmachungen festgehalten werden könnte, daß diese Lastautos nie im Westen verwendet würden, sondern daß sie ausschließlich für den Einsatz an der Ostfront bestimmt wären. Eichmann verpflichtete sich auch, sobald Brand von seinen Verhandlungen im Ausland zurückkommen würde, 100 000 Juden freizulassen. Sie würden an die spanische Grenze transportiert werden.

Joel Brand erkannte zu dieser Zeit nicht, daß das „Geschäft"

offenbar keine Rolle spielte. Man wollte angesichts der Niederlage die Juden los sein. Wahrscheinlich hofften gewisse Stellen bei der SS, sich durch diese Aktion für den Fall der Niederlage ein Alibi zu schaffen. Für die Chancen, die in diesem Angebot lagen, war es jedoch einerlei, aus welchen Beweggründen es gemacht wurde.

Im jüdischen Untergrund schlug dieses Angebot wie eine Bombe ein. Nach langen Berichten in die Schweiz und in die Türkei entschloß sich Joel Brand, nach Konstantinopel zu fliegen, um dort mit den jüdischen Weltorganisationen zu verhandeln. Vorher stimmte Eichmann zu, daß ein Transport von 1700 Juden aus Ungarn über Bergen—Belsen in die Schweiz abging. Das geschah auch.

So makaber und so verrückt die ganze Sache auch war: Um eine Million Juden zu retten, mußte alles unternommen werden! Am 16. Mai 1944 stellte der Zentralrat der ungarischen Juden eine Bescheinigung aus, die Joel Brand vor den jüdischen Weltorganisationen legitimieren sollte. Die Bescheinigung wurde von Hofrat Samuel Stern als Präsidenten und von Philipp von Freudiger als Mitglied des Zentralrates unterschrieben.

In Begleitung eines ungarischen Agenten flog Joel Brand von Budapest nach Wien und von dort mit einem Kurierflugzeug nach Konstantinopel. Er hatte von der SS einen deutschen Reisepaß auf den Namen Eugen Band, Ingenieur aus Erfurt, erhalten.

Am Flugplatz von Konstantinopel erlebte Joel Brand seine erste bittere Enttäuschung. Obwohl die zionistischen Organisationen in Konstantinopel von der Ankunft verständigt worden waren, erhielten er und sein Begleiter auf dem Flugplatz kein Visum und keine Landungserlaubnis. Da jedoch die Frau des ungarischen Agenten in Konstantinopel lebte, gelang es, mühsam auf privater Basis den Einlaßstempel zu erhalten.

Joel Brand begab sich augenblicklich zu den jüdischen Organisationen und trug ihnen die Sachlage vor. Er verlangte, daß sofort nach Jerusalem telegraphiert würde, damit Chaim Weizmann oder Mosche Schertok von seiner Ankunft verständigt würden. Nichts von alledem geschah. Im Gegenteil, die türkische Polizei interessierte

sich für die geheimnisvollen Juden, und nur mit Mühe konnte sich Joel Brand vor der Ausweisung retten.

Schließlich wurde ihm mitgeteilt, daß Mosche Schertok kein Einreisevisum in die Türkei bekomme, und am 5. Juni 1944, nachdem bereits vierzehn Tage fruchtlos vergangen waren, zwang die zionistische Zentrale Brand, mit dem Taurus-Expreß nach Aleppo zu fahren. Man hatte ihm mitgeteilt, daß die Engländer unbedingt mit ihm sprechen wollten.

Im letzten Moment wurde Joel Brand von Klarmann, dem Vertreter der jüdischen Revisionisten, gewarnt, nach Aleppo zu fahren. Die Revisionisten hatten Nachricht, daß die Engländer Brand nur verhaften wollten. Brand konnte das nicht glauben und reiste ab.

Kaum hatte er englisches Gebiet betreten, wurde er festgenommen und *in Gegenwart von Mosche Schertok (!)* eingehend vernommen. Die Engländer waren sehr freundlich zu ihm, aber sie transportierten ihn über Beirut, Haifa nach Kairo weiter, wo er in eine Zelle des britischen Intelligence Service gesperrt wurde. Joel Brand wurde beinahe wahnsinnig. Er war in furchtbarer Sorge, nicht nur um alle seine Kameraden in Budapest, sondern auch um seine Frau und seine Kinder, die dort zurückgeblieben waren.

Brand wurde von den Engländern immer wieder verhört, über den Vorschlag Eichmanns und über die Zustände in Budapest. Er wußte nicht, ob die Engländer es ernst meinten oder mit ihm nur spielten. Im Juli 1944 hörte er dann voll Entsetzen eine längere Reutermeldung, die in allen Zeitungen und im Rundfunk veröffentlicht wurde und in der die ganze Aktion als ein Erpressungsversuch der Deutschen hingestellt wurde: „Nach Prüfung der Vorschläge hat sich herausgestellt, daß sie keine ernste und solide Grundlage haben und daß sie ein Gemisch von Erpressungen und Drohungen darstellen, mit dem Zwecke, bei den Alliierten Verwirrung zu stiften, um eine erfolgreiche Kriegführung zu lähmen."

Nun war für Brand alles verloren. Jetzt mußte die SS in Budapest glauben, daß er ein falsches Spiel getrieben habe. Besonders erbitterte es ihn, daß auch die offiziellen zionistischen Organe diese

Reutermeldung kommentarlos abdruckten, obgleich sie doch genau wußten, um was es ging. Anscheinend aber war ihnen, genau wie den Engländern, das Schicksal von einer Million Juden gleichgültig. Die alliierten Kriegsziele waren auch in diesem Falle allein entscheidend.

Kurze Zeit nach diesem Schlag wurde Joel Brand in den Garten des britisch-ägyptischen Klubs in Kairo gebracht und bewirtet. Ein höherer englischer Beamter unterhielt sich eingehend mit ihm über seinen Fall und fragte ihn, ob er denn wirklich glaube, daß Eichmann die Million Juden freiließe.

Als Joel Brand dies ernsthaft bejahte, blickte der Engländer ihn groß an. „Wie stellen Sie sich das bloß vor, Mr. Brand? Was soll ich mit dieser Million Juden tun? Wohin soll ich sie bringen, wer wird die Leute nehmen?"

Joel Brand erhob sich und brach das Gespräch ab. Der begleitende britische Offizier machte ihm nachher Vorwürfe und teilte ihm mit, daß der Gesprächspartner kein anderer als Lord Moyne, stellvertretender Staatsminister im Nahen Osten, gewesen sei.

Brand erfuhr nie, wer der Engländer wirklich gewesen war. Doch er berichtete anderen Juden über das Gespräch, und einige Monate danach wurde Lord Moyne auf offener Straße in Kairo von zwei jungen jüdischen Terroristen erschossen. Sie wurden dafür gehenkt.

Endlich nach Monaten erklärten die Engländer, daß sie an Brand nicht mehr interessiert wären, brachten ihn nach Palästina und übergaben ihn der Sochnuth, der zentralen zionistischen Organisation.

Doch auch hier erhielt Joel Brand keine Hilfe. Er lief gehetzt immer nur im Kreise. Er war zum Michael Kohlhaas der ungarischen Juden geworden, denen ernsthaft niemand helfen wollte. Als das Schweizer Konsulat bereit war, ihm ein Visum zu geben, aber zwei Bürgen der Zionisten forderte, lehnte die Sochnuth ab. Da erkannte Joel Brand, daß er endgültig gescheitert war. Zuerst an den Briten und dann an den Zionisten.

In Budapest war unterdessen die Hölle los. Das jüdische Komitee, Waad genannt, verhandelte mit der SS weiter. Es erreichte, daß

wieder sechs Züge mit etwa 18 000 Juden aus der ungarischen Provinz nach Österreich verfrachtet wurden. Sie überlebten in Sonderlagern, vor allem in Straßhof, den Krieg.

Mitten in die Verhandlungen hinein, an Brands Stelle in Budapest war Dr. Kastner getreten, platzte am 19. Juli 1944 wie eine Bombe die Reutermeldung über die Mission Joel Brands.

Da wurde in Budapest glücklicherweise bekannt, daß Joel Brand von den Engländern festgenommen worden war. Noch einmal versuchten die Budapester Juden, Verhandlungen mit dem Weltjudentum in Lissabon und dann in der Schweiz zu führen. Beide Versuche scheiterten. Das Chaos brach herein.

Es wurde bekannt, daß mit der Verschlechterung der allgemeinen Lage an der Ostfront die ungarische Szálasi-Regierung eine Totalvernichtung der Budapester Juden plante. Besonders Innenminister Kovarcz bestand auf der Liquidierung sämtlicher Juden im Getto. Obwohl sich Ferenz Szálasi dagegen aussprach, war die Stimmung gegen die Juden tödlich. Die Waad erkannte, daß die einzige Rettung für die Budapester Juden nur noch bei den Deutschen liegen könnte.

Um jüdischerseits eine Geste des guten Willens zu machen, trachtete die Waad, irgendwelche Lastkraftwagen aufzutreiben. Der Industrielle Alois Steger aus Preßburg, der schon oft den Budapester Juden geholfen hatte, sprang ein und trieb 30 Lastwagen auf. Nun appellierten die Juden an die SS, die ihrerseits schon längst wußte, daß die Pfeilkreuzler die Abschlachtung der Juden beschlossen hatten.

Verzweifelt führte Andreas Biß als Vertreter der Waad die Verhandlungen mit den einzelnen SS-Führern. Schließlich zeitigten diese Bemühungen den Erfolg: Der General der Polizei, Winkelmann, der in Budapest als Höherer SS- und Polizeiführer saß, wandte sich an Himmler persönlich und befahl dann den ungarischen Innenminister Kovarcz zu sich. Er teilte Kovarcz mit, daß die 84 000 Juden des Budapester Gettos unter deutschem Schutz stünden, und verbot im „Reichsinteresse“ ausdrücklich die Vernichtung des Gettos.

Die ungarischen Pfeilkreuzler wagten nun nicht, sich gegen den strikten Befehl der höchsten deutschen Autoritäten zu stellen, und ließen ihre Hand vom Budapester Getto.

Diese 84 000 Budapester Juden wurden durch die ausdauernden und tapferen Bemühungen ihrer örtlichen Waad-Funktionäre und — durch die deutsche SS gerettet.

Sie blieben am Leben.

Nicht am Leben blieb Dr. Rezsö Kastner, der auch nach der Befreiung in Israel nicht müde wurde, seine Stimme zu erheben und den wahren Ablauf der Geschehnisse in Budapest und der ganzen Affäre Adolf Eichmann — Joel Brand zu schildern. Er wurde von Zionisten am 3. März 1952 in Jerusalem auf offener Straße erschossen.

Man konnte damit wohl einen Menschenmund auf immer verstummen lassen, nicht aber die Wahrheit.

Nur eine Tatsache schmälert das Verdienst Joel Brands und seiner Mitarbeiter: daß er, bereits gewarnt, noch immer der Mapai, der zionistischen Sozialdemokratie, blindlings vertraute. Und das, obgleich die Rettungsaktion für die ungarischen Juden ohne irgendwelche Parteiunterschiede durchgeführt werden sollte. Die Mapai hatte selbst in dieser heiklen Angelegenheit nur ihre eigenen Parteiinteressen im Auge. Nachdem Joel Brand schon von dem kleinen Funktionär der Revisionisten Klarmann gewarnt worden war, hätte er erkennen müssen, über welch weltweite Verbindungen die Revisionisten verfügten. Ohne politisch mit den Revisionisten übereinzukommen, hätte er damals alle Rettungschancen nutzen müssen; parteipolitische Erwägungen durften doch zumindest hier keine Rolle spielen. Hätte Joel Brand das berücksichtigt, dann wäre seiner Mission höchstwahrscheinlich Erfolg beschieden gewesen.

In jenen Tagen erfuhren wir von diesen Ereignissen nur Bruchstücke. Erst allmählich kam die ganze Wahrheit ans Tageslicht. Doch auch das wenige, das schon damals bekannt wurde, genügte, um gegen die offizielle Propaganda mißtrauisch zu werden.

WIEDERGUTMACHUNG

Eines Tages herrschte im Lager helle Aufregung. Der berühmte jüdische Geiger Yehudi Menuhin wollte nach Berlin kommen, um ein Konzert für die deutsche Bevölkerung zu geben, dessen Reingewinn für hungernde deutsche Kinder verwendet werden sollte. Yehudi Menuhin wurde, besonders von den Zionisten, wild beschimpft und als Verräter hingestellt. Eine jüdische Gegendemonstration, die in Berlin organisiert wurde, begrüßten die Zionisten im Lager sehr. Nicht anders war es, als der weltbekannte jüdische Londoner Verleger Victor Gollancz in England eine große Sammelaktion für die hungernden Deutschen organisierte. Auch Victor Gollancz wurde scharf verurteilt und verdammt. Wer von uns Juden versuchte, die Partei Menuhins oder Gollancz' zu ergreifen, wurde sofort zum Nazi gestempelt, und es kam sogar vor, daß die jüdische Lagerführung solche Juden bei den Amerikanern denunzierte. In einem Fall mußten sich einige Juden vor einer amerikanischen Kommission entkleiden, und die Amerikaner prüften, ob diese Juden nicht am Ende ein SS-Blutgruppenzeichen eintätowiert hätten.

Selbst ein Jude, der damals für die Vernunft und Versöhnung sprach, wurde nicht nur von den Zionisten, sondern auch von den Amerikanern verdächtigt, ein Nazi zu sein. Quälend fiel mir ein, was der große Führer des „Bund", Mitglied der zweiten Internationale, Henrik Ehrlich, im Mai 1933 in der Warschauer jüdischen „Volkszeitung" geschrieben hatte: „Der jüdische Nationalismus ist genauso häßlich und ekelhaft wie der Nationalismus anderer Völker. Wenn der jüdische Nationalismus im allgemeinen nicht blutdürstig ist, dann aus Not und nicht aus Tugend. Sollte sich eine Gelegenheit bieten, würde er dies mit Zähnen und Krallen beweisen, genauso wie der Nationalismus anderer Völker."

Ich hatte 1927, während ich als Gast des „Bund" in Warschau weilte, Gelegenheit, diesen großen Mann persönlich kennenzulernen. Bei Ausbruch des deutsch-polnischen Krieges floh er 1939 nach Galizien, wo er von den Sowjets sofort verhaftet wurde. Etliche seiner

ehemaligen Freunde in den USA waren an dem, was nun kam, nicht ganz unschuldig. Von allen verhafteten „Bund"-Funktionären mußte nur Henrik Ehrlich allein sterben; 1942 wurde er von der NKWD erschossen.

Unterdessen organisierten die Zionisten verschiedene Aktionen, um die UNO zu beeinflussen, die Gründung eines Judenstaates, und zwar in Palästina, voranzutreiben. Bei allen in Deutschland lebenden Juden wurden Unterschriften gesammelt. Es wurden zu diesem Zwecke Fragebögen ausgegeben, auf denen eine der Fragen lautete: Herkunftsland und Muttersprache. Auch zu mir kam eine Vertreterin der Zionisten, und als sie mich nach meiner Muttersprache fragte, antwortete ich wahrheitsgemäß: „Jiddisch."

Die Dame, die aus Palästina stammte, wollte mir nun einreden, ich müsse Rumänisch als Muttersprache angeben, da ich ja aus Rumänien stamme und Jiddisch keine Sprache sei. Dennoch unterhielt sie sich selbst mit mir in Jiddisch. Sie bat mich um Verständnis, als ich ihr das Unsinnige dieser Auffassung vorhielt, da sie die Weisung erhalten habe, Jiddisch nicht als Muttersprache einzutragen. Nun mischten sich auch andere Lagerinsassen in das Gespräch ein und sagten, sie würden die Eintragung verweigern, wenn es prinzipiell nicht gestattet sei, Jiddisch als Muttersprache anzugeben.

Dr. Joseph Tennenbaum, New York, schrieb in seinem 1934 erschienenen Buch „Rasse, Nation und Juden": „Jiddisch wird von mehr als der Hälfte der Juden in der Welt gesprochen. Das Jiddische hat eine lebendige Literatur. In New York allein gibt es drei jiddische Tageszeitungen, die zusammen eine Auflage von 400 000 haben."

Wie töricht war das alles! Die Verantwortlichen, die diese Anordnungen in Palästina gegeben hatten, verleiteten praktisch dadurch die Befragten zur Urkundenfälschung. Die meisten der armen Juden aus Polen waren der polnischen Sprache gar nicht mächtig oder in einer Art und Weise, daß sich Henryk Sienkiewicz wohl die Ohren zugehalten hätte!

Kurz nach dieser seltsamen Befragung wurde angeregt, jüdische

Landsmannschaften zu organisieren. Ich beteiligte mich an der Statutenausarbeitung für den Verein ehemals rumänischer Juden. Nachdem die amerikanische Militärregierung den Verein anerkannt hatte, wurde ich von einer absoluten Mehrheit als dessen Repräsentant gewählt. Doch ich übergab die Führung und Leitung einem Beamten des inzwischen entstandenen Staatskommissariats für rassisch und politisch Verfolgte bei der Bayerischen Staatsregierung. Ich hatte in dieser engstirnigen Gettoatmosphäre die Lust an der Öffentlichkeitsarbeit verloren.

Wie richtig mein Entschluß war, zeigte sich bald. Um der notleidenden Bevölkerung in Europa, besonders in Deutschland, zu helfen, entstand in den USA die Care-Organisation. Überall wurden riesige Summen in den amerikanischen Städten und Bezirken gesammelt und dafür Lebensmittelpakete nach Europa gesandt. Sie enthielten vor allem Konserven und Kaffee.

Dieser Kaffee, aber auch die Fleisch- und Fettkonserven waren begehrte Handelswaren geworden. Es gab feste Börsenpreise auf dem Schwarzen Markt für diese Carepakete, die in der Hauptsache zur Betreuung der Bevölkerung außerhalb der Lager gedacht waren.

Diese goßzügige Hilfsaktion wurde bald ausgenützt. Vornehmlich die jüdischen Landsmannschaften, besser gesagt einzelne verantwortungslose Funktionäre, stellten Listen mit Hunderten von Mitgliedern auf und verlangten für diese Mitglieder Carepakete. Als dann Gerüchte aufkamen, daß die Mitglieder diese Pakete gar nicht erhielten, legten die Herrschaften Listen mit gefälschten Unterschriften vor, durch die der angebliche Erhalt der Pakete bestätigt wurde.

Da die Carepakete zollfrei ins Land kamen, war die Verdienstspanne mit der amerikanischen Hilfsbereitschaft beträchtlich. Daß dabei oft sogar Zollbescheinigungen gefälscht wurden, bekümmerte die Beteiligten kaum. Es wäre indessen falsch, daraus zu schließen, daß alle Funktionäre der jüdischen Landsmannschaften so ehrlos gehandelt hätten. Daß so etwas in mehreren Fällen vorkam, ist traurig genug.

Die Gründung des Vereins ehemaliger rumänischer Juden brachte

mich mit einer Persönlichkeit zusammen, die damals bereits im Blickpunkt des politischen öffentlichen Lebens von Bayern stand: Dr. Philipp Auerbach. Natürlich konnte ich nicht ahnen, welch dramatische Ereignisse sich mit diesem Mann noch abspielen sollten.

Auerbach war 1906 in Hamburg als Sohn eines Metallwarenhändlers geboren worden. Er war also ein Jeke-Jude, ein deutscher Jude. Während des Dritten Reiches hatte er fünf Jahre im KZ, hauptsächlich Buchenwald, verbracht. Später war er dann als Dolmetscher in einer Berliner Polizeidirektion tätig.

Nach dem deutschen Zusammenbruch wurde er Oberregierungsrat in Düsseldorf. Diese Stelle hatte er aber nicht lange inne, da ihn die Engländer sehr bald von seinem Posten entfernten, namentlich, weil er gegen den Oberbürgermeister Lehr, der nach Heinemann Bundesinnenminister wurde, Material gesammelt hatte. Vor Auerbach war am 6. Oktober 1945 der Kölner Oberbürgermeister Dr. Konrad Adenauer von den Briten wegen „Unfähigkeit" entlassen worden.

Im Januar 1946 kam Philipp Auerbach nach München, wo er alsbald Staatskommissar für die politisch und rassisch Verfolgten beziehungsweise Generalanwalt für die Wiedergutmachung in Bayern wurde. Von 1949 bis 1952 war er Präsident der jüdischen Kultusgemeinde in Bayern.

Ende 1946 wurde ich aufgefordert, im Generalsekretariat des Zentralkomitees der Juden in Deutschland mitzuarbeiten, und gerade als ich schon halb entschlossen war zuzusagen, ereignete sich die Affäre mit dem Präsidenten Dr. Grünberg, der von der gesamten Judenheit, die sich damals in Deutschland befand, gewählt worden war. Er verschwand sang- und klanglos von der Bildfläche, und es kursierten wieder einmal wilde Gerüchte. Die einen wollten wissen, daß er nicht weniger als 150 000 Dollar empfangen habe, um zwei führenden baltischen SS-Männern die Möglichkeit einer Auswanderung nach den USA zu verschaffen. Andere wieder behaupteten, er habe den beiden SS-Männern ohne Geld geholfen, weil sie ihm in der NS-Zeit ebenfalls geholfen hätten. Andere wieder wollten

wissen, Dr. Grünberg habe ausscheiden müssen, weil er nicht nach der Pfeife der hinter den Kulissen herrschenden zionistischen Palästina-Delegierten habe tanzen wollen. Die letzte Version schien mir der Wahrheit am nächsten zu kommen, denn nach dem Ausscheiden Dr. Grünbergs rückte der ehemalige Vizepräsident Träger, ein alter Zionist, auf den Präsidentenposten auf.

Inzwischen hatte sich das Staatskommissariat für politisch und rassisch Verfolgte in der Bayerischen Staatsregierung etabliert. Es wurde von dem oben genannten Dr. Philipp Auerbach geleitet.

Der ehemalige bayerische Innenminister, Dr. Hoegner, äußerte später, er habe gegen Auerbach Bedenken gehabt, jedoch habe ihm Auerbach eine schriftliche Empfehlung einer jüdischen Persönlichkeit vorgewiesen, die über jede Kritik erhaben war. Aus diesem Grunde habe er, Dr. Hoegner, seine Bedenken zurückgestellt. Wer diese Persönlichkeit war, erfuhr man nie. Selbst dann nicht, als Auerbach schon lange gestürzt worden war.

Dr. Auerbach organisierte mit Energie und Ausdauer das neue Staatskommissariat und suchte überall Mitarbeiter. Wiederum erhielt ich den Antrag, als einer der beiden Verbindungsleute zwischen dem jüdischen Zentralkomitee und dem Staatskommissariat für politisch und rassisch Verfolgte zu fungieren. Zu meinem Glück lehnte ich ab. Man nahm mir meine Zurückhaltung sehr übel, und es war selbst für einen Juden nicht ganz ungefährlich, sich einer solchen Aufforderung zu verschließen.

Allmählich hatte ich im Lager Neu-Freimann die ganze Atmosphäre satt bekommen. So entschloß ich mich, eine Betätigung außerhalb des UNRRA-Lagers zu suchen, um mich ganz von ihm zu lösen. Ich war einer der wenigen Angestellten des UNRRA-Lagers, die ein Monatsgehalt von seiten der Stadtverwaltung München bezogen. Dieser Betrag, meiner Erinnerung nach zwischen dreihundert und vierhundert Reichsmark, war im Vergleich zu der hochwertigen Verpflegung, die wir durch die UNRRA bekamen, eine Bagatelle. Langsam begann ich mich von meiner Tätigkeit in der juristischen Abteilung des Lagers Freimann zu lösen und konzentrierte mich auf

den Aufbau einer Existenz außerhalb des Lagers, vor allem auf die Erlangung einer Wohnung. Vom Wohnungsamt im Münchner Rathaus bekam ich auch — es war unterdessen 1947 geworden — sogleich eine solche in Gräfelfing zugeteilt.

Voll Neugierde begab ich mich an die angegebene Adresse, und als ich mein künftiges Zuhause, ein kleines, aber sehr hübsches Einfamilienhaus, in Augenschein nehmen wollte, trat mir eine sichtlich zu Tode erschrockene ältere Dame entgegen. Sie war völlig verschüchtert und gewann erst allmählich Zutrauen, als sie sich überzeugte, daß ich ihr nichts antun wollte. Schluchzend sagte sie zu mir: „Vor einem Jahr haben sie meinen Sohn erschossen, vor kurzem meinen Mann verhaftet, und jetzt will man mir noch das Letzte wegnehmen: meine Wohnung!"

Ich beruhigte die Weinende und versicherte, daß, sollte ich die Wohnung nehmen, sie ohne weiteres in ihrem Häuschen bleiben könnte.

Wenige Tage später fuhr ich mit meiner Frau noch einmal nach Gräfelfing, und wir waren beide der gleichen Meinung: daß wir uns hier nicht behaglich fühlen würden angesichts des offensichtlichen Unrechts, das man der alten Frau antun wollte. Ich versprach ihr, daß ich den Zuweisungsschein in München nicht abliefern und die Polizei in Gräfelfing nicht davon in Kenntnis setzen wolle, daß ich auf die Wohnung verzichtete. Um eine andere Wohnung zu bekommen, hätte ich allerdings den Schein zurückgeben müssen; dann wäre ein anderer nach Gräfelfing gefahren, und es war sehr zweifelhaft, ob der auf die hilflose alte Dame Rücksicht genommen hätte.

Meine Frau und ich verließen uns nunmehr auf unsere private Initiative, und meine Frau fand in München-Schwabing dann auch wirklich bei einer nichtjüdischen Familie ein möbliertes Zimmer und ein gemütliches Zuhause. Die Frau, bei der wir etwa drei Jahre lang wohnten, war von mütterlicher Güte, und heute noch stehe ich mit dem Ehepaar in freundlicher Beziehung.

Nachdem die Wohnungsfrage gelöst war, stand ich vor der Notwendigkeit, mir eine Existenz aufzubauen.

An und für sich war das damals in Bayern und wahrscheinlich in ganz Deutschland für einen Juden nicht allzu schwer. Man brauchte nur zuzugreifen und die berüchtigte Arisierung in umgekehrter Weise durchzuführen. Manche haben das auch getan, anderen widerstrebte es. Auch mir.

Schließlich kam mir ein Zufall zu Hilfe. Auf der Straße traf ich einen alten Bekannten aus der Heimat, der sich ebenfalls noch keine neue Existenz aufgebaut hatte. Wir kamen überein zusammenzuarbeiten, und so bewarb ich mich bei den deutschen Behörden um eine Lizenz für den Handel. Die meisten meiner Glaubensgenossen bemühten sich damals nicht darum, weil sie grundsätzlich eine deutsche Autorität nicht anerkannten. Ihr Handel und Wandel war den deutschen Behörden völlig entzogen, da sie unter dem Schutz der amerikanischen Besatzungsmacht arbeiteten.

Schon im Lager hatte ich mir Gedanken über das viele schwarzgeschlachtete Vieh gemacht. Das Fleisch wurde ja verzehrt, doch die Häute wurden, da das Schlachten offiziell verboten war, zerstückelt in die Kanäle geworfen oder vergraben. Da Dutzende von Lagern allein in Bayern mit weit über 100 000 jüdischen Insassen bestanden, wurde allwöchentlich wertvollstes Leder in großen Mengen sinnlos vernichtet. Gerade Leder brauchte man aber damals genauso notwendig wie Textilien.

Im Bayerischen Wirtschaftsministerium traf ich auf einen verständigen Beamten, dem ich nun meinen Plan vortrug. Denn auch Bayern mußte großes Interesse daran haben. Da keinem Deutschen der Zugang zu einem jüdischen Lager gestattet war, gab es für die Bayerische Staatsregierung natürlich auch gar keine Möglichkeit, die Vernichtung des wertvollen Leders zu verhindern. Wenn man die Sache richtig anpacken wollte, mußte die Sammlung der Häute legalisiert und den Schwarzschlächtern ein Anreiz geboten werden, die Haut abzuliefern.

Die geplante Firma entstand, sie hatte offiziell drei Inhaber. Einer davon war ich. Es fanden sich vier Geldgeber, und da eine Bezahlung in Reichsmark, die damals schon immer mehr an Wert verlor,

auch für uns keinen Anreiz hatte, einigten wir uns, daß wir für unsere Häute etwa 30 Prozent des Gewichtes in Leder bezahlt erhalten würden. Um die Ware erfassen zu können, bekamen wir vom Bayerischen Wirtschaftsministerium ein Schreiben, aus dem hervorging, daß wir die Häute schwarzgeschlachteter Tiere für die deutsche Wirtschaft sammelten, und die Polizeidienststellen wurden gebeten, unsere Tätigkeit zu unterstützen.

Wir errichteten in jedem Lager Sammelstellen und begannen mit der Erfassung der Häute und Felle. Es war anfangs sehr schwierig. Die Schwarzschlächter hatten begründete Bedenken, da sie doch durch die Ablieferung der Häute unwiderlegbare Beweise für ihre Schwarzschlachtungen erbrachten. Dazu kam, daß wir zunächst natürlich kein Leder in Händen hatten und selbst manchmal in jenen Wochen zweifelten, ob die deutschen Wirtschaftsbehörden uns auch wirklich das Leder geben würden, denn Leder war ja so gut wie keines im Lande vorhanden. Jedoch unsere Tätigkeit spielte sich bald ein, und unsere Firma wurde rasch bekannt.

Rings um uns herum wurde gehandelt mit allem, was nicht niet- und nagelfest war. Vor allem standen die sogenannten Exportgeschäfte, namentlich mit den Ostländern, in hoher Blüte. Der jüdische Schwarzhändler bewarb sich um seine Repatriierung und brachte die Schwarzhandelsware ganz einfach als Rückwanderergut über die Grenze, wobei so mancher Angehörige der Besatzungsmächte und anderer europäischer Stellen einmal ein Auge zudrückte. Dann kehrte der Schwarzhändler wieder illegal über die Grüne Grenze zurück, und nicht wenige begannen das Spiel an anderer Stelle unter einem anderen Namen von neuem. Die einzige Schwierigkeit für den Schieber bestand im ungehinderten Antransport des Schwarzhandelsgutes bis zum Güterbahnhof. Von dort an hatte er keinerlei Kontrollen und Rückfragen mehr zu befürchten. Die Beamten der jeweiligen Repatriierungsländer stellten überhaupt keine Frage nach der Herkunft der „rückzuführenden Güter", sie hatten im Gegenteil das größte Interesse daran, ihrem Lande, wenn auch auf diesem etwas abenteuerlichen Wege, möglichst viele Mangelwaren zu-

kommen zu lassen. Zigaretten bildeten das Hauptexportgut nach dem Westen; alle übrigen Waren gingen nach dem Osten. Dieser Ost-West-Schwarzhandel entwickelte sich so weit, daß alle Ostblockstaaten ein gemeinsames Handelsbüro für die Ausfuhr sämtlicher Mangelwaren in die Ostländer in Ostberlin errichteten.

Legaler Handel unerwünscht

Die begehrtesten Ausfuhrartikel waren lange Theodolite, Brillantensplitter sowie Nadeln aller Art gewesen. Nun rückte das Leder in der Nachfrage auf, und wir gerieten infolge dieser Umwandlung der Schwarzhandelsstruktur in eine üble Situation. Da wir mit dem Schwarzhandel überhaupt nichts zu tun hatten und unsere Sammelverträge einhielten, galten wir bald als unliebsame Störenfriede. Man legte uns nahe, die auf legalem Wege vom Bayerischen Wirtschaftsministerium erhaltenen schriftlichen Genehmigungen zum Sammeln von Häuten schwarzgeschlachteter Tiere in Lagern diesen Exportschwarzhändlern zur Deckung zu überlassen: „Sie werden die Dokumente in der Tasche haben, und das Geschäft werden wir machen!" Dafür räumte man uns großzügig ein, daß ich die Höhe der Provisionen aus dieser Gaunerei selbst bestimmen könnte.

Wir lehnten ab. Wir hatten unser Auskommen und wollten unsere Ruhe haben. Zu unserem grenzenlosen Erstaunen wurden wir kurze Zeit darauf von verschiedenen Vertretern jüdischer Organisationen vorgeladen und endlich, als alles nichts nützte, vom Kommissariat für rassisch und politisch Verfolgte der Bayerischen Staatsregierung.

Dort versuchte uns ein Vertreter des Staatskommissariats dahingehend zu belehren, daß es für uns als Juden nicht richtig sei, mit deutschen Behörden ehrlich zusammenzuarbeiten und so zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft beizutragen. Der Beamte legte uns nahe, wir möchten doch mit anderen Leuten, die auch Verdienstmöglichkeiten suchten, irgendwie zu einem Vergleich kommen. Im gleichen Atemzug wollte uns der Beamte seinen Vetter als Teilhaber der Firma aufdrängen.

Wir waren starr. Das Ganze schien uns völlig unglaublich, und als wir schließlich ablehnten, forderte uns der Beamte auf, wir sollten dann wenigstens eine Art Tribut für das Staatskommissariat monatlich entrichten. Das täten auch andere jüdische Firmen, und er wollte uns gleich mit fünfhundert Dollar monatlich besteuern.

Diese „Besteuerungen" waren jedoch nicht neu. Schon im Lager Neu-Freimann waren alle jüdischen Händler veranlaßt worden, für die Palästinahilfe, später für Waffenankauf, richtige Steuern zu zahlen. Manche taten es freiwillig, andere wieder wurden einfach gezwungen. Ein nichtzionistischer Jude, der den Zionisten längst ein Dorn im Auge war, weigerte sich, diese Steuern zu entrichten. Darauf versuchte man, ihn aus dem Lager hinauszudrängen, obgleich das gegen die Vorschriften der IRO (= International Refugee Organization) verstieß, welche die UNRRA als Nachfolgeorganisation übernommen hatte.

Der Bedrohte wandte sich nun über die Köpfe des Lagerkomitees hinweg direkt an die IRO-Zentrale. Zufällig befand sich zu dieser Zeit in München ein Vertreter des jüdischen Arbeiterringes aus den USA, der nichtzionistisch eingestellt ist. Dieser Vertreter griff den Fall auf und unterstützte ihn. Hierauf kam ein IRO-Vertreter ins Lager und schützte den Juden, bis er schließlich nach einiger Zeit nach den USA auswanderte. Doch nicht jeder war so energisch und mutig, den Zionisten Trotz zu bieten.

Ich erklärte nun dem guten Mann, daß wir so viel nicht einmal im ganzen Monat verdienten. Fünfhundert Dollar waren damals ein Riesenbetrag. Der Beamte schüttelte den Kopf. Anscheinend hielt er uns für verrückt. Doch damit war unsere Geschichte noch nicht zu Ende.

Eines Tages hielt vor dem Hause, in dem ich wohnte, ein eleganter Wagen mit dem Kennzeichen der akkreditierten Diplomaten, CD. Ein sehr gut gekleideter Herr stieg aus und begab sich schnurstracks in meine Wohnung, stellte sich als Ankäufer von größeren Ledermengen aller Art vor und sagte, er hoffe mit mir in ein gutes Geschäft kommen zu können.

Im Verlaufe des Gespräches gab er sich als einer der Hauptvertreter des Berliner Ost-Ankaufbüros zu erkennen und betonte nochmals, daß er dringend Leder benötige. Um ein reibungsloses Arbeiten zu ermöglichen, garantierte er einen Abnahmepreis von dreimonatiger Gültigkeit und versicherte, daß jede Qualität abgenommen würde. Zur Unterstreichung dieses geradezu einmaligen Vorschlages zog er lächelnd aus seiner Aktentasche ganze Bündel von Dollarnoten heraus und wollte mir einen für die damaligen und auch wohl noch für jetzige Zeiten schwindelnden Betrag als bedingungslose Anzahlung auf das Ost-West-Geschäft aushändigen.

Wir hatten aber gar keinen so großen Posten Leder zu verkaufen, und wenn wir unsere Abmachungen mit dem Wirtschaftsministerium erfüllen wollten, war es ausgeschlossen, auf dieses phantastische Geschäft einzugehen. Die ganze Art und Weise war mir obendrein so unheimlich, daß ich meinem Besucher zuletzt sagte, es wäre uns unmöglich, seinem Angebot näherzutreten.

Er bedauerte dies und schied lächelnd und freundlich, und es sollte sehr lange Zeit dauern, bis ich wieder etwas von ihm hörte. Dieser Mann, der sich ein Riesenvermögen erworben hatte und ganz ohne Familie dastand, hatte offenbar einen seiner ehemaligen Teilhaber anständig übers Ohr gehauen. Dieser jagte ihn schließlich durch die halbe Welt und schoß ihn 1957 in der Schweiz auf offener Straße nieder.

Während wir unserem kleinen Ledergeschäft nachgingen, wollte auch meine Frau nicht untätig sein und erlangte, ebenfalls 1947, eine Lizenz zur Eröffnung eines koscheren Restaurants in München, das sie dann auch am Kurfürstenplatz in Schwabing aufmachte. In kurzer Zeit war das Lokal der Sammelpunkt der meisten orthodoxen Juden und auch der Rabbiner. Nahezu täglich war der Vorsitzende des Rabbinat-Kollegiums von Bayern Gast, denn die Vorsteher der orthodoxen Judenschaft hatten großes Vertrauen zu diesem Unternehmen, weil die rituellen Forderungen genau erfüllt wurden. Überdies war der vom Rabbinat zugeteilte Aufseher, der in keinem koscheren Unternehmen fehlen darf, als äußerst korrekt bekannt.

Auch dieses Geschäft ging recht gut, wenn es natürlich auch keine Riesenumsätze erzielte. Trotzdem entschloß sich meine Frau nach kurzer Zeit, den Betrieb wieder aufzugeben.

Doch dieser Entwicklung möchte ich nicht vorgreifen und der Reihe nach berichten.

Auf Grund des geschilderten Lederbedarfes, besonders für den Ostexport, erhielten nun auch andere jüdische Firmen beim Bayerischen Wirtschaftsministerium mit allem Raffinement Lizenzen. Sie gründeten Großfirmen und begannen Häute und Felle nicht nur in ganz Bayern, sondern auch außerhalb Bayerns zu sammeln. Sie kauften nicht nur in den jüdischen Lagern ein, sondern direkt. Geschäftstüchtig verschafften sie sich Verbindungen zu Herstellerfirmen und verfügten über unglaubliche Mengen von Leder, die nahezu ausschließlich nach dem Osten abwanderten.

Die deutsche Volkswirtschaft hatte davon nichts mehr, doch darüber konnte sie sich auch nicht beklagen, denn das Bayerische Wirtschaftsministerium hatte ja diesen Großschiebern schließlich die Lizenzen gegeben. Bald überboten uns die Lederfabrikanten um drei Prozent. Sie zahlten dreiunddreißig Prozent, während das Bayerische Wirtschaftsministerium nur dreißig Prozent vereinbart hatte.

Es meldeten sich immer mehr Bewerber um Lizenzen für den Aufkauf von Fellen und Häuten für den Lederhandel, so daß sich das Bayerische Wirtschaftsministerium schließlich gezwungen sah, die Erteilung solcher Lizenzen überhaupt einzustellen.

Nun wurden Aufkaufmarken für nichtabgelieferte Mengen, die unter der Hand schwarz weiterverkauft worden waren, einfach gefälscht, und eine religiöse Organisation verlangte für religiöse Zwecke die Zuteilung von fünf Tonnen Leder. Diese Menge hätte für sämtliche strenggläubigen Juden der ganzen Welt genügt, doch welches deutsche Amt hätte damals gewagt, Unterlagen jüdischer Organisationen zu kontrollieren oder gar die Erfüllung solcher Wünsche abzulehnen?

Selbstredend wurde das Leder nicht für religiöse Zwecke verwendet, sondern nach Breslau verschoben. Während der Vertreter

der erwähnten Organisation in Bayern dafür wertlose Reichsmark gezahlt hatte, erhielt er dort den Höchstpreis — acht Dollar das Kilogramm.

Mitten in diesem Durcheinander, das nun entstand, konnte man immer stärker bemerken, daß das Staatskommissariat, welches nur die Aufgabe hatte, die Interessen der rassisch und politisch Verfolgten zu vertreten, seine Tätigkeit in beinahe unglaublicher Weise auf Gebiete ausdehnte, die gar nicht zu seinen Kompetenzen gehörten. Es verteidigte auch Handlungen von Juden, welche diese Hilfeleistungen in keiner Weise verdienten. Anstatt kriminelle Elemente auszustoßen und sich vor der deutschen und der Weltöffentlichkeit von solchen Subjekten zu reinigen, deckte man sie. Das ging so weit, daß selbst Mörder geschützt wurden, indem man ihnen die Möglichkeit gab zu entkommen.

Im Namen des Staatskommissariats wurden Aufkäufe en gros getätigt und die aufgekauften Waren schamlos ins Ausland verschoben. Mehrere Handelsgesellschaften, die sich ausschließlich mit dunklen Geschäften befaßten, ja sogar Urkunden und Unterschriften fälschten, waren von leitenden Beamten des Staatskommissariats gegründet worden. Auf den Namen eines jüdischen Ingenieurs, der Beamter einer Landsmannschaft war, lief eines Tages eine größere Bestellung von technischen Apparaten. Die Sendung dieser Apparate ging selbstverständlich nach dem Osten. Der Ingenieur, der ganz zufällig von diesen Machenschaften erfuhr, beklagte sich heftig darüber, daß seine Unterschrift gefälscht worden sei. Darauf rieten ihm Beamte des Staatskommissariats, er möge nur ruhig bleiben, da er ansonsten vor Gericht wegen falscher Anschuldigung des Staatskommissariats verklagt würde.

Der Ingenieur schwieg erschreckt, denn das Staatskommissariat war allmächtig.

Auch wir sollten diese Allmacht bald zu spüren bekommen. Da wir uns bei diesen Großschiebungen, die nicht nur eine Schande für das Judentum darstellten, sondern auch eine schwere Schädigung Nachkriegsdeutschlands, nicht einfügten, ging man daran, vom

Staatskommissariat aus beim Bayerischen Wirtschaftsministerium die Einziehung unserer Lizenz zu fordern.

Der leitende Beamte des Wirtschaftsministeriums, ein stets korrekter Staatsbeamter, mußte unsertwegen sehr viel Unrecht erleiden. Man drohte ihm direkt, falls er uns die Lizenz nicht entziehen würde. Zwar wurde uns die Lizenz nicht entzogen, aber doch die Sondergenehmigung zum Sammeln von Häuten des schwarzgeschlachteten Viehs. Damit war unsere Lebensbasis zerstört.

Fassungslos mußten wir erkennen, daß in diesen Tagen praktisch das Staatskommissariat für politisch und rassisch Verfolgte diktierte und jeder seiner Winkelschreiber den deutschen Ämtern und ihren führenden Beamten Befehle erteilen konnte. Maßgebliche deutsche Politiker, ja sogar Minister, ließen sich von Dr. Philipp Auerbach widerspruchslos abkanzeln.

Schließlich mußte der korrekte leitende Beamte des Bayerischen Wirtschaftsministeriums sein Amt niederlegen, weil er sich den betrügerischen Machinationen einiger Mitarbeiter des Staatskommissariates nicht hatte fügen wollen. Kaum war dieser Mann gefallen, war auch der letzte Widerstand gebrochen. Die Durchstechereien stiegen ins Gigantische.

Der entlassene Beamte stellte mir am 28. März 1948 bereitwillig eine eidesstattliche Schilderung der ganzen Vorgänge schriftlich zur Verfügung. Trotzdem war unsere Firma erledigt. Meine Teilhaber waren durch diese Gangsterstreiche so verängstigt, daß sie sich beugen wollten.

Da ich dazu nicht bereit war, schied ich aus.

Nun entschloß ich mich im April 1948, in die Höhle des Löwen zu gehen und mit Dr. Philipp Auerbach zu sprechen. Ich begab mich ins Staatskommissariat für rassisch und politisch Verfolgte, und während ich bei dem Beamten im Büro wartete, kam ein jüdischer Flüchtling, der erst kurz vorher aus dem Osten gekommen war, und bat, ihm eine Wohnung zuzuweisen. Anscheinend schon über die Methoden, die in dem Staatskommissariat herrschten, aufgeklärt, reichte er dem Beamten hundert Dollar.

Der lachte und sagte zu dem Bittsteller: „Nun bringen Sie mir aber noch ein paar Blumen und einige Südfrüchte!"

Der Mann entfernte sich gehorsam und kehrte bald darauf mit dem Gewünschten zurück. Erst jetzt rief der Beamte die Sekretärin aus dem Vorzimmer, und sie bekam die Befürwortung ausgehändigt: „Gehen Sie hinauf zum Doktor, er möchte das Schriftstück unterzeichnen."

So geschah es auch. Die Südfrüchte erhielt die Sekretärin. Die Blumen waren für Herrn Auerbach. Die hundert Dollar jedoch steckte der Beamte ein.

Ich war überzeugt, daß Philipp Auerbach von den Arbeitsmethoden seines eigenen Staatskommissariats keine Ahnung hatte.

Dann stand ich vor dem Mächtigen. Da Auerbach freiwillig aus dem Leben schied und also nicht Stellung nehmen könnte, möchte ich darauf verzichten, diese Aussprache zu schildern. Am Schluß, als ich mich verabschiedete — leider hatten wir uns nicht geeinigt, Auerbach war völlig unbelehrbar gewesen —, sagte ich: „Wenn Sie, Herr Doktor, Ihre Kannibalen, deren Appetit sich mit dem Fressen immer weiter steigern wird, nicht bändigen, werden Sie mit der Zeit selbst von ihnen vertilgt werden."

Er gab mir keine Antwort.

Das Geld der verfluchten Deutschen

Da aber die Person Philipp Auerbachs mit dem Begriff der Wiedergutmachung aufs engste verknüpft, ja praktisch von ihm nicht zu trennen ist, muß ich mich mit jenen damaligen Vorkommnissen befassen, weil mich sonst meine Leser nicht verstehen würden.

Das Staatskommissariat für rassisch und politisch Verfolgte stand unter dem Schutze der amerikanischen Besatzungsmacht. Philipp Auerbach verstand sich mit einer Reihe politischer Persönlichkeiten in Bayern recht gut; andere wieder fürchteten ihn. Auf einem Bankett unserer Landsmannschaft waren nicht nur Dr. Auerbach, sondern auch mehrere bayerische Minister anwesend. Minister Anker-

müller äußerte sich unter anderem bei diesem Anlaß: „Meinem Freund Philipp werde ich so manche menschliche Taten nicht vergessen!“

Was man indessen auch immer gegen Auerbach und noch viel mehr gegen seine Mitarbeiter vorbringen kann und muß, eines dürfen ihm die Juden nie vergessen: Er war lange, lange vor Israel der Vater der deutschen Wiedergutmachung an die Juden.

Es ist ja nicht leicht, über die Wiedergutmachung im allgemeinen völlig sachlich zu sprechen. Vorausschicken möchte ich, daß durch den Krieg und durch das NS-Regime nicht nur Juden die verschiedenartigsten Schäden erlitten. Prinzipiell fragt es sich, wie man überhaupt diese Schäden wieder gutmachen kann. Es ist kaum möglich, seelische und moralische Erniedrigung in Maß und Prozenten zu errechnen und zu bezahlen. Genauso wenig kann man das Sterben von nahen Verwandten oder Freunden wieder gutmachen. Letzten Endes ist besonders von den Juden keiner, der diesen Krieg im Lager, im Getto, im KZ oder im Untergrund verbrachte, heute mehr als gesund anzusehen. Das Leben in der andauernden Angst brachte seelische Schäden mit sich, die nicht mehr zu heilen sind. Dazu kam die Entwurzelung aus der Heimat im und nach dem Kriege.

Trotzdem bedeutete für sehr viele die materielle Entschädigung eine große Hilfe, vor allem für jene, die sich wieder eine Existenz aus dem Nichts aufbauen wollten. Der Sinn und Zweck der ganzen Wiedergutmachung sollte es also sein, wirklich Geschädigten materielle Hilfe zukommen zu lassen. Ohne Politik, rein vom Menschlichen her.

Als 1949 in Bayern die ersten Wiedergutmachungszahlungen an Juden möglich wurden, boykottierten alle führenden zionistischen Organisationen diese Wiedergutmachung. Offiziell hieß es: Wer Geld von den verfluchten Deutschen für das geflossene jüdische Blut annimmt, schließt sich selber aus den Reihen der Juden aus!

Dr. Philipp Auerbach, der die ganze Wiedergutmachung in die Wege geleitet hatte, sah seinen Erfolg wanken, und um nicht alle

Anstrengungen ins Wasser fallen zu sehen, ließ er einfach von der Straße herauf wahllos Juden zu sich kommen und gab ihnen gegen Bestätigung je 150 DM. Damit versuchte er den Boykott der Zionisten gegen die Wiedergutmachung zu brechen.

Die Bewohner Palästinas, des späteren Israel, waren nämlich in keiner Weise wiedergutmachungsberechtigt. Darum hatten sie auch gar kein Interesse an der Wiedergutmachung. Dazu kam, daß man in Palästina sehr schnell die Gefahren erkannte, die in der individuellen Wiedergutmachung für die Idee des jüdischen Staates lagen. Da die in Deutschland angesammelten Juden wiedergutmachungsberechtigt waren, befürchteten die Zionisten nicht ganz zu Unrecht, diese würden mit den erhaltenen Mitteln nicht mehr nach Palästina auswandern wollen, sondern versuchen, sich an Ort und Stelle eine Existenz aufzubauen. Längst schon machten sich unter den Judenmassen in Deutschland, die ja von den Zionisten nur als Bereitstellung für Palästina gedacht waren, Tendenzen der Gleichgültigkeit, ja sogar Ablehnung gegenüber der Palästina-Auswanderung bemerkbar. Die Juden begannen den Schock zu überwinden, um so mehr, als sie in ihrer Masse in Deutschland sehr gut zu verdienen anfingen.

Die Zionisten hingegen waren in der Hauptsache nur an verarmten Juden interessiert, denn nur diese waren willens, sich wirtschaftlich bedingungslos allen Formen zu unterwerfen, um die sozialistische Ordnung der Kooperative und der Kibbuzim, der israelischen Kolchosen, zu fördern.

Zur gleichen Zeit gab man sich in Jerusalem der Illusion hin, daß die jüdischen Millionäre Amerikas ihr Kapital ohne Bedingungen nach Israel strömen lassen würden. Damit wollte man dann die sozialistische Wirtschaft aufbauen. Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht. Die amerikanischen Juden waren wohl bereit, ihre Kapitalien nach Israel zu leiten, aber keineswegs bedingungslos. Sie wollten die Produktion und den Handel kontrollieren. Allein gerade dies wollte die sozialistische Regierung Israels mit allen Mitteln verhindern.

Auf eine Wiedergutmachung, die ein erst zu gründender deut-

scher Teilstaat für Israel zahlen würde, wagten die kühnsten Dialektiker der Israeli nicht zu hoffen, geschweige denn sie zu fordern.

Wiederum muß ich, um dieses Problem nicht zu zerreißen, der Zeit vorauseilen, denn 1949 standen wir ja erst am Beginn der Wiedergutmachung. Die Verwirklichung einer kollektiven Wiedergutmachung der jüdischen Leiden zugunsten des Staates Israel blieb der zionistischen Leitung des jüdischen Weltkongresses, vor allem Dr. Nachum Goldmann, überlassen.

Die Bewältigung dieser Aufgabe wurde durch die US-Militärregierung, die bald an eine Zusammenlegung der drei westlichen Zonen ging, wesentlich gefördert. In Washington war man so gut wie in London der Goldmannschen Idee wohlgeneigt. Man hoffte wahrscheinlich, nicht ganz zu Unrecht, daß durch die Wiedergutmachungsleistungen Westdeutschlands an Israel auch etwas von der alliierten moralischen Mitschuld an der teilweisen Vernichtung des europäischen Judentums getilgt würde.

Schließlich und endlich hatten ja die Amerikaner und die Engländer ihrerseits die planmäßige Auswanderung der Juden aus dem deutschen Einflußgebiet systematisch und zum Teil sogar mit Waffengewalt verhindert. Ihre Mitschuld an dem Tode vieler Juden nimmt ihnen in alle Ewigkeit niemand ab.

Westdeutschland versuchte damals unter der Führung Dr. Konrad Adenauers mit allen nur möglichen Mitteln, die Staatssouveränität zu erhalten. Es folgte dem Wink mit dem Zaunpfahl, der Westdeutschland damals offenbar nicht nur vom jüdischen Weltkongreß gegeben wurde, und suchte mit Israel in Kontakt zu kommen.

Beide Regierungen, sowohl die von Jerusalem als auch die von Bonn, waren, allerdings aus ganz verschiedenen Gründen, zu einem Vertrag über die Wiedergutmachung gezwungen. Israel, weil sich die Hoffnung auf das jüdisch-amerikanische Kapital nicht erfüllt hatte und sich die Wirtschaftslage des jungen Staates gefahrvoll verschlechterte. Westdeutschland, weil der Generalvertrag mit den alliierten Hochkommissaren noch nicht unterzeichnet war, ohne den eine staatliche Souveränität nicht erreicht werden konnte.

Kaum waren die ersten Nachrichten über diese Möglichkeiten einer deutschen Wiedergutmachung nach Israel gedrungen, als sich die Volksmeinung erbittert dagegen stellte. Trotzdem ermächtigte die Knesseth, das israelische Parlament in Jerusalem, nach einer stürmischen Nachtsitzung am 8. Januar 1952 die israelische Regierung, direkte Verhandlungen mit der Bonner Regierung wegen „Reparationszahlungen" aufzunehmen. Für diese Ermächtigung stimmten nur die Sozialisten. Alle anderen stimmten entweder dagegen oder enthielten sich der Stimme.

Draußen auf den Straßen tobten leidenschaftliche Demonstrationen gegen die Wiedergutmachungsverhandlungen, und die israelische Polizei mußte alle Kräfte aufbieten, um das Parlament in Jerusalem zu schützen. Die Feuerwehr, die Befehl erhielt, mit Wasser gegen die Demonstranten vorzugehen, verweigerte geschlossen den Gehorsam. Mit Müh und Not konnte die Ordnung in Israel aufrechterhalten werden.

Aus diesen Kreisen fanatischer Gegner kamen auch die Attentatsversuche gegen den deutschen Vertreter Prof. Böhm in Den Haag und Ende März 1952 gegen Dr. Adenauer in München.

Dr. Adenauer wußte genau, daß der Anschlag auf sein Leben nicht, wie anfänglich verbreitet, aus kommunistischen oder nazistischen Kreisen kam, sondern aus zionistischen. Als schließlich das Landeskriminalamt einwandfrei bestätigte, daß dieser Verdacht zur Gewißheit geworden war, verbot Dr. Adenauer, dies der deutschen Presse mitzuteilen, um das labile Verhältnis zwischen der Bundesrepublik und Israel nicht noch mehr zu belasten und den ehemaligen Antisemiten nicht neuen Auftrieb zu geben. Der deutsche Polizist Karl Reichert, der bei diesem Sprengstoffanschlag auf Dr. Adenauer sein Leben lassen mußte, blieb allerdings ungerächt. Die Täter wurden nicht ermittelt.

Kurze Zeit danach bezifferte Ministerpräsident Ben Gurion in Tel Aviv die israelischen Ansprüche an die Bundesrepublik und an die deutsche Sowjetzone auf rund sechs Milliarden DM.

Nach dem Beschluß der Knesseth in Jerusalem versicherte die

Bonner Regierung, daß sie bereit sei, am 20. Januar 1952 in New York mit Vertretern verschiedener zionistischer Verbände und dem Staat Israel zu verhandeln.

Am 21. März 1952 meldeten die Nachrichtenagenturen, daß die seit längerem angekündigten Besprechungen zwischen Vertretern aus Bonn, der israelischen Regierung und den jüdischen Gemeinschaften außerhalb Israels in Den Haag im Hotel Schloß Oud Wassenaar begonnen hätten. Der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokraten veröffentlichte dazu unter anderem: „Der Beweis des guten Willens bei den bevorstehenden Verhandlungen mit Israel über eine Wiedergutmachung begangenen Unrechts müßte bis zur Grenze des Möglichen erbracht werden."

Interessanterweise verschob genau zu diesem kritischen Zeitpunkt der amerikanische Hochkommissar John McCloy die Unterzeichnung des Staatsvertrages mit Bonn, die schon für Ende März vorbereitet worden war, bis Ende April. Natürlich wurde nirgendwo ausgesprochen, daß die Amerikaner mit dieser Verschiebung die Bonner Regierung unter Druck setzen wollten.

Trotzdem liefen sich die Verhandlungen in Den Haag bald fest. Bonn erklärte sich bereit, drei Milliarden DM im Rahmen und in der Reihenfolge des Londoner Schuldenabkommens zu bezahlen. Damit waren die Israeli nicht einverstanden; sie forderten von Westdeutschland dreieinhalb Milliarden und verlangten darüber hinaus, daß diese Zahlungen sofort und ohne Rücksicht auf das Londoner Schuldenabkommen beginnen müßten, sowie entsprechende Garantien von Bonn, daß die Zahlungen auch wirklich eingehalten würden.

Die kommunistische Regierung von Pankow und die österreichische Regierung hatten zu den Verhandlungen nach Den Haag überhaupt keinen Vertreter entsandt.

Am 7. Mai 1952 erklärte der damalige israelische Außenminister Mosche Scharett, der früher Schertok hieß, in der Knesseth: „Wenn die Bonner Regierung nicht neue Vorschläge von Garantien und Sofortzahlungen unterbreitet, werden wir nicht weiterverhandeln."

Gleichzeitig warnte Scharett von Jerusalem aus die Bonner Regierung drohend vor internationalen Folgen, die zu einer Krise für Deutschland führen müßten.

Der Stuttgarter Jurist Otto Küster, der maßgebend in der deutschen Delegation tätig war, legte daraufhin sein Amt nieder. Am 21. Mai 1952 empfing Dr. Adenauer in Bonn den deutschen Delegationsführer der Wiedergutmachungskommission in Den Haag, Professor Böhm, der ihm ebenfalls wegen der aufgetretenen Schwierigkeiten sein Rücktrittsgesuch überreichte.

Daraufhin gab Dr. Adenauer die verbindliche Erklärung ab, daß Westdeutschland die israelische Forderung auf Zahlung von dreieinhalb Milliarden DM sowie die Bedingung annehme, die ersten zwei Jahresraten in Höhe von 400 Millionen DM zu leisten. Der Rest würde in zehn Jahresraten getilgt werden.

Kaum war diese Adenauer-Erklärung publiziert, als auch die Vertreter der drei westlichen Besatzungsmächte in Bonn sich bereit fanden, den Generalvertrag zu unterzeichnen. Jenen Generalvertrag, von dem der große Sozialistenführer Dr. Kurt Schumacher im selben Monat erklärt hatte: „Wer diesem Generalvertrag zustimmt, hört auf, ein Deutscher zu sein."

Am 10. September 1952 schloß die Bonner Regierung in Luxemburg mit dem Staat Israel ihren Wiedergutmachungsvertrag ab, nach dem sich Westdeutschland verpflichtete, in einer Zeitspanne von zwölf Jahren an Israel dreieinhalb Milliarden DM zu zahlen. Der Vertrag wurde von Dr. Adenauer persönlich und vom israelischen Außenminister Scharett, der von Jerusalem gekommen war, unterzeichnet.

Erst ein halbes Jahr nach dieser Unterzeichnung der kollektiven Wiedergutmachung schuf die deutsche Bundesrepublik am 8. April 1953 das Bundesentschädigungsgesetz, das die individuelle Entschädigung jener regelte, die durch Gewaltmaßnahmen als Verfolgte Schäden an Leben, Körper, Gesundheit, Freiheit, Eigentum oder in ihrem beruflichen und wirtschaftlichen Fortkommen erlitten hatten. Gleichzeitig vereinheitlichte dieses Bundesentschädigungsgesetz die

von mehreren Ländern durch die Militärregierungen der Besatzungszeit praktizierten Entschädigungen für nationalsozialistisches Unrecht.

Israel kassiert nun eine Wiedergutmachung für Unrecht, das Bürger anderer Staaten, vor allem Polens, Rumäniens, Ungarns, der Tschechei und der UdSSR, erlitten haben. Wahrscheinlich wird die deutsche Bundesrepublik bei kommenden Friedensverträgen auch dem Osten Vergütung leisten müssen für alle jene Bürger, für welche die Bundesrepublik bereits an Israel zahlt. So wird sie wahrscheinlich doppelt zahlen müssen.

Vor Jahren sagte mir ein Intellektueller aus Israel lächelnd: „Wir sind ganz froh, daß in der Partei Adenauers kein Jude tätig sein kann, da sie sich ja eine christliche nennt. Wir hoffen auch, daß keine zweite Partei ans Ruder kommt. Sollte dies aber einmal geschehen und ein Jude in der anderen Partei politisch führend werden, dann werden wir ihn schon ganz genau unter die Lupe nehmen. Ein deutscher Jude hätte wohl kaum das Wiedergutmachungsabkommen unterschrieben."

Interessant ist jedenfalls, daß in anderen deutschen Staaten, zum Beispiel der DDR und Österreich, wo Juden und Halbjuden in der Politik führend tätig sind, keine Bereitschaft besteht, mit dem Staat Israel ein Wiedergutmachungsabkommen zu schließen.

Einige Jahre später kündigten hebräische Zeitungen aus Israel für 1961 eine Konferenz aller außerhalb Polens lebenden polnischen Juden an, die den Zweck haben sollte, eine autorisierte Stelle zu schaffen, die unter anderem allein für die polnischen Juden von der deutschen Bundesrepublik Wiedergutmachungszahlungen fordern soll. Es ist vorgesehen, daß zweihundert Delegierte aus fünfzehn Ländern und hundert Delegierte aus Israel erscheinen. Gleichzeitig wurde verkündet, daß Bonn entsprechend unter Druck gesetzt werden sollte, falls Westdeutschland nicht zahlen wolle.

Das ist in kurzen Worten der geschichtliche Ablauf der Wiedergutmachung. Was aber ist in Wirklichkeit daraus geworden? Es entstand ein Labyrinth von Paragraphen, das zu einem bürokratischen

Durcheinander sondergleichen ausartete. Anstatt klipp und klar zu formulieren, wer als Jude oder sonst Geschädigter anzusehen wäre, wer eine vorläufige materielle Wiedergutmachung zu erhalten habe, wurden die Wiedergutmachungsberechtigten in Kategorien aufgeteilt, es wurden schwierige Untersuchungen angestellt und Verhandlungen geführt, und am Schluß bekamen einige gleich mehrere Arten von materieller Hilfe, während andere nichts erhielten oder endlos warten mußten. Tausende, besonders ältere und kranke Leute, erlebten die Wiedergutmachung nicht mehr; sie starben. Viele alte Juden führen heute noch in Rio de Janeiro, in Paris und vorzüglich in Israel, wo es eine soziale Fürsorge nach deutschem Muster nicht gibt, ein armseliges Leben.

So artete die Wiedergutmachung, die ursprünglich nur für die individuell Geschädigten gedacht und geplant war, in politische Machinationen aus, deren Hintergründe dem Durchschnittsbürger fast nicht mehr erkennbar sind. Während viele arme Juden, die Schwerstes mitgemacht haben, vertröstet werden, zahlt die deutsche Bundesrepublik Wiedergutmachung an den Staat Israel, der im Sinne des Wiedergutmachungsgesetzes gar nicht gelitten hat und kein NS-Unrecht über sich ergehen lassen mußte.

Wiedergutmachungspraxis in Bayern

Bedauerlicherweise nützten trotz den bürokratischen Vorschriften verbrecherische Elemente diese Wiedergutmachung gewissenlos aus und schädigten so nicht nur die Interessen der Juden, des bayerischen Staates und der deutschen Steuerzahler, sondern vor allem das jüdische Ansehen in der Bevölkerung. Geradezu tragisch ist es, daß vornehmlich jenes Amt, das dazu berufen war, für Ordnung in Fragen der Wiedergutmachung zu sorgen, diese Ordnung selbst brach und das Staatskommissariat für rassisch und politisch Verfolgte sowie das spätere Bayerische Landesentschädigungsamt ein Tummelplatz für Männer ohne Charakter und ohne Gewissen wurden. Erschütternderweise waren es Juden, die hier nicht nur einen

deutschen Staat, sondern auch viele ihrer Glaubensbrüder schwerstens schädigten.

Gruppenweise kassierte man für Nichtbezugsberechtigte, ja sogar auf den Namen Toter Wiedergutmachungen. Im Judenlager Föhrenwald bei Wolfratshausen entstand eine geheime Fälscherwerkstätte, die von einem Juden und einem Polen betrieben wurde. Hier wurden alle Bestätigungen und Dokumente hergestellt, die man haben wollte. In allen Sprachen der Welt. Falsche Stempel und gefälschte Unterschriften wurden am laufenden Band produziert. Einer dieser Fälle ist unter dem Namen Wildflecken in die Geschichte des Wiedergutmachungsbetruges eingegangen. Im Sommer 1950 wurden im Stuttgarter Wiedergutmachungsamt 111 Haftentschädigungsanträge (für erlittene KZ-Haft) für nichtexistierende oder bereits ausgewanderte Juden eingereicht. Die Unterlagen und Unterschriften hierfür kamen alle aus Bayern.

Das Stuttgarter Wiedergutmachungsamt zahlte prompt den Vertretern dieser Gruppe, die sich mit Vollmachten für alle 111 auswiesen, die erste Rate aus.

Bei der zweiten Rate wurde es schon kritischer. Die Vorschrift lautete, daß die zweite Rate von dem Entschädigungsberechtigten persönlich kassiert werden müßte. Das Stuttgarter Wiedergutmachungsamt sandte daher die Akten an Dr. Auerbach.

Dr. Auerbach ersuchte am 4. Januar 1951 das Stuttgarter Wiedergutmachungsamt, man möge das Geld für die 111 Personen an seine Adresse weiterleiten, da sich diese Leute bereits im Auswanderungslager Wildflecken befänden und daher nicht mehr persönlich in Stuttgart erscheinen könnten. Im übrigen würde er Dr. Ohrenstein, den Landesrabbiner, und seinen Abteilungsleiter Ingster bitten, nach Wildflecken zu fahren, um an Ort und Stelle alles zu kontrollieren.

Dr. Ohrenstein fuhr nicht nach Wildflecken. Auch Ingster nicht. Am nächsten Tag, am 5. Januar, teilte Auerbach dem Bankhaus Seiler & Co. in München mit, daß in Kürze aus Stuttgart 251 460 DM eintreffen würden. Von der Summe seien an Gebühren 111.— DM

abzuziehen. Des weiteren bat Auerbach, 15.— DM pro Antrag, also insgesamt 1665.— DM, auf sein Privatkonto, den Restbetrag von 249 684.— DM dem Herrn Landesrabbiner, Dr. Aron Ohrenstein, zu überweisen.

Dieses Geld kam zufällig nicht zum Bankhaus Seiler & Co., sondern auf das Konto des Landesentschädigungsamtes bei der Bayerischen Staatsbank.

Sicherlich handelte es sich bei solchen Fällen wie der Affäre Wildflecken um Ausnahmen. Diese Ausnahmen, bitter genug, zerstörten das Vertrauen der Öffentlichkeit zur Wiedergutmachung.

Wenige Tage vor der Währungsreform 1948 hatte die Bayerische Staatsregierung eine Stiftung zur Wiedergutmachung des NS-Unrechtes mit 120 Millionen Reichsmark gegründet. Als die Währungsreform herankam, forderte Auerbach verschiedene Verfolgtenorganisationen auf, auf das Konto dieser Stiftung Einzahlungen zu leisten. Landesrabbiner Dr. Ohrenstein gab später zu, 139 000 RM eingezahlt zu haben, allerdings, wie er erklärte, nicht für seine persönlichen Zwecke.

Von diesen Einzahlungen sprach später die „Süddeutsche Zeitung" als von der „Tatsache, daß Auerbach zum Zeitpunkt der Währungsreform der wenige Tage vorher gegründeten ‚Stiftung zur Wiedergutmachung NS-Unrechts' rund 10 Millionen Reichsmark zuführte, die er dann nach der Geldumstellung von 6,4 Prozent an die ‚Spender' zurückzahlte, teilweise wurden Gelder sogar nach dem Währungsstichtag einbezahlt".

Von der Währungsreform bis zum Januar 1951 vergab Auerbach an verschiedene Privatpersonen und Firmen Kredite in Höhe von 6 680 000.— DM; bis zu seiner Verhaftung wurden nur 3 270 000.— DM von diesen Darlehenssummen zurückerstattet.

Die Haltung der deutschen Dienststellen, in diesem Fall meist der bayerischen, war überhaupt sonderbar. Philipp Auerbach und sein Staatskommissariat, das später in das Landesentschädigungsamt umgewandelt wurde, hätten niemals zu einer solchen Machtposition gelangen können, wenn nicht das deutsche Schuldgefühl gegenüber

Juden und wohl auch die deutsche Servilität wesentlich dazu beigetragen hätten. Erst als dies, sicherlich zur nicht geringen Überraschung Auerbachs, geschehen war und Auerbach tatsächlich allmächtig wurde, drängten sich an ihn jene dunklen Gestalten heran, die Auerbach, der keinerlei kaufmännische und psychologische Begabung besaß, gewissenlos ausnutzten. Auch bedienten sich diese Betrüger, Gauner, Veruntreuer und zum Teil skrupellosen Geschäftemacher des Umstandes, daß Auerbach für Schmeicheleien sehr empfänglich war. Viel zu spät erst erkannte er, daß er für diese Clique nur willfähriges Mittel für ihre kriminellen Zwecke gewesen war.

Man könnte nun eigentlich annehmen, daß der bayerische Staat, der diesem Amte eine so große Vollmacht gab, in irgendeiner Art staatliche Kontrolle ausgeübt hätte. Anscheinend war das jedoch nicht der Fall. Wie später die Zeitungen schrieben, soll Auerbach 1950 dem bayerischen Innenminister Ankermüller darüber Bericht erstattet haben, daß er bei 1100 Wiedergutmachungsanträgen Bedenken gehabt und sogar manche als glatte Fälschungen erkannt habe.

Sechs Monate lang gab das bayerische Innenministerium auf diese erregende Mitteilung keine Antwort. Als sie endlich kam, war sie lapidar genug: „Entscheiden Sie bitte selbst die Sache nach eigenem Ermessen."

So lief die ganze Angelegenheit nahezu unbehindert weiter. Sehr zum Schaden des jungen deutschen Staates, sehr zum Nachteil einer echten Wiedergutmachung und Überwindung der Vergangenheit. Denn die Gegner der Wiedergutmachung bekamen laufend Material von jenen verantwortungslosen Juden geliefert, die zum Teil in krimineller Weise die Möglichkeiten nutzten, die ihnen durch die mangelnde Kontrolle geboten wurden.

Noch Jahre danach haben sowohl der Bundesminister Dr. Fritz Schaeffer als auch der CDU-Bundestagsabgeordnete Jakob Diehl die kriminellen Nebenerscheinungen der Wiedergutmachung kritisiert.

Gottlob kam eine solche Fülle von Gesetzesüberschreitungen wie in der Affäre Auerbach später nicht mehr vor.

Rein persönlich berührte mich das alles wenig. Ich machte mit diesen Leuten keine gemeinsame Sache, im Gegenteil, ich bekämpfte sie, bedauerlicherweise meist vergeblich, wo ich nur konnte. Doch wenigstens einen der „Ehrenmänner" vertrieb ich von seinem Platz: Herrn Spitzer.

Nach meiner Vorsprache bei Dr. Auerbach, in der ich die fragwürdige Persönlichkeit dieses Mannes ebenfalls behandelt hatte, wurde mir am 5. Mai 1948 offiziell mitgeteilt, daß Spitzer, der sich bei der Hetze gegen mich besonders exponiert hatte und der gleich Herrn Ingster ein böser Geist Philipp Auerbachs war, das Amt verlassen hätte. Ich könnte nun privat gegen ihn vorgehen. An privaten Auseinandersetzungen hatte ich kein Interesse.

Spitzer floh, als die Auerbachaffäre nach Jahren ins Rollen kam, übrigens blitzschnell nach Salzburg. Von dort aus reiste er nach den USA weiter.

Ingster und Dr. Seibold aber setzten sich eilig nach Israel ab. Anscheinend waren sie durch gute Verbindungen rechtzeitig gewarnt worden.

Ganz unerklärlich war es auch, daß der bayerische Staat dem Staatskommissariat beziehungsweise dem Landesentschädigungsamt ein förmliches Monopol beim Ankauf der sogenannten Feststellungsbescheide eingeräumt hatte.

Diese Feststellungsbescheide für die Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts waren bares Kapital. Jeder Jude erhielt damals 3000.— DM in bar und einen sogenannten Feststellungsbescheid, der zum Empfang späterer Ratenzahlungen zu noch nicht festgesetzten Terminen berechtigte. Der bayerische Staat war einfach nicht in der Lage, die individuelle Wiedergutmachung sofort auszuzahlen, weil sonst die Währung erschüttert und die Staatsfinanzen erschöpft worden wären. Andererseits war Bayern natürlich daran interessiert, daß diese riesigen Judenmassen, für die es in solcher Menge kaum Lebens- und Unterbringungsmöglichkeiten gab, sobald

wie nur möglich das Land wieder verließen. Einer der wenigen Pluspunkte, die das Land Bayern Dr. Auerbach am Ende einräumte, war, daß durch diese seine Taktik schon in jener Zeit aus Bayern etwa 80 000 Juden auswanderten.

Diese Feststellungsbescheide, deren Aufkauf zu einem gigantischen Geschäft wurde, lösten die Gründung der Treuhandgesellschaft „Fides" aus. Am 24. Mai 1950 verhandelte Dr. Auerbach mit dem Münchener Bankhaus Seiler & Co. über die Gründung dieser Treuhandgesellschaft, die ein Aufkaufmonopol für alle Feststellungsbescheide erhalten sollte. Der Chef der „Fides" wurde Dr. Seibold. Die „Fides" organisierte ein ganzes Netz von Vertretern und Untervertretern in den Lagern und in der Öffentlichkeit und kaufte alle diese Feststellungsbescheide auf. Die Juden, die auswanderten, erhielten dreißig bis dreiunddreißig Prozent.

Die „Fides" aber erhielt vom Bankhaus Seiler dafür durchweg dreiundvierzig Prozent. Die restlichen rund zehn Prozent blieben in der Tasche der „Fides" beziehungsweise ihrer Funktionäre. Später errechnete der Staatsanwalt, daß die Herren der „Fides" in der kurzen Zeit ihrer Tätigkeit etwa 800 000.— DM eingesteckt hatten. Diesmal nicht auf Kosten des deutschen Staates, sondern zum Schaden der notleidenden jüdischen Glaubensbrüder!

Es ging so weit, daß der damalige Leiter der Rechtsabteilung des Landesentschädigungsamtes, Dr. Konirsch, jeden, der bei ihm um einen Feststellungsbescheid nachsuchte, gleich in seiner Kanzlei einen schriftlichen Abtretungsbescheid unterschreiben ließ.

Weigerte sich der Ansucher, dann bekam er einfach nichts. Es fiel keinem der jüdischen Geschädigten ein, sich zu weigern, da dies völlig zwecklos war. Der bayerische Staat hatte ja die Monopolisierung des Ankaufes der Feststellungsbescheide offiziell geduldet, eine Monopolisierung, die der Korruption Tür und Tor öffnete.

Nicht genug, daß die notleidenden Juden hier um zehn Prozent übers Ohr gehauen wurden, mußte auch noch jeder, der nachsuchte, „freiwillig" 15.— DM für einen Sonderfonds stiften, der nirgendwo verbucht war.

Einmal hatte Dr. Konirsch eine Liste mit fünfundsiebzig Abtretungen unterschrieben, die gar nicht existierten. Bei Gericht entschuldigte sich Konirsch damit, der Landesoberrabbiner Dr. Ohrenstein hätte ihm mitgeteilt, es wäre alles in Ordnung; die Leute stünden vor der Auswanderung und könnten daher persönlich nicht erscheinen.

Man könnte nun sagen, daß ich mit der Feststellung dieser längst gerichtsnotorischen Tatsachen dem Antisemitismus wertvolles Material liefere, ähnlich wie seinerzeit Dr. Grünbaum in Polen den Antisemiten Wasser auf ihre Mühlen schüttete.

Dem ist aber nicht so! Abgesehen davon, daß ich zur Zeit im deutschen Volk keinen ernsthaften Antisemitismus beobachten kann, und ich lebe doch nicht als Händler, sondern als einfacher Arbeiter mitten unter den Deutschen, glaube ich auch, daß die Wahrheit niemals schädlich sein kann.

Wenn überhaupt der Antisemitismus in Deutschland gefördert wird, dann durch jene Clique von Kriminellen, welche die Wiedergutmachung so schändlich ausnutzten, und die zionistischen Politiker, die heute noch Haß und Rache predigen, um zu gleicher Zeit aus den verfluchten Deutschen möglichst viel Wiedergutmachungskapital herauszupressen.

Ich glaube im Gegenteil, daß es notwendig ist, zu erfahren, daß wir Juden nicht nur politisch, sondern auch in der Frage der Wiedergutmachungsskandale keinesfalls eine Front bildeten und bilden. Wie allein das Beispiel „Fides“ zeigt, wurden die armen Juden und die deutschen Steuerzahler von einer Clique jüdischer Krimineller gleichermaßen betrogen und bestohlen. Wir, die kleinen Juden, hatten genauso wenig Möglichkeit, uns gegen die Diktatur jener Clique zu wehren, wie die Deutschen.

Obgleich Dr. Auerbach es versäumte, seine Mitarbeiter zu kontrollieren, und durch sein blindes Vertrauen ein Großteil der Schuld an dem Geschehen trug, wäre er noch lange nicht gestürzt worden, zumindest wäre sein Sturz nicht so kläglich und dramatisch vor sich gegangen, wenn Auerbach etwas mehr politisches Fingerspitzengefühl gehabt hätte. Er glaubte, daß die Atmosphäre von 1945 konserviert werden könnte, und fühlte nicht, daß die Weltpolitik sich unterdessen nahezu um hundertachtzig Grad gedreht hatte.

Die Beziehungen zwischen den USA und der Sowjetunion wurden immer schlechter. Das Gespenst eines dritten Weltkrieges stieg drohend herauf. Selbstredend wollten die Amerikaner, die wußten, daß sie unter Umständen in Europa kämpfen müßten, so schnell wie möglich bessere Beziehungen zu dem Volk herstellen, auf dessen historischem Boden der dritte Weltkrieg allen Berechnungen nach ausgefochten würde: dem deutschen.

Die Amerikaner wollten plötzlich nichts mehr von der ganzen Kriegsverbrecherjustiz wissen, und obwohl sie die Toten nicht mehr lebendig machen konnten, ließen sie mit einem Schlage die verurteilten deutschen Kriegsverbrecher zuerst gegen Stadtarrest und dann ganz frei. Sie suchten im deutschen Volk Verbündete, und es ist ein offenes Geheimnis, daß amerikanische Dienststellen in jener Zeit nicht nur deutsche soldatische Publikationen finanzierten, sondern auch in Westdeutschland und Österreich darangingen, deutsche Partisanenkader vorzubereiten. Die Amerikaner spekulierten darauf, den anerkannt tapferen deutschen Soldaten nunmehr für ihre Zwecke einsetzen zu können.

Im Zuge dieser Entwicklung kamen ja auch die damaligen Petersberger Gespräche zustande, der Gedanke eines deutschen Wehrbeitrages und schließlich der Generalvertrag. Ein hoher CDU-Funktionär namens Blank begann sein Amt einzurichten.

In solchem Zusammenhang schenkte man den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen aus dem deutschen Osten besondere Beachtung.

In Bayern wurde Dr. Oberländer Flüchtlingskommissar und Unterstaatssekretär der bayerischen Regierung.

Dr. Philipp Auerbach, mit Blindheit geschlagen, erkannte die Zeichen der Zeit nicht und griff Dr. Oberländer so scharf an, daß sogar der bayerische Ministerpräsident und die amerikanischen Dienststellen gezwungen waren zu intervenieren.

Dazu kam, daß dem Philipp Auerbach in der Person des damaligen bayerischen Justizministers Dr. Josef Müller, der als „Ochsensepp" bekannt wurde, ein gefährlicher Todfeind erstanden war. Auerbach hatte unter anderem versucht, belastendes Material gegen Dr. Müller bei den verschiedenen Geheimdiensten zu sammeln. Da aber Dr. Müller selbst alter Nachrichtenmann war, erfuhr er diese Bestrebungen vorzeitig. Dr. Müller war zudem darüber erbittert, daß Auerbach immer wieder versuchte, sich in Dinge einzumischen, die ihn nichts angingen. Auch hatten Auerbach oder seine Mitarbeiter vereinzelt vorgekommene Schändungen jüdischer Friedhöfe sowie ein angeblich auf Auerbach geplantes Attentat derartig kommentiert, daß sich Bayern in der Weltöffentlichkeit auf das schwerste kompromittiert fühlte.

In der Wiedergutmachungssache hatte Dr. Müller sich bemüht, die in nichtbayerischer KZ-Haft gehaltenen Ausländer vom bayerischen Entschädigungsgesetz auszunehmen und für sie eine Sonderregelung zu schaffen. Dies hatte Dr. Auerbach sofort hintertrieben, und die von Dr. Müller geplante Fassung dieses Gesetzes wurde seinerzeit von der US-Militärregierung nicht gebilligt.

Schon Ende Oktober 1948 hatte der bayerische Justizminister Auerbach nahegelegt, von seinem Amt zurückzutreten, und hatte dargelegt, daß auf die Dauer die Stellung Auerbachs, der als Staatskommissar gleichzeitig die Ansprüche der Entschädigungsberechtigten und die Interessen des auszahlenden Staates wahrzunehmen habe, unhaltbar sei.

Doch Dr. Müller drang nicht durch. Die amerikanischen Besatzungsdienststellen hießen die Trennung der Funktionen nicht gut, und das Ganze endete in einer Farce. Auerbach wollte den Titel

Generalstaatsanwalt führen, wogegen der Justizminister und andere Einspruch erhoben, die ihm den Titel Offizialanwalt einräumen wollten. Schließlich einigte man sich auf den von Dr. Ringelmann vorgeschlagenen Titel „Generalanwalt".

Im Hintergrund aber arbeitete man bereits an dem Sturz dieses neuen Generalanwaltes. Seine Mitarbeiter lieferten seinen Gegnern durch ihre Betrügereien und Durchstechereien genügend Material.

Ende Januar 1951 war die Entwicklung dann so weit gediehen, daß Generalanwalt Dr. Philipp Auerbach verhaftet wurde.

Zweifellos wäre ihm dieser Sturz erspart geblieben, hätte er seine Mitarbeiter mehr kontrolliert und selber die weltpolitische Entwicklung beobachtet. Justizminister Dr. Müller erklärte in seiner Privatwohnung in Gegenwart des Oberrabbiners Dr. Ohrenstein und eines höheren amerikanischen Beamten namens Hoeller kurz zuvor, wenn Auerbach demissionieren wolle, würde alles abgeblasen, man würde ihn sogar nicht daran hindern, ins Ausland zu gehen. Auch Bayerns Ministerpräsident Ehardt war für seine Demission, und dagegen war in der bayerischen Staatsregierung eigentlich nur der sozialdemokratische Finanzminister Zorn, der offensichtlich die Anschuldigungen gegen Auerbach noch immer nicht glaubte, die nun in wachsendem Umfang erhoben wurden, und energisch dafür eintrat, daß Auerbach trotz all diesen Beschuldigungen weiterhin im Amt bleiben sollte.

Die Amerikaner, durch Auerbachs Verharren auf dem Standpunkt von 1945 verärgert, zogen die Hand von ihm ab. Jetzt war die Stunde Dr. Müllers gekommen, und was allen vor kurzem noch völlig unmöglich erschienen war, geschah: Kriminalbeamte verhafteten den einst mächtigsten Mann Nachkriegs-Bayerns, der dann über ein Jahr in Untersuchungshaft saß, ehe gegen ihn verhandelt wurde. Ingster und Dr. Seibold verschwanden spurlos. Sie waren, wie schon erwähnt, mit ihren sicherlich nicht unbeträchtlichen Kapitalien nach Israel geflüchtet.

Am 11. März 1952 wurde auch die ehemalige Sekretärin Auerbachs, Rita Schliewen, unter dem Verdacht verhaftet, bei Bearbei-

tung von Entschädigungsansprüchen nicht existierender Personen mitgeholfen und daraus finanzielle Vorteile gezogen zu haben.

Am 25. April 1952 stand Dr. Philipp Auerbach vor seinen Richtern. Er war von der ganzen Welt verlassen, vor allem von jenen Juden, die ihm soviel Dank schuldeten und für die er hauptsächlich vor Gericht stand. Von der Staatsführung Israels wurde er angefeindet, da man ihn dort als Deutschenfreund ansah. In den fünfzehn Wochen des Prozesses, in dem hundertvierzig Zeugen einvernommen und mehr als viertausend Protokollseiten geschrieben wurden, haben wohl überall, sicherlich aber in Bayern, viele hochgestellte Persönlichkeiten, Juden und Nichtjuden, nicht geschlafen. Sie zitterten vor Auerbach, der trotz seiner verzweifelten Situation vor den Richtern überaus zurückhaltend war und besonders offizielle Persönlichkeiten sichtlich bewußt schonte.

Im Verlaufe dieses Prozesses kam es zu vielen widerlichen Szenen, die natürlich zum Teil von der Tagespresse mit Vergnügen ausgeschlachtet wurden. Allein der Vizepräsident des Landesentschädigungsamtes, Pflüger, erklärte, daß der böse Geist des Hauses der nach Israel geflohene Ingster gewesen sei und daß er sich stets bemüht hätte, diesen Mann aus dem Amt zu entfernen. Pflüger kam der Wahrheit sehr nahe, als er erklärte: „Für mich ist der Fall Auerbach der Fall Ingsters und gewisser Hintermänner." Die standen jedoch nicht vor dem Richter.

Die Flut von üblen Dingen und von Verfehlungen war so groß, daß der jüdische Münchener Kinderarzt Dr. Spanier demonstrativ seine Ehrenämter in der jüdischen Kultusgemeinde niederlegte, weil er nicht mitschuldig sein wollte.

Sehr bald sah sich Dr. Auerbach einer Einheitsfront der Ostjuden gegenüber, die sich gegen den Jeke-Juden Auerbach vereinigt hatten. Sein Untergang war beschlossene Sache. Nunmehr, da er gestürzt war, konnte er keine Riesenkredite mehr verschaffen, konnte nicht bei der Wiedergutmachung helfen und auch sonst keine Protektion üben, die, wie der Staatsanwalt sagte, von Minister Hundhammer über die Bayernpartei bis zu Dr. Schumacher gereicht hatte.

Justizminister Dr. Müller, der vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß des Bayerischen Landtages als Zeuge Auerbach auf das schwerste belastet hatte, wartete das Prozeßende nicht ab. Er ging am 18. Mai in Urlaub.

Im Verlaufe des Prozesses geriet Auerbach in eine Kontroverse mit dem Landesoberrabbiner, Dr. Ohrenstein, und einige ehemalige Freunde drohten nun Auerbach, falls dieser Dr. Ohrenstein belasten würde, müßten sie gewisse Geldzuwendungen nennen, die der Beschuldigte angeblich von Dr. Ohrenstein, Dr. Seibold und Ingster erhalten hatte.

Leidenschaftlich wehrte sich Dr. Auerbach gegen diese Einschüchterungsversuche und erklärte vor Gericht, daß er solche Zuwendungen niemals erhalten habe, wenn es auch Menschen gäbe, die bereit wären, jeden Eid darauf zu leisten.

In seinem Schlußwort versicherte Auerbach:

„Ich habe mich in meinem Amte nicht bereichern wollen und bin aus diesem Amte als kranker und ruinierter Mann geschieden. Mir ist weder Geld noch ein Haus geblieben, und ich weiß heute noch nicht, wovon ich leben werde und womit ich meine Familie ernähre."

Weinberger, der nach Auerbachs Verhaftung das Präsidium der jüdischen Kultusgemeinde in Bayern übernommen hatte, leugnete nicht, erklärt zu haben: Wenn Auerbach bewußt Dr. Ohrenstein belasten würde, müsse er eingreifen. Er drohte auch Auerbach mit einer Verleumdungsklage, falls dieser Ohrenstein belasten würde.

Landesoberrabbiner Dr. Ohrenstein, der im Prozeß gegen Dr. Auerbach Stellung nahm, erfuhr später, wenn auch in kleinerem Maßstab, dasselbe Schicksal wie Auerbach.

Dieselben Juden, die Auerbach wie eine heiße Kartoffel fallen ließen, als er hilflos war, und zu dem im Amte befindlichen Landesoberrabbiner Dr. Ohrenstein hielten, ließen Ohrenstein in dem Augenblick fallen, als er nicht mehr Landesoberrabbiner war und durch seine offiziellen Verbindungen geschäftlich nicht mehr behilflich sein konnte. Er war genauso uninteressant geworden wie der gestürzte Auerbach.

Am 14. August 1952 fiel das Urteil in dem sensationellen Mammutprozeß Nachkriegsdeutschlands. Die Erste Strafkammer des Landesgerichts München I verurteilte Philipp Auerbach zu zweieinhalb Jahren Gefängnis und 2700.— DM Geldstrafe und den Landesoberrabbiner Dr. Ohrenstein zu einem Jahr Gefängnis und 10 000.— DM Geldstrafe.

Philipp Auerbach sah keinen Ausweg mehr. Für ihn war mehr zusammengebrochen als nur seine Karriere. Die Treulosigkeit seiner früheren Mitarbeiter, die Erkenntnis, wie sehr er ausgenutzt worden war, nahmen ihm jede Freude an dieser Welt. Zwei Tage nach seiner Verurteilung am 16. August nahm Auerbach in der Münchener Privatklinik Josephinum eine Überdosis Schlaftabletten ein, die um die Mittagsstunde den Tod herbeiführte.

Er hinterließ zwei Briefe. Einen für seine Frau und einen für die Öffentlichkeit. In dem für die Öffentlichkeit schrieb Auerbach: „Nicht aus Feigheit, nicht aus Schuldbekenntnis handele ich, sondern weil ein Glaube an das Recht für mich nicht mehr besteht. Und weil ich meinen Freunden und meiner Familie nicht weiter zur Last fallen will. Mein Blut komme über die Häupter der Meineidigen."

Erst jetzt atmeten alle erleichtert auf. Weinberger, der noch im Prozeß Auerbach gedroht hatte, sagte am Grabe Auerbachs salbungsvoll: „In der ganzen Welt steht das Judentum erschüttert an der Bahre Auerbachs, der seine Ehre behalten wollte!"

Derselbe wendige Weinberger machte später eine sogenannte Besuchsreise nach Israel, wo bekanntlich Dr. Seibold und Ingster schon weilten.

Von Israel zurückgekehrt, wanderte Weinberger anschließend überraschend nach den USA aus . . .

Kurz nach dem Tod Philipp Auerbachs wurden Gerüchte verbreitet, nach denen Auerbach gar nicht verstorben sei und statt der Leiche nur ein mit Steinen gefüllter Sarg begraben worden wäre. Natürlich ist das Unsinn. Der Jude Auerbach ist tot. In erster Linie gestorben an der Undankbarkeit und an den Verfehlungen seiner jüdischen Mitarbeiter.

Ob man je erfahren wird, welches Maß von Schuld ihn persönlich traf und inwieweit er nur von einer geriebenen Clique als Tarnung für ihre Machinationen benutzt wurde, ist höchst unsicher. Denn alle Beteiligten sind froh, daß der Mann, der am Schlusse alles wußte, auch wie und von wem er betrogen wurde, die entscheidenden Geheimnisse mit ins Grab nahm.

Auerbachs Frau und sein Töchterchen blieben nahezu mittellos zurück. Es ist ein wahrhaftig makabrer Witz der deutschen Nachkriegsgeschichte, daß die Hinterbliebenen des Mannes, der so vielen anderen zu Riesenvermögen verhalf, nach seinem Sturz und Tod vor dem Nichts standen. Die Erfahrungen, die Frau Auerbach mit den jüdischen Cliquen in Bayern gemacht hatte, waren derart, daß sie sich mit ihrem Kind katholisch taufen ließ.

Sie erst zog den wirklichen Schlußstrich unter die gespenstische Affäre Dr. Philipp Auerbach.

EREZ ISRAEL

Nun bin ich aber zwangsläufig, um das Thema nicht zu zerreißen, der Zeit vorausgeeilt.

Nicht nur ich hatte wenig Glück gehabt mit meinem Versuch, auf reelle Weise in das Geschäft einzusteigen; bald zeigte sich, daß auch meine Frau in ihrem Gasthaus Schwierigkeiten bekam, ohne daß sie irgendwelche Schuld daran trug.

Bisher war es nicht sonderlich schwierig gewesen, von Bayern aus durch die französische Zone über die deutsch-französische Grenze nach Frankreich zu gelangen, wenn auch offiziell dazu ein Passierschein notwendig war. Zwischen der jüdischen Welthilfsorganisation Joint in Paris und den vier Besatzungszonen in Deutschland war eine Vereinbarung getroffen worden, der zufolge jeder Jude, der von Deutschland mit einem vom Joint bestätigten Passierschein nach Paris kam, von der dortigen Zentrale eine Unterstützung von 100 Dollar erhielt. Selbstredend kontrollierte der deutsche Joint, ob die Reise nach Frankreich auch im persönlichen Interesse des Antragstellers lag. Im allgemeinen wurden solche Reisen nur für die Familienzusammenführung genehmigt. Ein geschäftlicher Mißbrauch sollte von vornherein ausgeschaltet werden.

Zur allgemeinen Überraschung erreichte den Münchener Joint eines Tages die alarmierende Nachricht aus Paris, daß die Zahl der Juden, die mit Genehmigung des Münchener Joint nach Paris reisten und dort ihre hundert Dollar abhoben, so erschreckend anstiege, daß eine baldige Erschöpfung des Fonds zu befürchten wäre.

Man war ratlos. Der Münchener Joint hatte schon längere Zeit keine Erlaubnis zu einer Fahrt nach Frankreich mehr erteilt. Sofort stellte man Recherchen an, die der Leiter der Handelsabteilung des Joint, der ehemalige amerikanische Direktor des UNRRA-Lagers von Neu-Freimann, übernahm.

Nach kurzer Zeit fand der Amerikaner heraus, daß eine religiöse jüdische Gruppe all diese Passierscheine gefälscht hatte, die den Interessenten größtenteils im Restaurant meiner Frau, dem Stamm-

lokal dieser Gruppe, ausgehändigt wurden. Meine Frau hatte natürlich von alledem keine Ahnung. Eines Tages erschien der Amerikaner im Restaurant und stellte einen hochgewachsenen, stattlichen alten Rabbiner mit Bart und Schläfenlocken, übrigens einen Vater von sieben Kindern. Er sagte ihm ohne Umschweife ins Gesicht, daß er derjenige sei, der den Leuten, die schwarz nach Paris wollten, die gefälschten Scheine übergäbe, durch welche der Joint schwer geschädigt würde. Vor allem versuchte der Amerikaner herauszubekommen, wer eigentlich die Fälscher wären. Wie ich später erfuhr, saßen sie im selben Augenblick am Tisch und hörten schweigend das Gespräch mit an.

Der alte Rabbiner war natürlich in einer Zwickmühle, denn er konnte ja die Männer nicht verraten, und er wollte es sichtlich auch nicht. Seine ausweichenden Antworten brachten den Rechercheur, der übrigens der Repräsentant des amerikanischen Judentums in Deutschland war, in Weißglut. Schließlich ohrfeigte er den alten Rabbiner in aller Öffentlichkeit und drohte ihm an, ihn ins Gefängnis zu schicken. Dann verließ er schimpfend das Lokal.

Soviel ich später erfuhr, geschah aber nichts. Dieser Vorfall hatte meine Frau stark erschüttert.

Kurze Zeit darauf wollte ein Rabbiner aus der englischen Zone in München heiraten. Es wurde beschlossen, daß die Hochzeit im Lokal meiner Frau stattfinden sollte. Repräsentanten des religiösen Judentums aus allen vier Besatzungszonen wurden erwartet. Die Hochzeit versprach ein erstrangiges gesellschaftliches Ereignis des Judentums zu werden. Einige Tage vorher machte mich meine Frau mit zwei Juden bekannt, die sich als Vertreter Palästinas ausgaben, ein gepflegtes Hebräisch sprachen und unaufgefordert ihre Pässe zeigten. Sie behaupteten, in wichtiger offizieller Mission von Palästina nach Deutschland gereist zu sein, doch hätten sie auch entsprechende Freizeit, die sie mit dem Abschluß privater Geschäfte auszufüllen beabsichtigten.

Mir gefielen die beiden nicht, und ich sagte meiner Frau zu Hause, daß sie mich lebhaft an jene Brüder Josefs erinnerten, die ihn in

ägyptische Sklaverei verkauft hatten. Meine Frau nannte mich einen Schwarzseher und lachte mich aus.

An dem Tag der Hochzeit saß ich wie immer an meinem Stammtisch beim Mittagessen. Es war schon eine Reihe von Gästen erschienen, und mir fiel auf, daß die beiden Herren aus Palästina fortgesetzt aufstanden, an fremde Tische gingen und überall Gespräche anknüpften. Meine Frau teilte mir erregt mit, daß sie bereits großen Ärger gehabt hätte. Sie hatte versehentlich eine Flasche Wein in die Hand genommen, die für die Hochzeitsfeier bestimmt war. Darauf hatte ihr der Aufseher, der bei jedem jüdischen Fest anwesend ist, dies verwiesen und empört festgestellt, daß dieser Wein nun, da er von einer Frau berührt worden war, nicht mehr koscher wäre und nicht mehr aufgetischt werden könnte.

Ich beruhigte sie so gut ich konnte und lachte. „Ärgere dich nicht, für mich bist du koscher genug. Wir werden den Wein zu Hause trinken.“

Meine Frau war aber auch gekränkt, weil der Aufseher dem Münchener Stadtrabbiner auf dessen Frage, ob in dem Lokal nun alles in Ordnung sei, geantwortet hatte: „Es ist alles in bester Ordnung, nur daß die Wirtin unbedeckten Hauptes im Lokal herumspaziert, wo doch so viele Männer anwesend sind, das ist nicht in Ordnung.“

Der Rabbiner entgegnete lächelnd: „Man soll ja eine fremde Frau auch nicht anschauen.“

Doch nicht genug damit, das dicke Ende kam erst hinterdrein. Ein paar Tage später entpuppten sich die beiden Herren aus Palästina als Schwindler. Sie hatten sich zu der Hochzeitsfeier selbst eingeladen und meine Frau dabei gebeten, sie mit jenen Gästen bekannt zu machen, die mit Edelsteinen oder Edelmetallen handelten.

Ahnungslos stellte meine Frau sie darauf einem Manne vor, der einen größeren Brillanten zum Verkauf hatte.

Der eine der beiden Schwindler wollte diesen Stein auf seine Echtheit prüfen, übergab, wie allgemein üblich, meiner Frau in Gegenwart des Besitzers 500 Dollar als Pfand und versprach, die

Angelegenheit bis zum nächsten Morgen zu erledigen. Zu dritt verließen sie das Lokal.

Schon kurze Zeit darauf kam der Schwindler aus Palästina wieder und teilte meiner Frau mit, aus dem Geschäft sei nichts geworden, er habe den Stein zurückgegeben, sie möge ihm nun auch die 500 Dollar wieder aushändigen. Da der Hochzeitsbetrieb unterdessen sehr lebhaft geworden war und meine Frau sich darauf konzentrieren mußte, überlegte sie nicht lange und gab die 500 Dollar zurück.

Etwas später kam wieder einer der beiden Schwindler ins Lokal und verhandelte mit einem zweiten Gast, der ihm etliche hundert Gramm Bruchgold zum Kauf anbot. Er tat sehr groß, weil das nur eine kleine Menge wäre, und ließ sich schließlich doch erweichen, das Gold zu nehmen. Meine Frau garantierte für den reellen Ablauf des Geschäftes.

Schon am Tage nach der Hochzeit kam einer der Gäste, damals sicherlich der reichste Mann von Berlin, zu meiner Frau und erkundigte sich, wo die beiden Palästinenser wären.

Als meine Frau wahrheitsgemäß antwortete, sie wisse es nicht, wurde der Berliner Jude blaß. „Wieso?" rief er aufgeregt. „Ich habe den Leuten fast ein Vermögen anvertraut."

Ein bekannter Rabbiner aus einer größeren Stadt der englischen Zone kam ebenfalls und berichtete, daß ihm das gleiche passiert wäre. Die beiden Gauner aus Palästina hatten sich in allen Fällen auf meine Frau berufen und so getan, als wenn sie uns sehr gut bekannt wären. Am Schluß stellte sich auch heraus, daß der Besitzer des Brillanten seinen Stein gar nicht zurückerhalten und der Schwindler meiner Frau die 500 Dollar herausgelockt hatte. Dem armen Juden, der die paar hundert Gramm Bruchgold verloren hatte, zahlte ich sofort den Betrag aus, obwohl wir gar nichts dafür konnten.

Doch wegen des Steines mußte ich vor dem Rabbinergericht erscheinen, da ja eine Frau vor einem Rabbinergericht nicht erscheinen kann. Der Rabbiner fand einen gerechten Kompromiß und verwarf die übermäßig hohe Forderung des Brillantenhändlers. Er entschied,

daß ich ein Drittel des Einkaufswertes, der natürlich weniger als 500 Dollar betrug, zu zahlen hatte.

Nun hatte meine Frau aber von ihrer Tätigkeit als Wirtin genug, und wir übergaben das Lokal dem Sohn eines Bekannten, eines armen Schächters der Stadt München. In diesem Falle hatten die Deutschen überhaupt nichts mit dem Ganzen zu tun. Die Juden hatten nur Juden betrogen. Traurig, aber wahr.

Ausreise nach Israel

Ungeachtet dieser Rückschläge und schlechten Erfahrungen hatten wir unser Auskommen. Jedoch ein Gedanke quälte uns die ganze Zeit: In Rumänien und in Rußland waren die letzten Familienangehörigen, die das Grauen überstanden hatten, nahezu hilflos zurückgeblieben, besonders ältere Leute. Alle Versuche, diese Menschen nach München zu bekommen, schlugen fehl. Ich hatte eben nicht die richtigen Verbindungen und vor allem nicht soviel Geld, um mir diese zugänglich zu machen.

Namentlich das Schicksal meiner älteren Schwester Regina, die ihren Mann und fünf Kinder in Transnistrien verloren hatte — bei ihr befand sich nur noch ein Kind —, lag mir schwer auf der Seele. Ähnlich erging es meiner Frau, deren Lieblingskusine in der Ukraine saß.

Für meine Schwester und deren kranke Tochter hatte ich in München bei einer halboffiziellen jüdischen Stelle schon eine beträchtliche Geldsumme hinterlegt, da mir versprochen worden war, deren Ausreise aus Rumänien auf Grund guter Verbindungen zu ermöglichen. Leider waren die Verbindungen doch nicht so gut. Meine Schwester kam bis Bukarest. Dort half man ihr nicht weiter. Andere konnten eben mehr bezahlen. Trotzdem verlor ich die Hälfte meines Geldes. Es war für Spesen draufgegangen.

Den einzigen Ausweg aus diesem qualvollen Dilemma bot nun der junge Staat Israel. Zwar gestattete man auch in Bukarest eine

offizielle Auswanderung nicht, allein man konnte im Rahmen von Familienzusammenführungen die Ausreiseerlaubnis erhalten. Allerdings nur nach Israel in unserem Falle, nach Deutschland war dies unmöglich. Ich stand nun vor einer schweren Entscheidung. Wollte ich den Rest unserer Familie, der Krieg und Not, Verfolgung und Elend überlebt hatte, retten, so gab es für mich nur einen einzigen Weg — selbst nach Israel zu gehen und von dort die Familienzusammenführung mit aller Kraft zu betreiben. Allzuviel Lust hatte ich dazu nicht. Die Methoden, mit denen die Zionisten die mangelnde Auswanderungsfreudigkeit der in Deutschland lebenden Juden förderten, waren nicht sehr vertrauenerweckend.

Um die Auswanderung der Juden aus den Lagern zu beschleunigen, versuchte man auf geheimnisvolle Weise, die Lager zu desorganisieren. Eines der reichsten Lager des Landes lag in Salzheim bei Frankfurt. Eines Tages kam ein Amerikaner und siedelte das ganze Lager aus. Die Leute wurden in verschiedenen anderen Lagern untergebracht. Dadurch sollten die festorganisierten Geschäftsverbindungen und die sich anbahnenden Lebensmöglichkeiten zerrissen werden. Als man den Amerikanern in Frankfurt vorwarf, sie hätten sich bei diesen Umsiedlungen undemokratischer Methoden bedient, entgegnete ein höherer UNRRA-Beamter kühl, die Anregungen dazu wären von zionistischen Stellen ausgegangen.

Für illegale Waffenaufkäufe sammelten zuerst die Makkabäer unter den Juden in den Städten und in den Lagern, dann auch die zionistische sozialdemokratische Partei.

Die Summe, die bei dieser Gelegenheit die Mapai von mir gefordert hatte, war für meine finanziellen Verhältnisse geradezu unerschwinglich. Schließlich mußte ich einen Kompromiß eingehen, denn zu dieser Zeit hatte ich mich im Interesse unserer Familienzusammenführung schon entschlossen, nach Israel auszuwandern.

Die Methoden, Geld für diese Waffenaufkäufe hereinzubekommen, waren sehr verschieden. Eine davon bestand darin, daß auf dem Balkon des jüdischen Komiteegebäudes in der Münchener Möhlstraße ein Lautsprecher angebracht wurde. In gewissen Zeitabstän-

den wurden jene Juden mit Namen und Beruf angeprangert, die sich geweigert hatten, die zionistische Sozialdemokratie, Mapai genannt, zu unterstützen. Natürlich wurde jede Unterstützung in amerikanischen Dollars verlangt.

Diese Geldsammlungen für die Waffen liefen unter dem Tarnnamen „Aktion Eisen".

Parallel dazu wurden alle jungen Juden, besonders in den Lagern, für die zionistischen Kampfgruppen, teils für die Makkabäer, teils für die Hagana, rekrutiert. Während aber die Makkabäer nur auf Freiwillige Wert legten, wendete die Mapai, die nahezu die offizielle Führung in allen Lagern hatte, starken Druck an. Wer sich von den jungen Leuten weigerte, nach Israel zu fahren, um in der Hagana Dienst zu tun, spürte bald, daß er auf einer schwarzen Liste stand. Er wurde überall benachteiligt, und nicht selten wurde ihm sogar mit dem Entzug der Lebensmittelkarten und dem Ausschluß aus der Lagerschule gedroht. Sein Personalausweis erhielt einen Stempel „militärpflichtig".

Dazu kam, daß ich immer ein Gegner der Zionisten gewesen war; allzuviel erwartete ich nicht von ihnen. Im stillen jedoch hoffte ich, daß nach dieser Tragödie, in der das jüdische Volk in Europa so geknutet worden war, ein neuer Mensch entstehen würde. Vielleicht konnte man in Israel im Rahmen dieses neuen Staates mit neuen und modernen Methoden den Weg in die jüdische Zukunft gehen. Schließlich redete ich mir ein, natürlich auch beeindruckt durch die allumfassende Propaganda, daß in Israel eine neue Schweiz im Orient im Entstehen wäre.

Also müßte man auch in Israel leben und schaffen können, ohne ein Zionist zu sein, um so mehr, als doch der Zionismus in dem Augenblick aufhören müßte, da man Bürger des Staates Israel war. Dann war man ja Israeli. In meiner Hoffnung wurde ich noch dadurch bestärkt, daß seit vielen Jahrhunderten in Palästina, dem heutigen Israel, die verschiedensten religiösen jüdischen Gruppen leben, bekannt unter dem Namen Nethure kartha, die bekanntlich antizionistisch eingestellt sind. So meldeten auch wir uns bei der

Münchener Sochnuth, der Vereinigung aller zionistischen Gruppen, die in der Maria-Theresia-Straße ihr Büro hatte, und ließen uns eintragen. Ich war erstaunt, daß uns niemand mitteilen konnte, welche Waren und Güter wir am besten nach Israel mitnehmen konnten und sollten. Jede Menge Gepäck war frei, man mußte nur für jedes Kilogramm Bruttogewicht 2.— DM an die Sochnuth-Kasse bezahlen.

Am Güterbahnhof in der Arnulfstraße kontrollierten die bayerischen Zollbeamten sehr großzügig, dann wurde das Gewicht festgestellt und an die Sochnuth der Betrag abgeführt. Die Sammelstelle, in der ich warten mußte, befand sich in Föhrenwald im Kreise Wolfratshausen, und von dort ging es per Bahn nach Marseille.

In Marseille kamen wir wieder in ein Lager, wo unsere Gruppe eine Woche zubringen mußte. Erst dann konnten wir ein israelisches Schiff besteigen, das bisher als Frachter Dienst versehen hatte und nun schnell zu einem Auswandererschiff umgebaut worden war. Die Zustände an Bord waren entsprechend. Besonders über die sanitären Einrichtungen möchte ich lieber nicht berichten.

Nach kurzer Reise ging unser Schiff in Haifa vor Anker. In jenem Sommer 1949 war trotz aller Behinderungen die Reise über das blaue Mittelmeer wie ein Traum gewesen. Mir war sehr eigen zumute. An Land erwarteten und begrüßten mich bereits Familienangehörige, mit denen ich im vollbesetzten Omnibus nach Tel Aviv fuhr. Die Auswanderer, die keine Familienangehörigen hatten, waren ja leider nicht so gut daran. Sie mußten wieder in ein Lager, bis sie endlich irgendwo unterkamen. Alles, was ich nun sah, war für mich im höchsten Grade fesselnd. Dicht am Ufer des Mittelmeeres waren unweit Jaffa schon im Jahre 1907 von jüdischen Kolonisten einige Baracken errichtet worden, es entstand eine Ansiedlung, die Tel Aviv genannt wurde. Tel heißt Hügel und Aviv Frühling. Hier entstand besonders in den letzten Jahren die erste und einzige größere Stadt, die allein von Zionisten erbaut und bewohnt wurde. Mit rund 340 000 Einwohnern, Jaffa mitgerechnet sogar über 400 000, ist Tel Aviv das pulsierende Herz von ganz Israel.

Zur Doppelstadt Tel Aviv-Jaffa kam es, um der Jaffabevölkerung die demokratischen Möglichkeiten einer Selbstverwaltung zu nehmen, denn Jaffa wird von Tel Aviv aus verwaltet. Die 50000 Araber, die seit urdenklichen Zeiten in Jaffa lebten und arbeiteten, wurden vertrieben.

Ich war erschrocken, als mir meine Bekannten und Freunde gleichmütig diese arabische Tragödie mitteilten. Dann aber betrachtete ich interessiert die Stadt. Ich muß gestehen, daß der erste Eindruck für mich enttäuschend war. In der Altstadt wimmelte es von schmalen Gassen, nur nach Norden, nach Zaffon, wo der moderne Stadtteil steht, führen die breiteren Straßen. Da ich mich natürlich sofort um eine Wohnung bemühte, erhielt ich den ersten kalten Guß. In jener Zeit gab es in Tel Aviv überhaupt keine Wohnungen frei zu mieten, sondern nur gegen verlorene Baukostenzuschüsse, die sehr hoch waren. Und eine Wohnung kostete, umgerechnet in deutsche Währung, etwa 15 000.— bis 20 000.— DM. Doch ich schob alle diese Erwägungen, Spekulationen und Pläne vorerst einmal zurück; ich war da, und bald würden auch die anderen eintreffen. Das war die Hauptsache. Alles andere würde sich ergeben.

Der Tag verging im Fluge. Wir hatten uns viel zu erzählen, und erst am Abend nahm ich mir die Muße, ganz allein durch die Stadt zu wandern, vor allem durch die Rothschild-Allee, jene Zierde der Stadt, eine gepflegte Allee mit Grünanlagen. Langsam ging ich hinaus bis an den Strand.

Der Wind, der vom Meer kam, wirkte lindernd auf die sommerliche Hitze. Irgendwie war das alles wie ein Traum. Weit hinter mir der Krieg, das Getto, die transnistrische Verbannung und die Flucht. Und auch die bittere Enttäuschung, die ich in München in unseren eigenen Kreisen erlebte. Ich fühlte deutlich, daß alles, was nun kam, einen Neubeginn bedeutete, und ich war entschlossen zu tun, was in meinen Kräften stand, um hier eine Heimstatt aufzubauen.

Hierher also, in dieses Land, war Urvater Abraham fünfundsiebzigjährig mit seiner Frau Sarah auf Befehl Jehovas mit seinem Neffen Loth aus der Heimatstadt Ur gezogen, nach Kanaan. Dort versprach ihm Jehova, daß sich aus seiner Nachkommenschaft eine große Nation entwickeln würde.

Unter den jüdischen Theologen sind darüber Meinungsverschiedenheiten entstanden. Gewisse Stellen im Talmud lassen auch die Ansicht zu, nicht Jehova habe die Hebräer zum Auserwählten Volk auserkoren, sondern die Hebräer hätten sich Jehova als ihren Gott ausgewählt.

Tausende Jahre später prägte der deutsche Philosoph Ludwig Feuerbach (1804—1872) den Satz: „Und der Mensch schuf Gott nach seinem Ebenbild."

Doch Kanaan bot sich Abraham nicht freundlich. Eine Hungersnot brach herein, und so zog Abraham auf der Flucht vor dem Elend wieder aus Kanaan gegen Ägypten, wo er fürstlich empfangen wurde. Erst nachdem die Not und die Dürre verschwanden, kehrte der Urvater zurück nach Kanaan. Da seine Frau keine Kinder bekam, gab sie ihm den Rat, er möge mit der Magd Hagar schlafen, um einen Stammhalter zu haben. Hagar gebar den Urvater Ismael. Er wurde der Stammvater aller arabischen Völker, die sich später Ismaeliten nannten.

Auf Befehl Jehovas gebar Sarah neunzigjährig dann doch noch dem Abraham, der bereits 100 Jahre alt war, den Sohn Isaak.

Jehova gab sowohl Ismael als auch Isaak das Versprechen, daß ihre Nachkommen zu mächtigen Völkern aufwachsen würden. Also wollte Gott selbst, daß die Araber und die Juden nebeneinander sich zu großen Völkern entwickeln sollten.

Sarah war dies nicht recht. Sie lag Abraham so lange mit ihren Wünschen in den Ohren, bis er nachgab und Hagar mit Ismael aus dem Hause wies. Hagar zog mit Ismael nach Beerseba. Dort gerieten sie in bittere Not, doch ehe sie umkamen, schenkte ihnen Jehova

seine Hilfe. Er rettete und segnete sie. Abraham heiratete hundertfünfzigjährig nach dem Tode Sarahs nochmals und hatte viele Kinder. Er starb hundertfünfundsiebzigjährig, wie die Bibel berichtet. Isaak nahm sich Rebekka, eine Aramäerin, zur Frau, die ihm vierzigjährig Esau und Jakob gebar. Obgleich Zwillinge, waren sie doch verschieden wie Nacht und Tag.

Esau entwickelte sich zum kräftigen Jäger und Krieger, der am liebsten in Gottes freier Natur umherstreifte. Er brachte sein erlegtes Wild nach Hause und sorgte dafür, daß dem Vater mancher Leckerbissen zubereitet ward. Bald war er der Lieblingssohn Isaaks.

Jakob dagegen blieb stets daheim, er war der Mutter Lieblingskind. Nach einiger Zeit trat er an Esau heran und bat ihn, ihm das Recht des Erstgeborenen zu verkaufen. Esau, der von solchen Dingen nichts verstand, lachte und gab ihm sein Erstgeburtsrecht für einen Laib Brot und ein Gericht Linsen. Bald danach kamen wieder schlechte Zeiten über Kanaan, und eine Hungersnot drohte.

Isaak wollte mit seinem Stamm zu den Philistern ziehen und von dort weiter nach Ägypten. Allein Jehova verbot es.

Alt, halb blind, fühlte Isaak die Fittiche des Todes nahen. Er rief nach Esau und bat ihn, Wildpret zu erlegen, zuzubereiten und zu bringen, damit er ihn segne.

Rebekka, die gelauscht hatte, lief eilig zu Jakob und befahl, daß er ein junges Böcklein von der Herde holen, schlachten und zubereiten möge, damit er, nicht Esau, den Segen bekomme.

Jakob war verwirrt. Er fürchtete, daß der Vater ihn trotz seiner Blindheit erkennen würde. Er hatte eine zarte Stimme, und außerdem war Esaus Haut rauher an den Händen und haariger.

Rebekka aber überzog ihm die Hände mit Tierfell, band ihm ein Stück Fell um den Hals und gab ihm Mut. So ging Jakob zu seinem Vater.

„Wer ist da?“ fragte der blinde Isaak.

„Ich bin es“, entgegnete Jakob, „dein Sohn Esau!“

„Wie schnell bist du von der Jagd zurück!“

Jakob stammelte: „Heute hat mir Jehova besonders geholfen.“

Doch der Vater schien etwas gemerkt zu haben. „Komm näher zu mir", befahl er, „und reiche mir deine Hände!"

Voll Furcht tat Jakob, wie ihm befohlen war.

„Fürwahr", wunderte sich der alte Isaak, „die Stimme ist die des Jakob, aber die Hände sind die des Esau. Bist du wirklich mein Sohn Esau?"

Da nahm Jakob allen Mut zusammen und sagte: „Ja, ich bin es."

Isaak roch nun an den Kleidern, welche die Mutter listig vertauscht hatte. Dann richtete er sich auf: „Das ist der Geruch meines Sohnes, es ist wie der Geruch eines Feldes, das Jehova gesegnet hat. Gott gebe dir den Tau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde, Futter und Korn und Most. Völker sollen sich vor dir niederbeugen, sei Herr über deine Brüder, und vor dir niederbeugen sollen sich die Söhne deiner Mutter. Wer dir flucht, sei verflucht, wer dich segnet, sei gesegnet."

Obgleich nun Jakob den Segen des sterbenden Vaters erhalten hatte, floh er nach Beerseba, denn als Esau von diesem Betrug später erfuhr, wollte er ihn töten. In Beerseba lebte Jakob bei seinem Onkel, dem Aramäer Laban.

Es dauerte viele Jahre, ehe Jakob mit seinen Frauen und elf Söhnen zurückkehrte. Er wurde von Esau herzlich und brüderlich empfangen. Der Streit war begraben.

Der jüngste der Söhne, Joseph, wurde von Jakob ob seiner Klugheit bevorzugt behandelt und erregte bald den Neid der anderen Brüder. Sie wollten ihn töten, doch folgten sie am Ende dem Rat Judas und verkauften Joseph an wandernde Ismaeliten, die gerade nach Ägypten zogen. Den Vater aber belogen sie, daß Joseph von wilden Tieren überfallen und aufgefressen worden sei. In Ägypten wurde Joseph Potiphar, einem Kämmerer des Pharao, verkauft. Josephs Talente fanden Gnade, und er rückte bald aus der Reihe der Sklaven auf. Seine jugendliche Gestalt gefiel der Frau des Potiphar so sehr, daß sie sich in ihn verliebte, doch er beachtete sie nicht. Eines Tages versuchte die Frau ihn mit Gewalt an sich zu ziehen. Joseph aber entfloh und rannte davon. Die Tiefgekränkte berichtete nun

ihrem Mann, daß Joseph ihr habe Gewalt antun wollen. Darauf ließ der erboste Potiphar Joseph festnehmen und ins Gefängnis werfen. Doch auch dort im Elend glänzten Josephs Talente, und er erhielt im Gefängnis eine Reihe wichtiger Aufgaben. Darüber hinaus beschäftigte er sich besonders mit dem Deuten von Träumen. Als nach zwei Jahren der Pharao einen Traum hatte, in dem ihm sieben magere und sieben fette Kühe erschienen, den er nicht zu deuten vermochte, wurde Joseph aus dem Gefängnis geholt, und als er dem Pharao den Traum erklärte, gab ihm dieser große Rechte und überließ ihm praktisch die Verwaltung Ägyptens.

Unterdessen war wiederum in Beerseba Hungersnot ausgebrochen. Jakob erfuhr nun, daß sein Sohn Joseph in Ägypten lebe und dort hoch angesehen war. Mit seinem ganzen Stamm zog Jakob nach Ägypten und lebte dort bei seinem Sohn noch siebzehn Jahre, ehe er starb. Der Stamm aber blieb in Ägypten. Solange Joseph lebte, ging alles gut. Doch als er im Alter von 110 Jahren starb, war ein neuer Pharao zur Macht gekommen, der Joseph nicht mehr kannte und dem der Reichtum und Einfluß der Hebräer zu groß wurde. Vor allem bedrückte ihn, daß sich die Hebräer schneller vermehrten als die Ägypter. Der Pharao befahl, die arbeitsfähigen Männer der Hebräer zur Sklavenarbeit zu zwingen und ab sofort jedes männliche neugeborene Kind der Unterdrückten zu töten.

Einige Zeit später wurde einem Manne aus dem Hause Levi ein Knabe geboren. Um ihn zu retten, verpackte die Mutter das Kind in ein Binsenkörbchen und ließ es im Nil schwimmen. In der Nähe wartete die Schwester in banger Sorge und wachte.

Die Tochter des Pharao, die im Nil ein Bad nahm, entdeckte das Körbchen und holte es mit Hilfe der Schwester, die herankam, heraus. Man nannte dieses Kind Moses, was soviel heißt wie „Aus dem Wasser Gezogener". Moses wuchs in der Umgebung des Pharao, erzogen von der eigenen Mutter, heran und vereinigte in sich Klugheit und Kühnheit in seltener Weise. Als er älter wurde, erkannte er das Leid seiner Stammesbrüder, die noch immer in ägyptischer Sklaverei schmachteten, und er beschloß, sein Volk aus der Sklaverei

zu befreien. Als er seine Pläne entwarf, erschien ihm Jehova als Feuerzeichen im Dornbusch und verkündete ihm, daß er der Auserwählte sei, der seinen Stamm nach vierhundertjähriger Sklaverei herausführen würde in ein Land, welches schon seinen Vorfahren zugedacht war und in dem Milch und Honig fließen würden, in das Land Kanaan.

Doch weichen auch Religionsforscher von dieser Bibeldarstellung ab und sind zum Teil der Ansicht, daß nur zwei Generationen der Hebräer in der ägyptischen Sklaverei schmachteten.

Moses ernannte seinen Bruder Aaron zum Hohenpriester, und nach schweren Auseinandersetzungen mit dem Pharao erlaubte dieser den Kindern Israels, Ägypten in der Zahl von 600 000 Mann, Kinder und vieles Mischvolk nicht gerechnet, zu verlassen.

Man nimmt an, daß der Name Israel sich zusammensetzte aus drei damals bekannten herrschenden Göttern: Is, Ra, El. Eine andere, wissenschaftliche Erklärung gibt es nämlich für den Namen Israel nicht. Ich empfinde es nicht als schmeichelhaft, daß wir uns zu einem großen Teil Israeliten nennen, da einwandfrei feststeht, daß Jakob, der den Ehrennamen Israel trug, seinem Bruder Esau in unschöner Weise sein Erstgeburtsrecht für einen Topf Linsen abkaufte, seinen Vater in der Sterbestunde belog, indem er behauptete, Esau zu sein, und sich den väterlichen Segen erschwindelte, der für Esau bestimmt war. Haben wir keinen vorbildlicheren Urahnen, Abraham zum Beispiel? Ich halte es schon für vernünftiger, wenn wir uns Juden nennen nach dem Namen Juda, des Sohnes Jakobs, der charakterlich einwandfrei und geschichtlich vorbildlich ist.

Auch die Zahl 600 000 ist umstritten. Man glaubt, daß die Israeliten beim Auszug nur 600 Männer gewesen sein können.

Erst als sie abgezogen waren, überlegte sich der Pharao die Sache und wollte die Hebräer zurückholen. Er jagte mit allem Kriegsvolk ihnen nach. Am Ufer des Roten Meeres holte er die Hebräer ein. Vor Moses aber teilte sich das Meer, und die Hebräer zogen trockenen Fußes durch, während die nachdrängenden Ägypter mit ihrem Pharao von den Fluten verschlungen wurden.

Nun eigentlich hätte Moses mit den Hebräern umkehren können. Denn Ägypten war ohne Pharao und ohne Krieger. Dennoch zogen sie weiter, um Kanaan zu suchen. Vierzig Jahre lang wanderten die Hebräer, bis sie endlich in Kanaan ankamen.

Doch schon drei Monate nachdem sie Ägypten verlassen hatten, gelangten sie in die Wüste Sinai, wo Jehova Moses zu sich befahl und ihm auf dem Berg Sinai die zehn Gebote verkündete. Daneben gab er ihm eine Reihe Weisheiten, unter anderem: „Und den Fremdling sollst du nicht bedrängen und ihn nicht bedrücken, denn Fremdlinge seid ihr im Lande Ägypten gewesen."

Und: „Ägypten sollst du nicht verabscheuen, denn du bist ein Fremdling in diesem Lande gewesen."

Das Volk aber wurde ungeduldig, und während Moses mit Gott sprach, bereitete es mit Aarons Hilfe das Goldene Kalb vor, welches die Hebräer anbeteten. Erst Moses' Rückkehr und Zorn ernüchterte sie und brachte sie auf den rechten Weg zurück. Endlich am Jordan angelangt, war Moses 120 Jahre alt und bereitete sich zum Sterben vor. Er rief Josuah Ben Nun zu sich und übergab ihm die Führung der Hebräer.

Moses selbst verabschiedete sich von seinem Volk, stieg auf den Berg Nebo gegenüber Jericho und blieb zurück.

Moses verschwand so spurlos aus der Geschichte seines Volkes, daß schon manche Zweifel auftauchten, ob er wirklich gelebt habe. Im Talmud gibt es Beschreibungen seiner äußeren Erscheinung — er war weit größer und stärker als die anderen Hebräer —, die wiederum die Annahme nähren, Moses sei gar kein Hebräer gewesen, sondern ein Fremder, der sich des Schicksals dieses armen Volkes nur angenommen hatte.

Völlig unerklärlich bleibt jedenfalls, warum Moses, nach einem Leben voller Suchen und Wandern, als er endlich die Pforte seiner Sehnsucht erreichte, zurückblieb und sein Volk allein nach Kanaan ziehen ließ.

Josuah stand vor einer schweren Aufgabe: In dem Land, das den Hebräern verheißen war, lebten seit eh und je andere Völker. Sie waren nicht bereit, gutwillig ihr Land, ihre Äcker, ihre Städte und ihr Vieh den eindringenden Hebräern zur Verfügung zu stellen. So also mußte Josuah die Hebräer zum Kampfe führen und stellte sie am Jordan zum Angriff bereit.

In ihm klang die Stimme des Herrn: „Gehe hin und nimm das Land und besitze von der Wüste von Libanon bis zum großen Strome Phrat das ganze Land der Hethiter. Bis zum großen Meere gegen Sonnenuntergang soll eure Grenze sein."

Damit die Hebräer über den Jordan kommen konnten, trocknete der Fluß aus, und Josuah zog mit den Kriegern auf das andere Ufer. Erst dann fluteten die Wasser wieder.

Als dieses Wunder die benachbarten Könige vernahmen, sank ihr Mut. Im Sturm überrannten die Hebräer die Kanaaniter, Hethiter, Hewiter, Persiter, Girgasiter, Ammoniter und die Jebusiter.

Als Josuah zum Kampf antrat, führte er eine neue hebräische Generation. Während die Alten in den vierzig Jahren Wanderung starben, war eine neue, junge, harte Generation herangewachsen, der man diesen Eroberungskrieg schon zumuten konnte.

Jericho wurde gänzlich niedergebrannt und alles Gold und Silber ins Schatzhaus Jehovas gebracht. Die Stadt Ai wurde gestürmt, die ganze Bevölkerung erwürgt oder mit dem Schwert erschlagen. Nachdem alles Hab und Gut der Königsfamilie als Beute genommen war, brannten die Hebräer die Stadt nieder.

Die Ländereien der Besiegten wurden von den Hebräern in Besitz genommen. Sie bildeten den Grundstock für das künftige hebräische Reich.

Die Ammoniter waren ein Staatsvolk, das etwa zweitausend Jahre vor Christus in Palästina lebte, die Hethiter ein indogermanisches Volk, das auch etwa 2000 vor Christus in Kleinasien zwischen Syrien, Ägypten und Babylon sein Reich gegründet hatte.

Die grauenhaften Kämpfe und die Gnadenlosigkeit der Hebräer versetzten die umliegenden Völker und Königreiche vom großen Meer bis zum Libanon in Furcht und Schrecken. Sie schlossen sich zu einer Einheitsfront gegen Josuah zusammen.

Nur einige Städte, Gibeon, Kephira und andere, schickten Abgesandte zu Josuah und sprachen die Anerkennung Jehovas aus, um verschont zu bleiben. Mit ihrem Bekenntnis war es ihnen jedoch nicht sehr ernst; sie wollten nur die Hebräer überlisten. Dafür wurde ihnen Schutz versprochen, und so wurde der erste Pakt gegen die alliierten Könige geschlossen.

Später allerdings erfuhr Josuah, daß die Bekenntnisse falsch gewesen waren. Trotzdem stand er zu seinem Wort und ließ die Städte nicht niederbrennen. Doch machte er die ganze Bevölkerung zu Holzhauern und Wasserschöpfern. Schon lange vor Morgenthau wurde hier die Idee der wirtschaftlichen Ausschaltung des Gegners verwirklicht.

Gegen die Könige, die sich gegen ihn vereinigt hatten, nahm Josuah mit seinem Heer im Tale Ajjalon den Kampf auf. Die Sonne und der Mond blieben den ganzen Tag stehen, bis sich die Hebräer an ihren Feinden gerächt hatten. Die fünf besiegten Könige waren: der von Jerusalem, der von Hebron, der von Jarmuth, der von Lachis und der von Eglon. Alle fünf wurden hingerichtet und ihre Leichen einen Tag lang am Pranger aufgehängt.

So nahm Josuah Stadt um Stadt, und was von der einheimischen Bevölkerung nicht unter dem Schwert fiel, wurde verbrannt oder aus der Stadt vertrieben. Er rückte vor bis Gaza, wo ihn die Nachricht erreichte, daß sich neuerlich acht Könige in Hazar gegen die Hebräer vereinigt hatten.

Josuah kehrte nach Gilgal zurück, stürmte Hazar, besiegte die acht Könige, vernichtete die Stadt und verbrannte sie.

In diesem harten und erbarmungslosen Kampf ergaben sich nur die Hewiter aus Gibeon den Hebräern. Alle anderen ließen sich eher totschlagen und kämpften bis zum Schlusse für ihren Besitz und ihre Heimat. Daß es so geschah, ist nicht von ungefähr. In den

Schriften steht geschrieben: „Von Jehova war es, daß sie ihr Herz verhärteten zum Kriege mit Israel, damit sie vertilgt würden, ohne Gnade zu finden."

Endlich sprach Jehova zu Josuah: „Du bist alt und wohlbetagt, und vom Land ist noch viel in Besitz zu nehmen, das dem Volk versprochen wurde." Bis zu dieser Stunde hatte Josuah einunddreißig Könige und Völker mit seiner hebräischen Armee besiegt.

Josuah verteilte mittels Losen das bereits gewonnene und eroberte Gebiet an die israelitischen Stämme. Jerusalem fiel dem Stamme Juda zu. Dort war ein großer Teil der Bevölkerung am Leben geblieben und ging in dem Stamme Juda auf. Josuah starb im Alter von 110 Jahren, und nach ihm übernahm Juda die Führung der Israeliten, um weitere Ländereien zu erkämpfen.

Nun aber folgten Hungersnöte und, was ärger war, Machtkämpfe der hebräischen Stämme untereinander, so daß sie bald uneins wurden und sich selbst in blutigen Stammesfehden zerfleischten. Die Gefahr von seiten der Nachbarn, die diese Entwicklung frohlockend beobachteten, wurde immer drohender.

1100 Jahre vor Christus setzte der Hohepriester Samuel eine Vereinigung aller Hebräer durch, und sie wählten Saul zum ersten König der Juden. Jetzt war die Gefahr des Auseinanderfallens und der Assimilierung gebannt. Saul führte die Hebräer zu neuem Kampf gegen die benachbarten Philister, die besiegt wurden. Der Hauptfeind für Saul blieb aber das Volk der Amalekiter. Es waren Araber, südwestlich des Toten Meeres. Die Feindschaft hatte schon kurz nach dem Auszug der Hebräer aus Ägypten begonnen; sie währt bis zum heutigen Tag.

Samuel sprach zu Saul, so steht es im Buch 1, Kapitel 15: „Jehova hat mich gesandt, um dich zum König über sein Volk, über Israel, zu salben. So höre nun auf die Stimme Jehovas: So spricht Jehova, der Herrscher: Ich habe angesehen, was Amalek Israel getan, wie er sich ihm in den Weg gestellt hat, als es aus Ägypten auszog. Nun ziehet hin und schlaget Amalek und verbrennet alles, was er hat, und schonet seiner nicht. Und tötet vom Manne bis zum Weibe, vom

Kinde bis zum Säugling, vom Rinde bis zum Kleinvieh, vom Kamel bis zum Esel.“

In einer noch nie gekannten Stärke brachen die Israeliten auf, und Saul führte sie zum Kampf gegen die Amalekiter. Saul besiegte das arabische Volk der Amalekiter, doch er befolgte die Anweisungen Jehovas nur zur Hälfte. Er ließ die besiegten Amalekiter nicht zur Gänze vernichten, erlaubte seinen Kriegern, das Vieh als Beute wegzuführen, und nahm den gefangenen Amalekiterkönig Agag mit zurück nach Kanaan. Kaum hatte der Hohepriester Samuel davon erfahren, stellte er zornig den König zur Rede. Darauf nahm Samuel sein Schwert und zerstückelte den König Agag.

Nunmehr verlor Saul die Unterstützung des Hohepriesters, der eine Änderung des Thrones anstrebte.

Sehr bald stellten sich die Philister zu neuen Kämpfen, und ein riesiger Krieger, Goliath, forderte die israelitischen Krieger zum Zweikampf vor der Front auf. Dem Sieger sollte alles gehören und in diesem Zweikampf die Entscheidung über Sieg oder Niederlage der beiden Völker fallen. Vierzig Tage lang forderte Goliath die Israeliten höhnisch heraus, doch kein Hebräer wagte den Kampf. Die Zeiten Josuahs waren vorbei.

Da meldete sich ein junger Hirte namens David, der seinen wehrfähigen Brüdern Proviant brachte und der die Herausforderung Goliaths ebenfalls vernommen hatte, gegen den Willen König Sauls und der Israeliten und nahm den Kampf an. Nur mit seiner Steinschleuder bewaffnet, besiegte er Goliath und wurde so zum gefeierten Helden seines Volkes.

Der Hohepriester Samuel schlug den Hirten David zum zukünftigen König vor und bildete ihn aus. Saul aber trachtete David nach dem Leben, so daß dieser mit seinen Anhängern zu den Philistern entfliehen mußte. Die Philister erhoben sich wieder gegen Saul und trieben ihn so in die Enge, daß er sich das Leben nahm, indem er sich in sein Schwert stürzte.

David aber, „Geliebter“ nach dem Althebräischen, wurde zum König gesalbt. Er führte mehrere Kämpfe gegen die Nachbarvölker,

vergrößerte den Israelstaat und vermehrte die hebräische Einheit.

Sein Auge fiel mit Wohlgefallen auf die bereits verheiratete Bathseba. Um ihren Mann, den Feldherrn Uria, aus dem Weg zu räumen, sandte er ihn mit einer schriftlichen Botschaft an eine Kampffront mit dem Befehl, sich dort bei dem Führer zu melden. Ahnungslos übergab Uria das Schreiben, in dem stand, daß der Überbringer an der gefährlichsten Stelle so einzusetzen sei, daß er fallen sollte. So geschah es auch. Nun nahm David Bathseba zum Weibe, die ihm schließlich Salomon gebar.

Am Ende alt und krank geworden, ließ sich David auf Anraten seiner Weisen eine junge und schöne Sumanitin bringen, um an ihrer Liebe wieder zu genesen. Dieses Beispiel wirkte auf seine Kinder nicht gut. Sein Sohn Amon vergewaltigte seine eigene Schwester Damar und wurde später von seinem Bruder Absalom ermordet. Absalom, der dritte Sohn Davids, ließ sich zum König ausrufen und vertrieb seinen alten Vater David aus Jerusalem.

Dieser wehrte sich, und es kam zu Kämpfen zwischen den Anhängern des Vaters und des Sohnes, und als Absalom fliehen wollte, verfing er sich mit seinen langen Haaren in den Ästen eines Baumes. So erreichten ihn die Verfolger und erschlugen ihn.

In diesem Kampf von Israeliten gegen Israeliten floß das Blut in Strömen. Trotzdem ließ sich auch Adonja, der ältere Sohn, anschließend zum König ausrufen, obgleich David noch immer lebte.

Die Auseinandersetzungen unter den Söhnen kamen daher, daß infolge der herrschenden Vielweiberei die Söhne Davids verschiedene Mütter hatten. In dieser Not begab sich Bathseba zu David und bat ihn offiziell, ihren Sohn Salomon zu seinem Nachfolger zu ernennen. David erfüllte ihren Wunsch.

Adonja fügte sich scheinbar der Herrschaft seines jüngeren Bruders Salomon und bat sich nur von Bathseba aus, daß Salomon ihm die junge Sumanitin geben solle, die den Vater betreut hatte. Darüber war Salomon so entrüstet, daß er seinen Bruder Adonja hinrichten ließ.

Dieses Kapitel der biblischen Geschichte ist so furchtbar und so

grausam, daß es von den Melameds in den Talmudschulen immer schnell überlesen wird, damit die Kinder nicht neugierige Fragen stellen. Auch heute noch, fast 3000 Jahre danach, ist David noch immer das Symbol. Die neue sozialistische Jugend Israels singt begeistert ein Lied, das den Refrain hat: „David, König Israels."

So bestieg Salomon, was soviel wie „Der Friedliche" heißt, 960 Jahre vor Christus den israelitischen Königsthron. Salomon sicherte den Staat gegen äußere Angriffe, vor allem durch seine Eheschließung mit der Tochter des Pharao, und öffnete das bisher hermetisch abgeschlossene Land fremden Einflüssen.

Später lernte er die Königin der Sabäer kennen und lieben und versprach ihr die Heirat. Da die Ägypter damit kaum einverstanden gewesen wären, widerrief er sein Eheversprechen, obgleich die Königin von ihm bereits ein Kind unter dem Herzen trug. Salomon ragte besonders durch seine prunkvollen Tempelbauten über seine Nachbarn hinaus. Er konnte diese Bauten natürlich nur mittels erdrückender Steuerlasten durchführen, und noch zu seinen Lebzeiten wuchs die Unzufriedenheit unter den Israeliten immer mehr. Kaum hatte er seine Augen geschlossen, brach das Land auseinander, und mit König Davids großer Einigung war es vorbei. Jerobeam, Salomons Zögling, wurde mit Hilfe der Ägypter 926 vor Christus König von Israel, Salomons Sohn, Rehabeam, jedoch König von Judäa, mit Jerusalem als Hauptstadt.

Diese Teilung des Reiches König Davids hält sogar heute nach 2000 Jahren noch an. Doch nicht zwischen Israeli und Juden, sondern zwischen Ismaeliten und Israeli. Israel, der nördliche Teil des Reiches mit zehn Stämmen, steht dem Südreich Juda, mit Jerusalem als Hauptstadt, gegenüber.

Ich saß im Sand und ließ die kleinen Körner durch die Finger rinnen. Die Geschichte meines Volkes ist hart und schwer — wie das Leben. Letzten Endes ist sie die Geschichte der Menschheit.

War es nicht ein kühnes Unterfangen, von neuem nach 2000 Jahren dort zu beginnen, wo man schon einmal so entsetzlich Schiffbruch erlitten hatte?

Draußen auf dem Meer funkelten Lichter auf: Fischerboote, die hinausfuhren zum nächtlichen Fang. Langsam erhob ich mich und schlenderte vom Ende Hajarkons an dem alten verfallenen arabischen Friedhof entlang auf das Zentrum Mograby zu. An einer Ecke der Straße blieb ich stehen. Die ganze Stadt Tel Aviv war immer noch am Bauen, alles, was ich sah, war halb. Wie alle anderen großen Städte hat auch Tel Aviv eine Alt- und eine Neustadt. Der neue Teil führt von der Allenby-Straße über den Mograby-Platz bis zum Zaffon hinab. In entgegengesetzter Richtung der Allenby-Straße steht die Altstadt. Ich hatte eifrig die Prospekte gelesen und wußte, daß bei meiner Ankunft die Stadt etwa 22 000 Häuser aufwies, wovon allerdings ein Drittel Holzbaracken waren. Nicht weit von der Litwinski-Straße verirrte ich mich und stand plötzlich in einem Gäßchen, das nach dem berühmten jüdischen Literaten I. L. Peretz benannt war. Mühsam versuchte ich, auf Hebräisch den erstbesten Straßenpassanten, einen älteren Mann, zu fragen und mich nach der Richtung zu erkundigen. Der Mann stutzte und lachte schließlich. „Mit mir können Sie schon jiddisch reden“, sagte er freundlich, „oder auch deutsch, wenn Sie wollen. Wir babbeln alle nicht hebräisch.“ Er erteilte mir genaue Auskunft. „Sie sind wohl noch nicht lange hier?“

Ich schüttelte den Kopf. „Der erste Tag“, gab ich wahrheitsgemäß zur Antwort.

Der Fremde lachte. „Du meine Güte“, sagte er, „da steht Ihnen noch viel bevor.“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Doch der alte Mann wartete gar nicht darauf. „Tag für Tag kommen neue Massen

aus aller Welt daher, voll von Illusionen, angelockt von tausend Versprechungen, und das Ende sind die Lager. Wer Pech hat, kommt ins Olim-Lager von Ejn-Schemer. Dann ist er verpflegt."

„Ich mußte in kein Lager", murmelte ich, „ich habe Verwandte hier."

„Da haben Sie Glück gehabt. Wissen Sie, wie wir Beth-Olim nennen?"

„Ja, Beth heißt Haus und Olim Einwanderer, also Einwandererhaus."

Der Alte schmunzelte. „Richtig, Sie haben ja schon allerhand gelernt in der kurzen Zeit. Nun, wenn man einen Buchstaben verändert, dann kommt das Ganze besser hin. Wir nennen's längst ‚Beth Olom'."

Ich starrte ihn an. Olom heißt Friedhof. Friedhofslager?

„Lassen Sie sich nicht unterkriegen", ermunterte mich der alte Mann. „Hätte man weniger versprochen und vor allem weniger Leute hergelockt und hereingepumpt, dann wären die Zustände besser."

„Und was machen Sie hier?" erkundigte ich mich interessiert.

„Kennen Sie nicht den Witz von Hutzke?" fragte der Alte.

Ich schüttelte den Kopf.

„Nun, da will ich ihn noch erzählen, ich muß nämlich gehen, wir haben heute abend unsere Bridgepartie. Das gibt es hier sonst auch nicht. Sehen Sie, der Hutzke wurde gefragt, wie seine Geschäfte gehen, und er antwortete: ‚Gepriesen sei der Ewige, ich mache ein kleines Vermögen.'

‚Soso', sagte der andere, ‚wie bringst du das fertig? Kannst du es mir nicht verraten?'

‚Gern', entgegnete Hutzke, ‚ich kam nach Israel mit einem großen Vermögen, und nun mache ich daraus sukzessiv ein kleines Vermögen.' Sehen Sie, genauso geht es mir. Aber viel habe ich nicht mehr zum Anbringen; dann bin ich pleite."

Der alte Herr gab mir noch rasch seine Adresse und nannte seinen Namen. Er hieß Baum. „Wenn Sie einmal Zeit haben", verabschie-

dete er sich, „kommen Sie mal vorbei. Ich will Ihnen gerne raten.“ Betroffen wanderte ich nach Hause.

Bereits am nächsten Morgen hielt ich Umschau nach Verdienstmöglichkeiten. Ich hatte schon eine feste Vorstellung. Während meiner Zeit als Fellaufkäufer in Bayern hatte ich Kenntnisse und Erfahrungen in der Lederbranche sammeln können, und die Nachfrage nach Leder war hier geradezu brennend. In meinem Beruf unterzukommen, darauf bestand überhaupt keine Aussicht.

Die Einrichtung einer Gerberei schien mir noch am meisten erfolgversprechend. Ich ging vorerst einmal auf Suche nach geeigneten Arbeitsräumen. Was ich nun im Verlaufe dieser Streifzüge zu sehen bekam, war alles andere als erfreulich. Auf dem Wege von Haifa nach der Siedlung Motzkin gewahrte ich ein großes Zollmagazin. Im Freien standen oder lagen Koffer und Kisten in Sand und Regen, damals wohl Waren im Umfange von zehn Eisenbahnwaggons.

Wertvollstes Gut verrottete. Fassungslos erkundigte ich mich nach den Ursachen. Zum Teil hatten die Einwanderer, die ja von den Sochnuth-Stellen in keiner Weise beraten wurden, Waren und Maschinen angekauft und mitgenommen, die hier nicht verwendet werden konnten. Die meisten aber hatten einfach das Geld nicht, um den Zoll für die eingeführten Werte zu bezahlen.

Dabei stiegen die zu entrichtenden Beträge von Tag zu Tag, denn für die Einlagerung mußte natürlich ebenfalls bezahlt werden. Textilien und Lederwaren hatte die israelische Regierung zu niedrigsten Preisen beschlagnahmt und erworben. Dagegen gab es keinen Einspruch. Was für Weltgeschrei wäre erhoben worden, wenn ähnliches zum Beispiel in Bayern geschehen wäre?

Alteingesessene Kaufleute umkreisten dieses Magazin wie die Geier. Wertvolle Maschinen und Waren wurden von ihnen zu niedrigsten Preisen angekauft. Wer nicht verkaufte, erhielt gar nichts.

Manche mußten überhaupt alles verfallen lassen, da sie mit dem Verkauf zu lange gezögert hatten und die Lagerungskosten nun alles auffraßen. Jeden Tag gingen so noch dazu riesige Sachwerte zugrunde. Erstmals vor diesem Zollmagazin lernte ich die Stim-

mung, die zwischen dem Großteil der Alteingesessenen und den Neueinwanderern herrschte, kennen. Von der Brüderlichkeit, wie sie uns die zionistische Propaganda geschildert hatte, konnte man hier nichts bemerken.

„Ich kann einfach nicht zu diesem Preis verkaufen", jammerte ein Einwanderer aus Polen, der sich längere Zeit in Westdeutschland aufgehalten hatte. „Ich habe mein ganzes Kapital investiert und habe mir gedacht, am besten ist es, Sachwerte mitzubringen."

Sein Handelspartner, ein hochgewachsener Kaufmann aus Tel Aviv, verzog keine Miene: „Uns wurde doch erzählt, daß ihr nackt und hungernd aus den KZ kamt. Und jetzt redet ihr nur von eurem Kapital. Woher habt ihr denn eure Waren und euer Hab und Gut?"

Ein anderer, der neben ihm stand, fiel ein: „Wir kamen ins Land ohne alles, wir haben Israel für euch erkämpft, und ihr wollt nun Ansprüche stellen?"

Der polnische Jude, ein älterer Mensch, sagte resigniert: „Nehmt hin, mir ist alles recht, denn mir bleibt nichts anderes übrig. So rechtlos war ich höchstens im KZ, sonst aber nirgendwo auf der Welt." Die umstehenden Israeli lachten.

Mit schwerem Herzen ging ich weiter. Überall, wohin ich kam, traf ich Arbeitslose, die verzweifelt Arbeit suchten. In Jaffa redete mich ein Russe an, den ich bereits im Lager Neu-Freimann getroffen hatte. Sein Fall war schon nicht mehr tragisch; er war grotesk. Der Mann war in der sowjetischen Armee Hauptmann gewesen und in die russisch besetzte Zone Mitteldeutschlands abkommandiert worden. Dort traf er zu seinem Unglück einen zionistischen Propagandisten, der ihm von dem Leben in Israel vorschwärmte. Der Hauptmann erinnerte sich seiner jüdischen Abstammung und folgte dem Anwerber mit seiner Frau und seinen zwei kleinen Kindern in die amerikanische Zone. Die Familie wurde in München mitten auf der Straße stehengelassen. Der Russe sprach nur wenig Jiddisch und fand sich nur schwer zurecht. Nachdem er ins Lager Neu-Freimann eingewiesen war, trösteten wir ihn so gut wir konnten. Er hatte mir bereits damals erzählt, wie sehr er seinen voreiligen Schritt bereute.

Da es für ihn — er war ja desertiert — kein Zurück gab, meldete er sich trotzdem zur Auswanderung. Ich hätte ihn nicht wiedererkannt. Er war um Jahre gealtert.

„Ach, Josef", sagte er, „nun bist du auch gekommen? Ich bin schon ein Jahr hier. Was habe ich alles unternommen, um Arbeit zu finden! Es ist aussichtslos. Überall brauchst du Protektion, zu allem, selbst für einen Hilfsarbeiterposten."

„Wie geht es deiner Frau?" fragte ich.

Der Russe zuckte mit den Schultern. „Sie weint ununterbrochen, denn die Kinder haben nie satt zu essen. Schon zweimal wollte sie mit den Kindern zum sowjetischen Konsul und um Rückreiseerlaubnis bitten."

Ich war genauso niedergeschlagen wie er. Nun weilte ich erst wenige Tage hier, aber was ich sah, bedrückte mich schwer. „Was treibst du denn? Irgend etwas mußt du ja tun?"

Der ehemalige Hauptmann der Sowjetarmee lachte. „Ich arbeite bei einer christlich-orthodoxen Mission ein paar Stunden als Hausdiener; so verhungern wir wenigstens nicht."

Ich schwieg. Es war alles so niederdrückend.

„Was willst du?" schloß der Russe unser Gespräch. „Man muß alles nehmen, wie es ist. Gestern hat mir ein Beamter den neuesten Witz erzählt. Eine Stelle als Buchhalter war zu vergeben. Ein Beamter übernahm es, die zahlreichen Bewerber zu prüfen. Er fragte: ‚Wieviel ist zwei mal zwei?'

Ein deutscher Jude nahm den Bleistift und antwortete: ‚Vier.'

‚Ist gut', lobte der Beamte, ‚lasse deine Adresse da, du wirst hören!'

Der nächste war ein polnischer Einwanderer. Der hatte den deutschen vorsichtshalber gefragt, was geprüft würde. Da der deutsche vier geantwortet hatte, sagte er drei!

Der übernächste war ein rumänischer Einwanderer, der sich informiert hatte. Er probierte es mit fünf!

Dann kam ein Galizier, und als er gefragt wurde, lächelte er schlau: ‚Wieviel du willst, Herr, wird zwei mal zwei werden!'

Auch er bekam, wie alle anderen, Bescheid zu warten.

Schließlich trat ein Selbstbewußter vor den Beamten. Er entgegnete kurz: ‚Ich bin Mitglied der Mapai!'

Vorwurfsvoll sagte der Beamte: ‚Warum hast du überhaupt gewartet? Warum hast du das nicht gleich gesagt? Komm morgen und fange an!'"

„Na und?" fragte ich verwundert, denn noch waren mir die Verhältnisse nicht geläufig.

Der Russe hob die Schultern. „Ich bin nicht bei der Mapai!"

Wir reichten uns die Hand und schieden lachend. Doch es war kein fröhliches Lachen.

Vor dem Arbeitsamt standen kilometerlang in Schlange die Arbeitsuchenden. Arbeitslosenunterstützung gab es nicht. Nur die in den Lagern hausten, bekamen Essen. Wer nicht drinnen war, der mußte verhungern.

„Da schaust du", redete mich ein jüngerer Mann an, und mit einemmal erkannte ich ihn. Er war ein ausgezeichneter Fußballspieler und hatte mit seiner Frau und seinen drei Kindern auch im Lager Freimann einige Zeit gelebt. „Ist ganz umsonst, daß die da anstehen. Arbeit gibt es nicht. Was treibst du übrigens?"

Ich erzählte ihm von meinen Bemühungen.

Der Fußballer nickte. „Ich wünsch' dir viel Glück. So hoch gehen meine Pläne gar nicht mehr. Ich bin einige Zeit im Lager gewesen, dort geht es zu wie im Getto. Unzufriedenheit, Hunger und die Aussichtslosigkeit schaffen immer neue Reibereien. Nun, du weißt ja, daß ich spiele. Das war mein Glück. Das runde Leder hat uns gerettet. Nun bin ich Arbeiter bei der Müllabfuhr, weil man mich eben braucht in der Fußballmannschaft. Das war ein großes Glück. Denn ich habe keine Protektion." Er senkte die Stimme zum Flüstern: „Dabei gibt es unter den Alten genug Doppelverdiener. Komisch, was?" Er lachte ironisch und schlenderte weiter.

Schon nach kurzer Zeit konnte ich bemerken, daß eine förmliche Rückwanderungswelle aus Israel einsetzte. Die enttäuschten Einwanderer belagerten in hellen Scharen die verschiedenen Konsulate:

das rumänische, polnische, das französische und sogar das sowjetische. Am ärgsten trieben es die Marokkaner. Am entgegenkommendsten zeigten sich die Franzosen, die viele ihrer ausgewanderten Juden wieder zurückließen. Natürlich hatte die Bundesrepublik, genau wie heute, keine konsularische Vertretung. Die britische Botschaft in Haifa nimmt die Geschäfte wahr. Trotzdem fuhren auch viele nach Deutschland zurück. Doch nicht allen gelang es.

„Ich Trottel!" wandte sich ein wildfremder Mann an mich, der mich jiddisch sprechen hörte. „Was ist mir in Berlin abgegangen? Warum mußte ich Narr hier herunterkommen? Eigentlich geschieht es mir ganz recht. Dabei bin ich mit der ganzen Familie hergekommen. Ich kann gar nicht mehr zurück. Vorgestern sagte ein Taxichauffeur zu meinem alten Vater, der wieder Schläfenlocken trägt: ‚Uns wurde doch gesagt, daß alle Juden vergast wurden. Wo kommt ihr nur alle her? Oder hat man uns am Ende diese Arbeit überlassen?' Generationen hindurch hat man uns eingeprägt, wir Juden wären Kinder des Mitleides. Denen hier, obgleich sie Blut von unserem Blut sind, ist all unser Erlebnis vollkommen egal."

Wir sprachen eine Weile miteinander, aber keiner konnte dem anderen helfen.

Natürlich wurde die Rückwanderung von der Regierung sehr erschwert. Man wollte keine Juden mehr aus Israel hinauslassen. In der Propaganda wurde die Rückwanderung überhaupt totgeschwiegen. So viel ich mich auch die ganze Zeit bemühte, glückte es mir nicht, irgendwelche echten Unterlagen darüber zu bekommen.

Obgleich ich das alles mit sehr wachen Augen sah, war ich bestrebt, mich von den Dingen nicht allzustark beeinflussen zu lassen. Wir waren nun einmal hier, die Familienzusammenführung war angelaufen und versprach, ein Erfolg zu werden. Sie wurde es auch. Allerdings war dies das positivste meiner Erlebnisse in Israel.

Nach einiger Zeit mußte ich erkennen, daß man tatsächlich nur mit Protektion etwas erreichen konnte. Durch Bekanntschaften, die ich nun allmählich auch unter den alteingesessenen Israeli geschlossen hatte, fand ich eine Familie mit mehreren Söhnen.

Einer von ihnen war bei den Briten und später bei der Hagana Soldat gewesen und hatte sich dadurch gewisse Vorrechte erworben. Wir gründeten zusammen eine Firma und machten schließlich am Ufer des Oberen Jaffa ein altes und vernachlässigtes Gebäude aus, in dem vor ihrer Vertreibung eine arabische Firma eine Gerberei betrieben hatte.

Wir mußten uns zuerst mit der „Apotropus", der Vermögensverwaltung für beschlagnahmtes arabisches Eigentum, in Verbindung setzen, da man nur dort das Objekt mieten konnte. Die „Apotropus" verwaltet ein riesiges Vermögen. Sie zog, vornehmlich aus Neueinwanderern, für Miete verlassener arabischer Häuser oft das Doppelte und Dreifache dessen heraus, was Privatbesitzer von ihren Mietern in der Regel verlangen. Dasselbe geschieht auch mit den Wirtschaftsobjekten, Fabrikräumen. Dazu kommt noch, daß die Neueinwanderer eine besondere Neugründungssteuer leisten müssen.

Sehr bald erkannten wir jedoch, daß die Hauptzufahrtsstraße vom Ufer zu dem Gebäude durch die israelische Marine gesperrt und besetzt war. Mir kamen Bedenken, doch der Hauptmann dieser Abteilung versprach mir liebenswürdig, ab und zu Durchfahrten zu erlauben, und meinte, daß in Kürze ohnedies dieser Weg gänzlich freigemacht und die Sperre aufgehoben würde.

So mieteten wir und zogen ein. Die Installation und die Reparaturen, die notwendig waren, weil sich das Gebäude in einem sehr schlechten Zustand befand, verschlangen beinahe unser ganzes Kapital. Dazu kam, daß keine israelische Versicherungsgesellschaft eine Versicherung unseres Betriebes übernehmen wollte. Alle behaupteten, da das Objekt etwas abseits läge, wäre die Gefahr eines Einbruches zu groß, so daß die Versicherungen das Risiko nicht übernehmen könnten.

Zu jener Zeit waren die Sicherheitsverhältnisse in Tel Aviv und Umgebung sehr schlecht. Uns blieb deshalb nichts anderes übrig, als uns selbst zu sichern und turnusmäßig im Betrieb zu übernachten, um unser Eigentum vor fremdem Zugriff zu schützen.

Wir erhielten sehr schnell Lohnarbeit und schlossen mit einer Gruppe israelischer Kaufleute einen Vertrag ab, welche die Erlaubnis hatten, Felle aus der Türkei zu importieren, wenn sie nachzuweisen in der Lage waren, daß diese Felle auch zu Leder verarbeitet würden. Durch unseren Betrieb waren sie es, und der Import rollte an. Natürlich mußte das fertiggestellte Leder der Wirtschaftsabteilung der Regierung zu einem festen Preis geliefert werden. Die nächsten Wochen und Monate waren mit einer intensiven Arbeit angefüllt. Ich hatte keine Zeit, mich um all das zu kümmern, was mich begreiflicherweise sehr interessiert hätte.

Daher fiel ich aus allen Wolken, als ich nach mehreren Monaten als Leiter unserer Gerberei zur „Apotropus“ gerufen wurde, wo man mir lakonisch mitteilte, daß der Preis unserer Miete sich verdoppelt habe.

Ich hielt dem Beamten sofort vor, daß wir doch unseren Mietvertrag mit der „Apotropus“ für mehrere Jahre schriftlich abgeschlossen hätten. Allein alles half nichts. Man sagte mir, daß man sich eben bei der ursprünglichen Bemessung geirrt habe und darum der Vertrag wertlos wäre.

Ich war sprachlos. So etwas hatte ich selbst in Polen oder Rumänien nie erlebt.

Doch nicht genug damit. Es verging wieder einige Zeit, dann erschien im Betrieb ein israelischer Polizist und beanstandete, daß wir die Felle und Häute durch die bewohnten engen Gassen tragen ließen. Selbstverständlich stanken diese Felle und Häute wie in jeder Gerberei. Ich erklärte dem Polizeibeamten, daß wir, da die Hauptzufahrtsstraße noch immer gesperrt war, keinen anderen Weg hätten, um die Ware in unsere Werkstätten zu bekommen.

Der Polizist hörte gar nicht hin. Er beanstandete außerdem, daß unser Schmutzwasser — solches entsteht bei jedem Gerbvorgang automatisch — ins Meer floß.

Ich versuchte dem Polizisten auseinanderzusetzen, daß wir dann

nur unseren Betrieb augenblicklich einstellen könnten. Das war aber unmöglich, da wir ja vertraglich an Lederlieferungen gebunden waren. Da wir weder die Felle durch die Luft schleudern noch das Schmutzwasser austrinken konnten, mußten diese Übelstände weiterlaufen wie bisher. Der Polizist ging wieder, und nach einiger Zeit wurde ich vor das Distriktsgericht nach Jaffa geladen. In den Gängen des Gerichtes drängten sich viele Menschen. Hauptsächlich waren es Frauen und Männer, die aufgeregt untereinander bulgarisch und rumänisch sprachen. Sie waren angeklagt, weil sie auf dem Markt Frischgemüse verkauft hatten, das sehr knapp war, ohne dafür ein Rischajon, eine behördliche Erlaubnis, gehabt zu haben. Einer der Männer war auch ein Gerber, der ähnliche Schwierigkeiten hatte wie ich.

Jeder der Vorgeladenen wurde vom Richter bestraft. Und zwar mit zwei Pfund, einem für die Verhältnisse jener Zeit sehr hohen Betrag. Die Frauen weinten und klagten.

Schließlich wurde das dem Richter zu dumm, und er schrie den Polizisten, der immer mehr Leute heranbrachte, an: „Warum bringst du mir sie alle?"

Der Polizist entgegnete seelenruhig: „Ich habe den Befehl dazu."

Der Richter blickte einen Moment zur Seite, und dann verurteilte er weiter.

Endlich war auch ich daran. Ich zeigte dem Richter unsere Verträge und erklärte ihm die Lage. Der Richter war sehr freundlich zu mir, aber er sagte: „Ich kann nichts dafür, die Polizei hat Sie angezeigt, folglich muß ich Sie bestrafen. Sie zahlen zwei Pfund, und damit ist der Fall erledigt."

„Herr Richter", antwortete ich, „es geht hier nicht um die zwei Pfund. Wegen denen werde ich nicht reicher als Rothschild und nicht ärmer als ich bin. Ich kann doch mit bestem Willen an diesen Dingen nichts ändern. Und wir müssen genauso weiterverfahren, wenn wir weiterproduzieren sollen. Und das sollen wir doch!"

Der Richter ging auf meine Vorstellungen gar nicht ein: „Dann werden Sie eben monatlich hergeholt werden und jeden Monat zwei

Pfund bezahlen", sagte er gelangweilt und wandte sich dem nächsten Angeklagten zu.

Ich blieb noch eine Weile im Gericht, und es fiel mir auf, daß von den Firmen nur solche angezeigt wurden, die in privater Hand lagen. In unserer nächsten Nähe befand sich eine Gerbereikooperative, die unter genau gleichen Umständen arbeitete wie wir. Allein diese Kooperative wurde nie beanstandet. Ob ich wollte oder nicht, plötzlich erinnerte ich mich an die Taktik, welche die Sowjets bei der Besetzung von Czernowitz praktiziert hatten. Auch hier hatte man zuerst die privaten Unternehmer gedrosselt und schließlich abgewürgt.

Kurze Zeit später kam der nächste Schlag wie ein Blitz aus heiterem Himmel: Der Zoll für die aus der Türkei importierten Felle wurde erhöht. Und als wir die nächste Sendung für die Wirtschaftsabteilung der Regierung fertigstellten, bezahlte man uns nicht mehr den für die fertigen Lederwaren abgeschlossenen Preis. Sogar der Preis für Privatverkauf wurde nicht mehr eingehalten.

Weder wir als Gerberei noch die Importeure konnten dagegen etwas unternehmen. Die Abmachungen waren mit den höchsten Beamten mündlich getroffen worden. Doch selbst wenn wir es schriftlich gehabt hätten, würde das nichts geholfen haben, da ja auch die „Apotropus" unseren schriftlich abgeschlossenen Mietvertrag ganz willkürlich annulliert hatte. Ein gutmeinender Bekannter, der die Situation miterlebte, sagte mir damals: „Du wirst aus diesen Zaroth [Ärger] nicht loskommen. Du mußt in einer Kooperative aufgehen oder eine Kooperative gründen. Die wollen doch nur die Privatfirmen abwürgen."

Das hätte aber geheißen, den geringen Rest an Eigentum, den wir noch hatten, zur Gänze verschenken.

Dazu verspürte ich nicht die mindeste Lust. In der Erkenntnis, daß wir so nicht weitermachen konnten, einigten wir uns auf Auflösung des kleinen, so aussichtsreich begonnenen Unternehmens.

Ich stand wieder vor der schweren Aufgabe, mir eine neue Existenzbasis zu suchen. Diesen Bemühungen verdanke ich, daß ich in

der darauffolgenden Zeit nahezu ganz Israel bereiste. Zuerst fiel mir die Adresse des alten Berliner Juden Baum ein, den ich am ersten Abend getroffen hatte. Er war Beamter bei der Regierung und lebte auch in Zaffon. Als ich ihn aufsuchen wollte, traf ich ihn auf der Straße unweit seiner Wohnung, und wir spazierten die König-Salomon-Straße hinunter. Ich klagte ihm mein Leid, und er schüttelte bekümmert den Kopf. Wir hatten im Eifer des Gespräches nicht bemerkt, daß sich uns eine Schar Kinder nachgeschlichen hatte, die uns nun johlend und lachend umringten und spottend im Chore riefen:

„Sakan, Sakan!"

Das heißt hebräisch Bart. Denn sowohl Baum als ich trugen einen Bart. An den Fenstern saßen Erwachsene, sahen dem Schauspiel zu und schmunzelten.

Plötzlich erinnerte ich mich an eine Szene, ein paar Jahre zuvor. In einem ukrainischen Bauerndorf umtanzten kleine Bauernkinder einen alten Juden mit Bart und Schläfenlocken, warfen Steine nach ihm und schrien: „Jude, Jude!"

Der orthodoxe Pfarrer aber saß auf der Holzbank vor seiner Tür und lächelte . . .

„Sie meinen's nicht so schlimm", versuchte mich Baum zu beruhigen, „sie verstehen es einfach nicht besser." Ich schwieg.

„Natürlich muß man in der Propaganda dick auftragen", fuhr Baum fort, der genau spürte, was ich dachte. „Sonst käme ja niemand. Man muß freilich etwas Geduld haben. Sie werden sehen, es wird alles besser."

Was sollte ich dem alten Mann sagen? Man hatte ihn in Berlin 1934 als Staatsbeamten festgenommen, und nach sechsmonatiger KZ-Haft war er unter jenen Glücklichen gewesen, die mit einem britischen Zertifikat auswandern durften.

„Was soll ich nun tun?" fragte ich ihn. „Um in eine Kooperative aufgenommen zu werden, muß man nicht nur eine bestimmte Aktienzahl aufkaufen; man darf auch nicht älter als 35 Jahre sein. Ich bin jedoch älter."

Baum wiegte nervös den Kopf hin und her. Plötzlich schrie er eines der Kinder an, das ihm zu nahe gekommen war. Erschreckt zogen sich die Rangen zurück. „Und in einem Kibbuz kann ich gleichfalls nicht aufgenommen werden, auch weil ich eben älter als 35 Jahre bin."

„Es ist eine schlechte Zeit für uns Alte", erwiderte Baum verlegen, „man weiß wirklich nicht, was man sagen soll."

„Doch", entgegnete ich, „ich wüßte schon, nur würde man das nicht gerne hören." Wir verabschiedeten uns freundlich, aber ich hatte deutlich das Gefühl, daß Baum über mein Gehen froh war.

Soziales Elend ohne Beispiel

Die sozialen Verhältnisse waren in Israel zu jener Zeit schlechter als in irgendeinem europäischen Lande. Fast alle Einwanderer waren aus Ländern gekommen, in denen die Verhältnisse weit besser waren als in Israel. Selbst die aus Afrika und dem übrigen Asien kommenden Juden behaupteten, daß sie in ihren Heimatländern niemals soviel Elend hätten leiden müssen wie jetzt in Israel. Die Regierung erwies sich als unfähig, die Dinge zu meistern.

Meine Verwandten, soweit sie hinter dem Eisernen Vorhang kein erträgliches Auskommen hatten, kamen nun nach Israel. Meinen älteren Bruder Isaak, der in Suceava als Kürschner eine Existenz hatte, warnte ich, als ich das Durcheinander feststellen mußte. Er war mir bis zu seinem Tode dafür dankbar.

Einer meiner Freunde war jedoch nicht so klug wie mein Bruder gewesen, sich vorher zu erkundigen, und kam begeistert im Wege der Familienzusammenführung an. In wenigen Wochen war die Begeisterung verflogen.

In Braila hatte er als Kantor ein bescheidenes, aber gesichertes Dasein geführt. „Hier stehen wir heute vor dem Nichts", klagte seine Frau verzweifelt.

In der ersten Woche des Monats Mai 1950 belagerten achtzig Arbeitslose, die schon längere Zeit im Lande waren, in Petach-Tikva

gemeinsam mit den Beamten des Arbeitsamtes das Einwanderungslager der Jemen-Juden, verbarrikadierten alle Ein- und Ausgänge, so daß niemand das Lager verlassen konnte. Damit wollten die arbeitslosen Israeli verhindern, daß die Neueinwanderer in der Stadt arbeiten konnten. Da die Neueinwanderer meist den Gewerkschaften nicht angehören können, bieten sie sich zu viel niedrigerem Entgelt als die organisierten Arbeiter an. Es entwickelten sich richtige Sozialkämpfe in ganz Israel.

Besonderes Elend herrschte im Einwanderungslager Pardes Chana, in dem es schließlich zu einem Aufruhr kam. Die Tel-Aviver „Jedioth Chadaschoth" meldeten darüber am 23. August 1950 wie folgt: „Im Olim-Lager Pardes Chana entstand vorgestern ein Aufruhr, als ein irakischer Einwanderer erfuhr, daß weder für ihn noch für seine Frau noch für seine neun Kinder Wohnmöglichkeiten vorhanden wären. Der Neueinwanderer erlitt einen Herzschlag und starb auf der Stelle. Vor dem Verwaltungsbüro des Lagers, in dem die Registrierungen für Arbeiten und Wohnungen vorgenommen werden, hatten sich vorgestern früh lange Schlangen gebildet. Der erwähnte Iraker drängte sich unter den Protestrufen der in der Schlange Stehenden nach vorn. Die Wächter versuchten ihn zurückzuhalten, als er sich seinen Weg in die Büroräume erzwingen wollte. Als er trotzdem weiterstürmte und in das Bürozimmer eingedrungen war, wurde ihm mitgeteilt, daß keine Wohnräume vorhanden wären. Der Betreffende wurde daraufhin sehr erregt, versuchte auf einen der Beamten mit einem Stuhl loszugehen und mußte von den Wächtern hinausbefördert werden. Draußen erlitt er einen Zusammenbruch, dem er nach wenigen Sekunden erlag. Nachdem der Tod dieses Neueinwanderers bekannt geworden war, veranstalteten andere Olim einen Aufruhr und versuchten die Büros zu stürmen, wobei Türen und Fenster eingebrochen wurden. Aus Chederah und Karkur herbeigeeilte Polizei stellte die Ordnung wieder her und verhaftete vier Personen. Die Leiche des irakischen Neueinwanderers wurde zur Obduktion ins Regierungskrankenhaus überführt. Die Polizei hat eine Untersuchung des Vorfalles eingeleitet."

Die soziale Lage war so verworren in jenen Jahren, daß einem die Übelstände auf Schritt und Tritt ins Auge fielen. Nicht selten demonstrierten arbeitslose Neueinwanderer vor der Regierung in Tel Aviv und verlangten dringend Arbeit. Doch nichts konnte geschehen, um jenen bedauernswerten Opfern der übersteigerten zionistischen Propaganda zu helfen. Es strömten einfach mehr Menschen nach Israel hinein als die israelische Wirtschaft verkraften konnte. Allein von Oktober 1949 bis August 1950 wanderten 156 200 Menschen aus allen Teilen der Welt ein: Aus Afrika 30 696, aus Jemen 29 246, aus dem Irak 16 181, aus Rumänien 31 607, aus Polen 14 246, aus Ungarn 2404, aus Deutschland und Österreich zusammen 2350, aus Frankreich 1135, aus der Tschechoslowakei 1037, aus den USA 1846. Der Rest kam aus anderen Ländern. Das bewies mir, daß die Juden dort, wo sie nicht verfolgt wurden und wo sie sich zum Teil völlig assimilieren konnten, keinen besonderen Drang nach Zion verspürten.

Diese kleine Statistik läßt aber schon erkennen, welche Schwierigkeiten für den israelischen Staat entstanden, da doch die Juden aus den verschiedenartigsten Kultur- und Zivilisationsräumen kamen. Zum Teil lebten die aus den arabischen Ländern eingewanderten Juden noch in Vielweiberei, und die Unterschiede hinsichtlich der Zivilisation waren manchmal geradezu grotesk, wenn eine jüdische Familie aus New York, Berlin, Paris oder Wien mit jüdischen Familien aus dem Jemen oder Marokko zusammenkam. Bald bemächtigte sich der Massen tiefe Resignation. Nur damals, als uns der Tod in Transnistrien bedrohte, habe ich auf den bleichen Gesichtern meiner Glaubensgenossen soviel Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung gesehen wie bei den arbeitslosen jüdischen Einwanderern in Israel. Natürlich herrschte bald große Not.

Am 18. August 1950 schilderten die „Jedioth Chadaschoth“, Tel Aviv, unter dem Titel „Vom Zauberteppich ins Elend“ weit besser als ich es vermag die sozialen Zustände, die seinerzeit in Israel herrschten:

„Von Petach-Tikva führt die Chaussee an Steinbrüchen und

Orangenplantagen vorbei, nach Rosch Haajin zu dem Flüchtlingslager, wo jetzt 8000 Olim aus Jemen und Aden leben. Der Besucher, dem dieses Lager nicht fremd ist und der einen Teil der ‚Ansässigen' bereits bei ihrer Ankunft kennenlernte, hat sich während dieser Zeit an so manches gewöhnt. Vieles, was zivilisierte Menschen in Erstaunen versetzen und ihren Abscheu erwecken würde. Dennoch — was ich dieser Tage bei einem neuerlichen Besuch dieses Lagers sah und erfuhr, der Anblick, der sich mir bot, die traurigen Mienen, der jämmerliche Ausdruck der vielen blassen Gesichter, die Hoffnungslosigkeit und sogar die Verzweiflung, die sich mir bei jedem Schritt offenbarte: Es war zuviel. Das Dasein dieser Geschöpfe ist ein Fristen, dem die Hoffnung fehlt, ein Leben ohne Licht.

Diese unzähligen kleinen Kinder, die hier überall im Sand lungern oder im Abflußwasser waten, zarte Geschöpfe, die in dünnen Leibchen und zerschlissenen Hosen umherlaufen, ohne daß sich jemand um sie kümmert! Jetzt haben sie ‚Ferien', die Schulklassen sind geschlossen, in den Zelten und Holzbaracken, in denen sie hausen, ist es viel zu heiß. Nachts ziehen es viele vor, im Freien zu schlafen. Sattessen ist ein Begriff, den kaum jemand versteht, — vielleicht eine Fata Morgana. Das Traurigste aber an all dem ist vielleicht der Umstand, daß diese Kinder nicht einmal wissen, daß es noch ein anderes Dasein gibt.

Vor einigen Tagen wurde plötzlich beschlossen, die allgemeinen Ausspeisungsküchen zu sperren. Die Sochnuth verfüge nicht mehr über die erforderlichen Gelder. Auch sei es geboten, die Olim zu produktiver Arbeit zu erziehen. Sie sollen nicht dauernd von der Gnade ihrer Brotgeber abhängig sein. Das erste Argument ist, wenn auch tragisch, so doch verständlich. Armut ist keine Schande. Auch der Wunsch, Menschen zu produktiver Tätigkeit zu verhelfen, ist durchaus zu billigen. Was dagegen ‚stört', ist die Form, in der diese Verordnungen durchgeführt werden, der Bürokratismus.

Teile der Einwanderer, die ‚sozialen Fälle', wurden nach dem Olim-Lager von Ejn-Schemer überführt, und das ist an sich verständlich und verständig. Wie aber sollten diese sozialen Fälle ‚sor-

tiert‘ werden? Alle Lagerinsassen wetteifern sozusagen an Unterernährtheit und Untergewicht. So kam es dazu, daß nach der Ausmusterung viele alte Leute im Lager von Rosch Haajin zurückblieben, die für keine Arbeit mehr tauglich sind. Vor ein ähnliches Schicksal wurden viele Witwen gestellt, die nun für ihre kleinen Kinder aufkommen müssen, ohne das Nötigste zu besitzen. War es zu verantworten, solchen Hilfsbedürftigen das bißchen trockene Brot zu nehmen?

Erziehung zu produktiven Elementen — gut. Doch erfordert diese Umerziehung die Einordnung in Arbeitsplätzen, und daran mangelt es. Tausend arbeitsfähige Olim befinden sich zur Zeit im Lager, doch nur einige Hunderte arbeiten und ein Teil von ihnen ohne Vollbeschäftigung. Die beschäftigungslosen Arbeitsbedürftigen besitzen zu mehr als ihrer Hälfte nicht einmal das Minimalste, um ihre kinderreichen Familien unterhalten zu können. Sie sitzen vor ihren Zelten, am Straßenrand oder stauen sich rund um das Arbeitsamt in der trügerischen Hoffnung, doch irgendwann einmal aufgerufen zu werden. Inzwischen sind die Küchen bereits geschlossen. Viele der Glücklichen, die einer Arbeit zugewiesen werden, warten noch auf die erste Auszahlung; inzwischen können sie nicht einmal die wenigen Prutot für das tägliche Brot auftreiben. Die Lagerleitung hat die Ausspeiseküchen zwar gesperrt, sich aber nicht dafür eingesetzt, daß das Arbeitsamt Vorschüsse gibt.

Nachdem die Küchen gesperrt wurden, wurden drei Konsumläden eröffnet; drei Läden für achttausend Menschen! Man stelle sich die ‚Schlangen‘ vor, die sich vor diesen Geschäften bilden, auch wenn der Kauf nur einen halben Laib Brot und ein Stück Margarine beträgt. Oft stehen über hundert Frauen und Kinder in der brennenden Sonne.

Die Nahrung ist schlecht und ungenügend. Viele Lagerinsassen leiden Hunger. Ich beobachtete eine Mutter, als sie einen drittel Laib Brot unter vier Kinder zu verteilen suchte. Nebenan saß ein junges Mädchen, etwa zwölf Jahre alt, und verweigerte ihren kleineren Geschwistern ein wenig Brei mehr, um ihn für später aufzuheben.

Manchen der Olim fehlen die nötigsten Kochgeräte. Ein alter Topf wird zum Luxusgegenstand. Das ist auch verständlich, da diese Menschen das Essen bisher ja in den Küchen gekocht bekamen. Das mitgebrachte Hab und Gut reicht kaum zum Wärmen einer Suppe.

Dieses Lager scheint einer der wenigen Plätze im Land zu sein, wo kaum etwas über das Rationierungsgesetz und die neuen Punkteverordnungen gesprochen wird. Hier scheint es ganz gleich zu sein, ob die Zahl der Punkte erhöht wird oder bleibt. Denn wie wenig Punkte man diesen im Elend Lebenden auch geben mag, sie können sie doch nicht alle verwenden. In Rosch Haajin wird immer noch verwendet, was von der letzten Winterhilfssammlung übriggeblieben ist, notdürftig geflickte Fetzen.

Nun sollen am 27. August gar alle Säuglingsheime dort geschlossen werden. Was mit den Kindern geschehen soll, weiß keiner. Der Beschluß der Sochnuth basiert auf der Tatsache, daß kein Geld mehr vorhanden ist. So werden denn bis Monatsende die Säuglinge, soweit sie sich in diesen Heimen noch befinden, zu den hungrigen Eltern in die Zelte gebracht werden. Das soll, scheint es, ein weiterer Schritt in der Umerziehung der Olim zur Produktivität sein. Dreihundert Kleinkinder sind die unmittelbar Betroffenen.

Der Herbst nähert sich und mit ihm der Winter: Wenn keine Änderung eintritt, werden wieder Tausende von Einwanderern in der Kälte und in der Nässe hausen müssen. Und diesmal ohne Ausspeisung, ohne Bekleidung und ohne ärztliche Hilfe, nur mit dem Punktebuch des Versorgungsministeriums in der Hand."

In Bayern zählten die DP-Lager in Ainring und Pocking zu den schlechtesten. Trotzdem konnte man die besten Einwandererlager in Israel in jener Zeit mit den obengenannten bayerischen Lagern nicht vergleichen.

Die Hauptschuld an diesem sozialen Chaos in jenen Jahren in Israel trug natürlich in erster Linie die überstürzt betriebene Masseneinwanderung. Im Lande bestand einfach keine Möglichkeit, diese Massen, die zu Zehn- und Zehntausenden hereinströmten, zu verkraften und ihnen Arbeit, Brot und Wohnung zu geben.

Obgleich die katastrophalen Folgen dieses desorganisierten Hereinströmens klar auf der Hand lagen, trieb die israelische Regierung ihre Einwanderungspolitik ruhig weiter, wie wenn alles in bester Ordnung wäre. Die Beweggründe dafür waren ohne jeden Zweifel zweierlei:

Vor allem wollte man die einmalig gebotene Gelegenheit der Konzentration der jüdischen Massen aus dem Osten, die größtenteils aus Lagern, KZ oder Verbannung kamen, und die Furcht, die in ihnen noch lebte, nützen. Man befürchtete nicht zu Unrecht, daß, wenn man diesen Juden Zeit zum Sicheinordnen in den verschiedenen Ländern ließe und eine gewisse Distanz zu ihren schrecklichen Erlebnissen im Kriege entstünde, die Bereitschaft, nach Israel zu gehen, nachlassen oder gar ganz aufhören könnte. Daß im Grunde die Spekulation mit der Furcht und dem Schatten Adolf Hitlers, staatspolitisch gesehen, für Jerusalem richtig war, beweist die dokumentarische Tatsache, daß aus den USA oder aus Skandinavien, England, ja selbst Westeuropa nur verschwindende jüdische Gruppen von Einwanderern nach Israel kamen. Nicht die Sehnsucht nach Zion trieb die Massen, sondern die Furcht vor neuer Verfolgung und neuen Pogromen.

Ein zweiter Beweggrund für die Jerusalemer Regierung waren zweifellos die leer gewordenen Räume jener Araber, die schon dem ersten Ansturm gewichen waren, sowie das brachliegende arabische Eigentum, das nun durch die jüdischen Neueinwanderer der Produktion des neuen Staates gewonnen werden sollte. Schließlich war man auch bestrebt, die israelische Bevölkerungszahl so schnell wie möglich zu vergrößern, um biologisch auf dieser jüdischen Insel im arabischen Meer bestehen zu können.

Wenn auch diese Beweggründe politisch verständlich sind, war schwer zu begreifen, daß ausgerechnet die Opfer aus der europäischen Katastrophe nun auch hier, anstatt die versprochenen Milch- und Honig-Zustände zu genießen, die ganze Last dieser politischen Spekulation tragen mußten. Sehr bald verbreiteten sich die Nachrichten von diesen Verhältnissen in der ganzen jüdischen Welt, und

die erste Folge war, daß plötzlich die Zahl der besuchenden Touristen anstieg, während die der Einwanderer abnahm. Die hebräischen Zeitschriften und Zeitungen befaßten sich ironisch mit diesen vorsichtigen Olim, die sich erst einmal mit eigenen Augen überzeugen wollten, was an den befremdlichen Gerüchten, die aus Israel kamen, der Wahrheit entsprach.

Die Zahl der Rückwanderer wurde offiziell mit 5 Prozent der Einwanderer angegeben. In Wirklichkeit dürfte sie weit höher gelegen haben, denn die Rückwanderer schadeten dem Ansehen Israels gewaltig, und die Regierung hatte alles Interesse, alle Nachrichten über Rückwanderung zu unterbinden.

In jenen Tagen erzählte man sich in Tel Aviv lachend einen Witz, der wie kein anderer die wahre Lage schilderte: Ben Gurion besuchte eine Versammlung bürgerlicher Israeli. Von allen Seiten wurden die Zustände in Israel bemängelt, kritisiert und beschimpft.

Nur Hutzke meldete sich zu Wort und verteidigte mit Temperament die Regierung und insbesondere ihren Ministerpräsidenten.

Ben Gurion war sehr gerührt und winkte Hutzke zu sich: „Du bist ein wahrer Israel-Patriot. Jedem deiner Wünsche will ich entgegenkommen. Sage ruhig, was du willst.“

Hutzke stutzte, beugte sich dann vor und flüsterte Ben Gurion ins Ohr: „Bitte, gib mir doch schnell einen Rückwandererpaß nach Deutschland!“

Wie man in den Herbsttagen 1950 zu den Dingen stand, zeigte am 28. September 1950 die in hebräischer Sprache erscheinende Tageszeitung der Freiheitspartei, „Freiheit“, die in Tel Aviv unter anderem schrieb: „Was wird uns das Morgen bringen? Was die Neueinwanderer betrifft, ist bereits offiziell bekannt, was ihnen blüht. 150 000 Männer, Frauen und Kinder, 12 Prozent der gesamten Bevölkerung werden den Winter in Zelten verbringen. Habt ihr schon im Winter eine Nacht im Zelt verbracht? Wenn nicht, ruft eure Phantasie zu Hilfe und denkt daran, daß es für 150 000 Menschen nicht e i n e Nacht, sondern ein ganzer Winter ist. Der Blick auf das Heute erzeugt Schauder, denn fast alle spüren deutlich, daß wir

vor einem katastrophalen wirtschaftlichen Zusammenbruch stehen."

Völlig verblüfft war ich auch, als ich feststellen mußte, daß Einheitsschulen in Tel Aviv überhaupt nicht vorhanden waren. Wie ich später sah, auch nicht im übrigen Lande. Namentlich Tel Aviv, dessen Bevölkerungszuwachs stärker war als der anderer Städte, litt unter einem entsetzlichen Schulmangel. Die Volksschule wies ein Minus von 300 Klassen auf, und etwa 100 Kindergärten fehlten. Ende 1949, Anfang 1950 zählte man in der Stadt 8000 fünfjährige Kinder. Nur 2500 konnten in den vorhandenen Kindergärten unterkommen.

Da in Tel Aviv ein Kanalisationsnetz völlig fehlte, hatte jedes Haus im Hof einen großen Graben, der die Abwässer in sich aufnehmen sollte. So geschah es nicht selten, daß in der Ben-Jehuda-Straße der Gehsteig von einem übervollen Kanal verunreinigt wurde. Die Luft war verpestet, und manchmal war das Passieren der Straße ein wahres Kunststück.

Ich durchschritt gerade nachdenklich die Ben-Jehuda-Straße und stand an der Ecke des Boulevard Keren-Kajemeth vor einem großen Hotel, als ich auf den jüdischen Schriftsteller W. traf, der mich lachend begrüßte. Wir hatten uns in Bayern wiederholt getroffen. „Sind Sie auch hereingefallen?" sagte er.

Ich nickte.

„Nun, ich hab's überstanden", vertraute er mir an, „ich kann hier bald 'raus, denn eine amerikanische Zeitung, die meine Arbeiten bringt, hat es mir ermöglicht, daß ich nach Amerika reisen kann."

„Wann kommen Sie wieder zurück?" erkundigte ich mich aus Höflichkeit.

W. lachte schallend auf. Er tippte mit dem Zeigefinger an die Stirne und fragte mich unverblümt: „Sind Sie verrückt?"

Im Lager hatte er des langen und breiten von dem israelischen Vaterland geschwärmt.

Weniger erfreulich war eine Begegnung mit einem jungen Sowjetjuden, der ebenfalls durch alle möglichen Versprechungen dorthingelockt worden war. Er trug eine verschlissene Militäruniform und

hinkte. Bei irgendwelchen Zusammenstößen mit den Arabern war er verwundet worden.

Als er mich sah, schüttelte er nur den Kopf. „Ich kann einfach nicht verstehen", sagte er, „daß alle diese Massen hierherkommen. Inzwischen muß es sich ja herumgesprochen haben."

„Wie geht es Ihnen?" fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern.

„Was haben Sie für Pläne?"

„Das will ich Ihnen nicht verheimlichen", entgegnete der Invalide laut, „ich möchte noch die beiden Zion-Agenten treffen, die mich veranlaßt haben, nach Israel zu kommen. Nur einmal, das würde genügen!" Dann wandte er sich wortlos um und ging davon.

Am Abend erzählte mir ein Nachbar den neuesten Witz:

Als die Überreste Dr. Herzls nach Israel überführt wurden, damit sie in der Neustadt von Jerusalem eine kleine Gedenkstätte erhielten, benutzte Ben Gurion die Gelegenheit, um sich mit dem Vater des Zionismus geistig auszusprechen.

„Herzl-Freund", klagte Ben Gurion, „was soll ich machen? Die Neueinwanderer sind nicht für mich, und ich bin auch nicht für die Neueinwanderer."

Theodor Herzl aber erwiderte gelassen: „Diejenigen, Ben Gurion, die du für dich benötigst, halte zurück. Und die du nicht brauchst, die schicke einfach zu mir! In meinem Reich ist Platz genug."

Die Umstehenden lachten. Mir hingegen blieb die Fröhlichkeit im Halse stecken. Mir war nämlich plötzlich ein Witz eingefallen, den wir in Transnistrien von einem deutschen Konzentrationslager erzählten.

Ein SS-Sturmbannführer, der als besonders hartherzig verschrien war, stand vor einem alten arbeitsunfähigen Juden, der nun wußte, welche Gefahr ihm drohte. Doch der Sturmbannführer war gut aufgelegt und sagte zu dem alten Juden: „Eines meiner Augen ist ein Glasauge. Es ist so vortrefflich gemacht, daß noch niemand einen Unterschied gesehen hat. Wenn du errätst, welches Auge das Glasauge ist, bleibst du am Leben."

Der alte Jude blickte den Sturmbannführer an. Dann sagte er leise: „Das linke, Herr."

Der Sturmbannführer lachte und fragte neugierig: „Wieso hast du das gemerkt? Du hast gewonnen."

„Ach, Sturmbannführer", seufzte der alte Jude, „es hat mich so gütig angeblickt."

Es war sehr heiß. In Tel Aviv weht zwischen Frühling und Sommer der erschlaffende Südostwind, Kamsin genannt, am stärksten. Kamsin ist arabisch und heißt fünfzig, und fünfzig solche heiße Tage gibt es im Jahr. Allerdings ist das eine Illusion, denn mindestens hundert solche Tage von erdrückender Hitze zählt man in Tel Aviv. Natürlich verursachten diese Hitzewellen Ohnmachtsanfälle, vornehmlich bei den Neueinwanderern, doch selbst die Alteingesessenen litten darunter sehr.

Der Konsum von Sodawasser und anderen Mineralgetränken stieg rapid, und überall waren die Getränkeverkaufsstellen belagert. Als besonders peinlich empfand ich gerade in diesen Tagen das Fehlen von öffentlichen sanitären Anstalten. Zwar existieren solche Häuschen, doch sind sie an den Fingern abzuzählen.

In eben dieser Zeit machte ich eine verblüffende Entdeckung. Gegenüber dem oo-Häuschen, das neben dem Kinderspielplatz unweit der Zentralautobusstelle steht, fand ich auf einer Bank ein Hakenkreuz eingeritzt. Ich stutzte. Selbstverständlich befand sich in ganz Tel Aviv kein ehemaliger Nationalsozialist, überhaupt kein Deutscher. Wenig später fand ich am Meeresstrand, nicht weit von Mograby, in einem solchen Häuschen wiederum ein großes Hakenkreuz mit der Inschrift: „Vive Hitler!"

Es ist klar, daß die enttäuschten Juden keinesfalls hier Neofaschismus betrieben. Sie wollten lediglich ihrer Wut über die unhaltbaren Zustände Luft machen.

Aber noch viel schlimmer als die sozialen, durch die überstürzte Einwanderung entstandenen Übelstände war etwas anderes, unter dem wir Neueinwanderer litten: der Haß und die Ablehnung durch die sogenannten Alteingesessenen, die Juden, die einige Jahrzehnte

vorher nach Israel eingewandert waren. Sie sahen in uns nicht die Brüder, die aus Not und Gefahr kamen, sondern lästige Konkurrenten, die das ohnedies nicht sehr reichliche Brot verkürzten.

Von einer Solidarität war gar keine Rede. Streitereien, ja sogar Schlägereien waren anfangs an der Tagesordnung. Diese Tatsache drückte uns, die wir nach Israel gekommen waren, um ganz von neuem zu beginnen, am allermeisten.

Noch gab ich nicht auf. Ich hatte auch keinerlei Möglichkeit dazu, da ich weder in eine Kooperative noch in einen Kibbuz aufgenommen werden konnte. Dazu kam, daß ich von einem Arbeiter erfuhr: Die Gewerkschaft ließ nur Arbeiter und Angestellte eintreten, die nicht älter als 45 Jahre waren.

Ich hatte im antisemitischen Polen Arbeit und Brot gefunden, mir war es im antisemitischen Rumänien nicht schlecht gegangen. Glücklicherweise hatte ich die schwere Zeit des Krieges und der Verfolgung und Verbannung im Getto von Czernowitz und in Transnistrien überstanden. Nun wollte ich auch als Jude alles tun, um mich in Israel zu behaupten.

AUF DEM BODEN DER HEILIGEN STADT

Mein Weg führte mich zuerst nach Jerusalem, das etwa 75 Kilometer von Tel Aviv entfernt liegt. Man kann die Stadt entweder mit dem Bus oder mit der schmalspurigen Eisenbahn erreichen. Ich wählte die Eisenbahn, und nach ein paar Stunden sehr langsamer Fahrt kam ich in Jerusalem an.

Ich war seltsam bewegt. Die Stadt ist weit individueller als alle anderen israelischen Städte, und es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß man bei jedem Schritt auf diesem von Blut getränkten Boden die Geschichte förmlich spürt. Jerusalem, das soviel wie Heil oder Friede heißen soll, existierte lange bevor Jehova Abraham ein Israelreich versprach. Etwa 1600 vor Christus wird der Name Jerusalem zum erstenmal in der Geschichte genannt. König David baute Jerusalem zur Hauptstadt aus, und Salomon errichtete hier die großen Tempel und schuf das geistige Zentrum der Juden.

Das ist es bis heute geblieben — der Tempel auf dem Berg Zion gab auch der neuen Richtung der Israelideologie zu Ende des 19. Jahrhunderts Namen und Klang: Zionismus. Die Reste des Tempels sind noch heute sichtbar, insonderheit die berühmte Klagemauer. Jeder religiöse Jude betet mehrere Male im Jahr im Schlußgebet: „Und nächstes Jahr in Jerusalem!"

Doch nicht nur für die Juden ist Jerusalem eine heilige Stadt, sondern es ist auch für die Christen die Stadt ihres Erlösers und für die Muselmanen der Ort, von dem Mohammed in den Himmel emporfuhr.

Heute ist Jerusalem eine zerrissene Stadt. Neu-Jerusalem wurde erst in den letzten Jahren von den zionistischen Weltorganisationen aufgebaut und macht einen beinahe europäischen Eindruck.

Hier stehen das Gebäude der YMCA (Young Men's Christian Association), die Universität, das Hadasa-Hospital und die Gruft Davids. Die Gebeine Theodor Herzls wurden aus Europa hierhergebracht und in der Neustadt eine bescheidene Gedenkstätte errichtet.

Von der Dachterrasse des YMCA-Hauses können die Touristen ganz Jerusalem überblicken, vor allem die heiligen Stätten im Altteil. Die Altstadt — die Grenze geht nur knapp an der Gruft Davids entlang, am Mandelbaumtor — ist voll von religiösen Heiligtümern der Menschheit. Auf dem Berg Zion nahm Jesus mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl ein, dort lebte und starb nach seiner Kreuzigung die heilige Mutter Maria. Nur zehn Kilometer entfernt stehen an der Stelle, an der einst Jesus geboren worden sein soll, die berühmten Kirchen, die Grabeskirche, 326 nach Christus erbaut, die Golgatha-, die Heilskirche. Neben diesen Heiligtümern der Christenheit steht hier in der Altstadt, die nicht zu Israel gehört, die Klagemauer, der letzte Teil des Tempels Salomons.

Zwischen Bethlehem und der Altstadt von Jerusalem auf dem Gebiet Jordaniens liegt auch Rachels Grabstätte, die für die gläubigen Juden eine große Erinnerungsstätte darstellt. Jakob mußte mit seiner Familie aus Sichem fliehen, weil seine Söhne einige Männer erschlagen hatten.

Rachel, seine Frau, erlitt durch die Anstrengungen der überstürzten Flucht eine Frühgeburt und brachte auf dem Wege nach Bethlehem Benjamin zur Welt. Rachel starb. An dieser Stelle wurde sie auch begraben.

Für die Muselmanen steht hier die Omar-Moschee, welche die heiligen Schreine des Islams enthält, aus denen der Prophet gen Himmel stieg, und einen Stein, auf dem angeblich Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte.

In der Neustadt lebt im Viertel Meah-Schearim die religiöse jüdische Sekte der Nethure kartha, der „Wächter der Stadt". Sie sind die orthodoxesten Juden der Welt, die den jüdischen Staat ablehnen, weil er nach ihrem Glauben erst nach dem Erscheinen des Messias errichtet werden darf. Genauso erbittert verweigern sie den Gebrauch der hebräischen Sprache, weil die Alltagsverwendung der Sprache der Heiligen Schriften für sie eine Profanierung bedeutet. Ihr geistiges Oberhaupt ist der Rabbiner Blau.

Ich ging den ganzen Tag über meinen Geschäften nach und suchte

alle auf, deren Adressen ich hatte, ohne jedoch etwas zu erreichen. Erst in den Abendstunden hatte ich Muße, durch die Neustadt zu wandern. Die Grenze am Mandelbaumtor durfte ich als Jude ja nicht passieren.

Hier in Jerusalem herrschte bereits ein organisierter Staat mit eigener Kultur unter dem König Adoni Zedek, als Josuah mit seinem hebräischen Nomadenvolk am Jordan angelangt war.

Nach dem Kriege wurde Jerusalem bekanntlich dem Stamm Juda zugesprochen. Da die Juden die damaligen Einwohner Jerusalems, die Jebusiter, nicht abschlachteten und nicht vertrieben, sehr im Gegensatz zu dem, was in anderen eroberten Städten geschah, lebten die Eroberer und die Eroberten vorerst einmal friedlich zusammen.

Aber eben nur vorerst.

Denn nachdem David zum König von ganz Israel gesalbt worden war und Jerusalem zur Hauptstadt proklamierte, verweigerten ihm die Jebusiter den triumphalen Einzug, und so mußte David die Stadt zum zweitenmal erstürmen. Er überrumpelte die Burg Zion und besiegte die Rebellen. So blieb Jerusalem bis zum heutigen Tag die Stadt Davids.

König Salomon, der Sohn Davids, baute Jerusalem zu einer Prachtstadt aus, schuf seine Prunkpaläste und vornehmlich den berühmten Tempel Jehovas auf dem Berg Zion. Da das Land schon damals sehr arm war, mußten Zehntausende mühevoll das Zedernholz dazu vom Libanon herbeischaffen. Die Kosten waren gigantisch. Hinzu kam, daß Salomons Harem mit seinen angeblich tausend Frauen riesige Summen verschlang. Sie mußten von den Israeliten aufgebracht werden. Daher wuchs die Unzufriedenheit, und als Salomon starb, brach das mit soviel Mühe errichtete und geeinte Reich Israel wieder auseinander.

Wie schon erwähnt, übernahm Salomons Zögling Jerobeam 926 vor Christus mit Hilfe der Ägypter den Königsthron von Israel, während Rehabeam, der rechtmäßige Erbe Salomons, Judäa mit der Hauptstadt Jerusalem zum eigenen Staat erhob. Diese geistige und geographische erste Teilung der Hebräer hatte wirtschaftliche

und blutige Auseinandersetzungen zwischen den beiden hebräischen Staaten zur Folge, die beinahe zur Vernichtung führten.

Aufmerksam beobachteten die Nachbarvölker diese selbstmörderische Entwicklung, und als schließlich noch eine Wasser- und Hungersnot ausbrach, überfielen die Syrer mit einem kleinen Heer Jerusalem, und obgleich die Bevölkerung der Stadt stärker war als die Syrer, drangen diese ein, plünderten die Stadt und schleppten alle Schätze nach Damaskus. Der Judenkönig Joas, der dies nicht hatte hindern können, wurde nach der Niederlage von seinem eigenen Stamme ermordet.

Doch König Amazja, der ihm folgte, konnte sich ebensowenig durchsetzen und versuchte zu fliehen. Auch er wurde von seinem eigenen Volke getötet. Sein sechzehnjähriger Sohn Asarja übernahm nun die Regierung mit fester Hand, stellte die Ordnung wieder her und schlug die Feinde zurück. Unter seinem Regime blühte Jerusalem wieder auf, und Asarja regierte zweiundfünfzig Jahre lang.

Erst zwei Generationen später überfielen die Syrer wieder Jerusalem, das damals von König Ahas regiert wurde, und führten die Einwohner in Massen in Gefangenschaft nach Damaskus.

Kaum hatte das hebräische Brudervolk der Israeliten erfahren, wie wehrlos Jerusalem war, zog es heran und richtete unter dem Stamme Juda ein furchtbares Blutbad an. Die Israeliten töteten alle Mitglieder der königlichen Familie und verschleppten die Frauen nach Israel.

Vergeblich suchte König Ahas bei den Assyrern, Edomitern und Philistern Schutz gegen Israel. Was bisher Syrer und Israeliten zurückgelassen hatten, wurde jetzt von den Assyrern, Edomitern und Philistern geplündert.

König Ahas konnte sein Leben und den Rest seines Volkes nur dadurch retten, daß er seinen Gott Jehova verriet und gegen die Götter der Syrer tauschte. Der nach ihm kommende König Jehiskia versuchte eine Einigung mit Israel herbeizuführen und lud die Vertreter der Israeliten zum Passahfest nach Jerusalem ein, ein Ereignis, das seit König Salomon nicht mehr stattgefunden hatte. Doch sein

Mühen war vergebens. Die Wiedervereinigung der hebräischen Stämme gelang ihm nicht, da die Gegensätze bereits zu tief und zu blutig geworden waren. Trotzdem war es Jehiskia vergönnt, wieder das Glück an Jerusalem zu binden. Als der Assyrerkönig Sanherib Jerusalem belagerte, besiegte ihn Jehiskia und vertrieb die Assyrer endgültig.

Josia war erst achtjährig, da er zum König gesalbt wurde, und in Wirklichkeit regierten in der Zeit des Kinderkönigs die Priester und die Schriftgelehrten. Sie bereiteten die Rückkehr zu Jehovas Gesetzen wieder vor und führten sie auch durch. Als erstes vernichteten sie alle Götterbilder in Judäa, dann zogen sie mit den Kriegern nach Israel und zerstörten auch dort die Götzenaltäre.

In den einunddreißig Jahren der Herrschaft Josias stieg Jerusalem wieder zu geistiger und politischer Höhe auf, und nur ein tückischer Zufall vernichtete Leben und Werk dieses erfolgreichen Königs. Auf der Fahrt zu einer Konferenz mit dem ägyptischen König wurde er von ägyptischen Pfeilschützen, die nicht wußten, wer er war, getötet. Seinen rechtmäßigen Erben erkannte der ägyptische König Neko nicht an, entthronte ihn und erhob dessen Bruder Jojakin zum König. Dieser fügte sich den ägyptischen Anordnungen, und etwa dreihundert Jahre nach der Teilung des Reiches Davids zahlte Juda an Ägypten enorme Tribute.

Unterdessen stieg eine neue drohende Gefahr am Weltenhimmel herauf. Babylons Siegesstürme erschütterten das Gefüge der Staaten, und erst vor den Toren Jerusalems endeten die Erfolge der Babylonier. Eilig erschien nun ihr König Nebukadnezar etwa 606 vor Christus vor Jerusalem, und als dies König Jojakin erfuhr, verließ ihn aller Mut. Er übergab die Stadt und sich selbst kampflos Nebukadnezar. Die Babylonier führten alle Schätze des Tempels und alle Handwerker mit dem König Jojakin nach Babylon in die Gefangenschaft. Nebukadnezar ernannte Jojakins Oheim Zedekia zum neuen König der Juden.

Zwei Jahrzehnte später überfiel Nebusaradan, der Armeeführer König Nebukadnezars, von neuem Jerusalem und zerstörte den

größten Teil der Stadt, vor allem den Tempel Jehovas auf dem Berge Zion. Den Großteil der Juden führte er mit in die Gefangenschaft.

Die zurückgelassene Bevölkerung wurde dem Befehl Gedaljas unterstellt, der seine Landsleute zum Gehorsam und zur Zusammenarbeit mit den Siegern aufforderte. Er hatte aber nur ein kurzes Leben, denn die Juden schlugen den Kollaborateur tot.

Nun saßen die Juden an den Wassern zu Babylon und weinten, wenn sie an Zion dachten.

Der darauffolgende babylonische König Merodak lockerte die harten Bestimmungen für die jüdischen Gefangenen, befreite nach siebenunddreißigjähriger Gefangenschaft Jojakin, ernannte ihn sogar zum Vorgesetzten über alle in Babylon gefangenen Monarchen und gewährte ihm eine Lebensrente.

Und wieder war eine neue Weltgefahr entstanden: die Perser. Unter ihrem König Kyros schickten sie sich zum Kampf um die Weltherrschaft an. Sie warfen Babylon in den Sand. Großmütig ließ König Kyros die Juden ziehen.

Da Kyros ein erbitterter Gegner der Babylonier war, unterstützte er sogar die Juden und gab ihnen alle von Nebukadnezar geraubten Schätze und Heiligtümer wieder zurück, auf daß sie Jerusalem und den Tempel neu aufbauen könnten. Nicht genug, erließ König Kyros auch die erste Wiedergutmachungsbestimmung für die Juden, indem er unter anderem anordnete: „Und jeden, der übrigbleibt an irgendeinem Orte, wo er sich aufhält, sollen die Leute seines Ortes unterstützen mit Silber und Gold, mit Habe und mit Vieh nebst der freiwilligen Gabe für das Haus Gottes in Jerusalem." (Buch Esra)

Unter der Führung Serubbabels, eines Enkelkindes des vorletzten Königs von Judäa, kehrten nach siebzigjährigem Exil etwa 535 vor Christus 50 000 Juden wieder heim nach Judäa. Sie gingen unverzüglich daran, Jerusalem und vor allem den Tempel Jehovas wiederaufzubauen. Doch einfach war das nicht, es mußten viele Schwierigkeiten überwunden werden. Die Nachbarvölker, vornehmlich die Israeliten, protestierten heftig gegen den Wiederaufbau, denn sie

hatten berechtigte Angst, daß Jerusalem wieder das geistige Zentrum werden würde.

Etwa 458 vor Christus führte dann der Schriftgelehrte Esra weitere Scharen Juden aus Babylonien heim. Er wurde der Führer und Erneuerer und sorgte für strengste Einhaltung der Gebote Jehovas. Kaum aus der Gefangenschaft befreit, verlangte Esra unter anderem die Lösung aller geschlossenen Mischehen und bildete Untersuchungskommissionen, die das Verhalten jedes Juden in der Gefangenschaft überprüfen sollten. Einer seiner wesentlichsten Programmpunkte war die rigorose Durchführung der Rassengesetze. So erleben wir etwa vor 2400 Jahren die ersten Nürnberger Rassengesetze und die erste Entnazifizierung, allerdings in umgekehrtem Sinne.

Damit das neue Jerusalem nicht übervölkert würde, wurde durch Los nur jeder zehnte zurückgekehrte Jude als Stadtbewohner zugelassen. Die anderen neun mußten sich in der Umgebung ansiedeln.

Der neue Aufstieg Jerusalems, in dem nun eine geistige, religiöse und rassische Elite der Juden erstand, rief zahlreiche Feinde auf den Plan. Es kam wieder zu Kriegen und Auseinandersetzungen, namentlich mit den Syrern, die jedoch von den Makkabäern, einem Stamm Judas, den Nachkommen des Juda Makkabi, siegreich beendet wurden.

Unter der Herrschaft Roms

Der Judenstaat hielt sich, bis die Söhne der Wölfin in Rom zur neuen gewaltigen Weltmacht emporstiegen. Die Römer, die sich im ganzen Orient ausbreiteten, machten natürlich auch vor Jerusalem nicht halt. 63 vor Christus wurde Jerusalem römische Provinz. Aber die Römer waren sehr klug und mischten sich in die internen Dinge der Juden nicht ein, so daß Herodes der Große noch vierzig Jahre vor Christus den Tempel Jehovas zu strahlender Pracht erheben konnte.

Doch unter den darauffolgenden Königen entspannen sich unter

den Juden viele politische und religiöse Streitigkeiten, hauptsächlich hervorgerufen durch die herrschende wirtschaftliche Not und die geistige Verwirrung, die durch die fremden Sitten der römischen Besatzer entstanden waren. Wie immer in Notzeiten standen Dutzende Propheten auf und predigten. Viele verhießen das Kommen des Messias. Soweit sie sich allein auf religiöse Probleme beschränkten, wurden sie weiter nicht beachtet. Etwas anderes war es, wenn sie sich mit der sozialen Lage des Volkes befaßten. Die tonangebenden Parteien in Judäa waren die politisch-religiöse Partei der Pharisäer und die Adelspartei der Sadduzäer, die unter sich wie Hunde und Katzen standen, sich jedoch gegen jede Kritik ihrer überaus gewinnbringenden Herrschaft vereinten. Ihre ersten Opfer waren Johannes der Täufer, der geköpft wurde, und Josua, den die Christen Jesus nennen und dessen Kreuzigung die Pharisäer und die Sadduzäer von den Römern verlangten und durchsetzten.

Obwohl die Pharisäer vorgaben, streng nach dem Wortlaut der mosaischen Schriften zu handeln, hinderte sie das nicht, Josua vom Synedrium, dem Richteramt, nicht streng nach dem Gesetz verurteilen zu lassen.

Der Hohepriester Kaiphas fragte als Vorsitzender des Synedriums, nachdem er Josua der Übertretung von Gesetzesvorschriften beschuldigt hatte, ob er der Messias sei.

Josua antwortete ihm, wie auch später dem Pilatus: „Du sagst es." Und das genügte Kaiphas, den Pharisäern und Sadduzäern, ihn zum Tode zu verurteilen. Die gleiche Antwort findet sich aber im Talmud öfters in Fällen, in denen es gefährlich wäre, die Wahrheit zu sagen, und bedeutet: Du sagst es, ich aber nicht!

Da Josua soziale Gerechtigkeit für das Volk forderte und da das Volk auf ihn hörte, war er zur Gefahr für die herrschenden jüdischen Schichten, vorzüglich für die handeltreibenden Priester, geworden.

Diese Hinrichtung, von der damaligen Zeit als eine Alltäglichkeit hingenommen, wurde zur Schicksalsgeschichte der Juden und zur Geschichte der Menschheit schlechthin. Um so sonderbarer, daß dieses gewaltige Ereignis von den Talmudquellen gänzlich verschwiegen

wird, als habe Josua nie gelebt und gepredigt und sei gar nicht gekreuzigt worden.

Der hebräische Wissenschaftler A. J. Katsch, der in den USA lebt, soll in einem Leningrader Archiv 1959 unbekannte und unzensierte Talmudstellen entdeckt haben, welche die Geschichte Josuas behandeln und in ein bis heute völlig unbekanntes Licht rücken. Katsch durfte mit Bewilligung sowjetischer Stellen diese Seiten ganz offiziell photokopieren. Erstaunlicherweise dauert die Veröffentlichung dieser für die Kulturgeschichte des Abend- und des Morgenlandes gleichermaßen interessanten Entdeckung sehr lange, so daß man bis zum heutigen Tage noch nichts Authentisches darüber erfahren konnte.

Schon immer war für uns Juden die Geschichte Josuas ein heißes Eisen. Es wäre hoch an der Zeit, auch dieses anzupacken. Als sechzehnjähriger wissensdurstiger junger Mensch brachte ich einmal aus einer öffentlichen Bücherei eine geschichtliche Abhandlung über das Leben Jesu nach Hause. Mich interessierte das Buch, weil ich in der Talmudschule nie etwas davon gehört hatte.

Kaum erblickte meine ältere Schwester das Buch, als sie auch schon tödlich erschrak. Dann geriet sie richtig in Wut.

„Bist du schon so weit?" schrie sie. „Du Zelemkopf! Willst du dich taufen lassen? Das wird eine Ehre sein, einen Meschimed, einen Täufling in unserer Familie zu haben."

Sie riß mir das Buch aus der Hand und warf es ins brennende Herdfeuer. Gleichzeitig drohte sie mir, dies unserer Mutter zu sagen. Da die alte Frau obendrein sehr herzleidend war, mußte ich hoch und heilig versprechen, nie mehr ein solches Buch nach Hause zu bringen.

Es gibt für eine gläubige jüdische Familie nichts Furchtbareres, als wenn sich ein Mitglied christlich taufen läßt. Die ganze Familie verhält sich so, als sei das Mitglied gestorben. Sieben Tage lang verlassen die Männer das Haus nicht, ziehen keine Schuhe an und lesen, am Boden hockend, das Buch Hiob. Einen Monat lang rasiert sich kein männliches Familienmitglied, und es fällt im gesamten Haus

kein fröhliches Wort. In Anlehnung an die biblischen Zeiten, in denen zur Trauer die Gewänder zerrissen wurden, wird bei Strenggläubigen das Revers des Sakkos eingeschnitten oder eingerissen.

Die gesamte jüdische Familie trägt ein ganzes Jahr lang Trauerkleidung, und der Name des Getauften darf im Familienkreis nie mehr genannt werden. Er ist viel stärker ausgelöscht als der eines Verstorbenen. Denn bei einem Toten gedenkt man zum mindesten am Sterbetag alljährlich des Dahingegangenen; bei den Getauften ist jede Erinnerung ausgelöscht.

Immer wieder versuchten die Juden, das Joch der römischen Besatzung abzuwerfen. Der Widerstand, den sie leisteten, gab den anderen Völkern im Vorderen Orient in den Augen der Römer ein sehr schlechtes Beispiel. Immer wieder überfielen die Juden römische Soldaten und besonders Nachschubkolonnen und zeigten sich als Meister des Partisanenkampfes. Nur mit Strafexpeditionen konnten die Römer die Ruhe und Ordnung mühsam aufrechterhalten. Zuletzt sah sich der römische Kaiser Titus gezwungen, vier Jahrzehnte nach der Kreuzigung, im Jahre 70 nach Christus, die Zerstörung Jerusalems zu befehlen, um das geistige Rückgrat des jüdischen Widerstandes zu brechen. Anlaß dazu waren jüdische Überfälle auf die römische Garnison, die schließlich überrumpelt und aus Jerusalem hinausgeworfen wurde.

Titus schloß Jerusalem ein und ließ jeden gefangenen Juden kreuzigen. Bald herrschten Verzweiflung und Hunger in ganz Jerusalem. Dennoch lehnten die Juden die Kapitulation ab. Selbst als die römischen Legionäre schon in die Stadt eingedrungen waren und das Blut der Juden in Strömen floß, kämpften sie weiter. Die wenigen Überlebenden wurden als Sklaven abgeführt. Jerusalem war ein Trümmerhaufen. Nur eine kleine römische Besatzung lag auf dem Berg Zion.

Im Jahre 130 nach Christus, sechzig Jahre nach der Zerstörung, besichtigte Kaiser Hadrian, als er die Ostprovinzen bereiste, die Ruinen der heiligen Stadt und befahl, Jerusalem wieder aufzubauen. Natürlich wollte Kaiser Hadrian nun aus Jerusalem eine römische

Stadt machen: mit Bädern, Theatern und Tempeln. Die Stadt sollte der höchsten Gottheit Roms geweiht werden, Jupiter Capitolinus.

Die Zerstörung Jerusalems, die Ausrottung der Bevölkerung hatten die Juden in dumpfer Resignation hingenommen. Ihre Hoffnung auf einen Wiederaufstieg war erloschen.

Jetzt aber, als der Plan des Kaisers Hadrian bekannt wurde, daß auf den Trümmern des Tempels Jehovas ein heidnischer Jupitertempel entstehen sollte, zündete diese Nachricht wie ein glühender Funke in den Herzen der überlebenden Juden, und bald erhoben sich die Stämme, und wieder kämpften die römischen Posten um ihr Leben. Unter dem Schriftgelehrten Ben Akiba stritten die Juden mutig und erfolgreich.

Der römische General Julius Severus erhielt den Auftrag, mit den Legionen die Juden zu vernichten. In dieser entscheidenden Situation entstand zwischen Ben Akiba, dem geistigen Kopf der erwachenden Juden, und Bar Kochba, dem militärischen Führer, ein schwerer Zwist. Ben Akiba zog sich vom Kampf zurück, doch auch das half ihm später nichts; als ihn die Römer fingen, wurde er hingerichtet. Er mißachtete nämlich einen Befehl der Römer, nach dem den Juden die Erteilung jeglichen Schul- und Religionsunterrichtes verboten war. Die Kohorten und Legionen überzogen das ganze Land. In verzweifelten Kämpfen wurden die Juden vernichtend geschlagen.

Die Überlebenden wurden als Sklaven abgeführt. Der Stern Zions in Palästina war für 1800 Jahre erloschen. Es gab in ganz Palästina keine jüdische Gemeinde mehr.

Entstehung der „Heimkehr"-Bewegung bis zur Balfour-Erklärung

Um 326 nach Christus wurde Jerusalem christlich und war es bis 637, bis die Araber den Römern im Vorderen Orient die Vorherrschaft streitig machten. Diesmal siegten die Ismaeliten, die ja seinerzeit auch von Jehova den Segen und das Versprechen erhalten hatten, eine große Nation zu werden. 1099 nahmen die Kreuzritter, die

aus Europa bis vor die Tore der heiligen Stadt gekommen waren, Jerusalem ein und hielten es in endlosen Kämpfen bis 1187. Nun eroberte Sultan Saladin Jerusalem, und ab 1244 gehörten Jerusalem und ganz Palästina zur Macht des Islam, dem niemand mehr die Vorherrschaft in diesem Lande streitig machen konnte.

Von 1517—1915 gehörte ganz Palästina einschließlich Jerusalem zum osmanischen Reich der Türken.

Erstmalig vor rund 150 Jahren zogen wieder Juden in kleiner Zahl nach Jerusalem. Ihre Beweggründe waren jedoch keine rassischen und keine politischen. Sie wollten hier nur dem Paradies näher sterben. Ihre Nachkommen leben heute noch in der Sekte der Nethure kartha.

Nach dem berüchtigten Kischinewer Pogrom und in erster Linie nach dem verlorenen russischen Krieg gegen Japan setzte 1905 bis 1906 eine besonders grausame Judenverfolgung innerhalb Rußlands ein. Die herrschende Schicht und der Zar versuchten wieder einmal, den Juden die Schuld an den unerträglichen sozialen und politischen Zuständen in Rußland in die Schuhe zu schieben, und lenkten planmäßig die Wut der Volksmassen auf die Juden.

Das war allerdings nie anders gewesen in Rußland und nicht nur in Rußland. Während aber bisher die Juden ihr schweres Los in düsterer Ergebenheit getragen hatten, brachen jetzt in verschiedenen Orten die Juden auf und wanderten aus dem Russischen Reich. Die Masse der jüdischen Auswanderer fuhr über das Meer nach Amerika, jedoch ein nicht unbeträchtlicher Teil ging nach Palästina. Auch einige spätere maßgebliche Israelführer wanderten in jener Zeit in Palästina ein. Diese Einwanderung, hebräisch Aliya, kam nicht von ungefähr.

Schon nach der Ermordung Zar Alexanders II., der am 13. März 1881 anarchistischen Attentätern zum Opfer fiel, hatten verzweifelte Juden aus Rußland den Versuch unternommen, im einst heiligen Land ihrer Väter zu siedeln. Zu dieser Zeit gab es in ganz Palästina im Höchstfalle 5000 Juden. Die meisten waren religiöse Alte, die nur hingewandert waren, um da zu sterben. Die jüdischen Geld-

männer Baron Rothschild, Schumann, Baron Hirsch ermöglichten mit ihren Spenden diese religiösen Unternehmungen, die nun durch die ersten Einwanderer aus Rußland zu einem halben Dutzend kleiner Siedlungen emporwuchsen.

Noch fehlte diesen jüdischen Zuwanderern jede politische Zielstrebigkeit und auch Überzeugung. Diese wurde nicht in Palästina geboren, sondern in Europa. Namentlich in Rußland entstand um Leo Pinsker eine Gruppe, welche die Heimkehr der Juden nach Palästina propagierte, ihre bekanntesten Vertreter waren Borochow, Ginsburg, Jehuda und Sokolow, während aus Deutschland die Namen Heß und Schapiro zu nennen sind. Kurze Zeit darauf erschien im Jahre 1896 aus der Feder von Theodor Herzl „Der Judenstaat". Eine neue Bewegung war geboren: der Zionismus.

Ein Jahr darauf versuchte Herzl den ersten zionistischen Kongreß abzuhalten. Als Tagungsort wählte man München. Doch der erste Rückschlag kam sofort, denn die jüdische Gemeinde in München protestierte gegen die Abhaltung des zionistischen Kongresses in ihrer Stadt und verweigerte jegliche Unterstützung. Nunmehr wandte sich Theodor Herzl nach Basel, und tatsächlich traten am 29. August 1897 nahezu 200 Teilnehmer der zionistischen Gruppen zusammen, die feierlich die Wiedervereinigung des jüdischen Volkes und seine Rückkehr nach Palästina beschlossen. Damit war der erste Schritt getan, auch wenn zahlreiche jüdische Gemeinden, vor allem in London, Paris und Wien, zum Teil sehr deutlich, gegen die neue jüdische Bewegung des Zionismus protestierten und Stellung nahmen.

Diese zionistischen Gruppen warben jetzt namentlich unter jenen jüdischen Gemeinden, die in Rußland, in Polen, in Rumänien dem stärksten antisemitischen Druck ausgesetzt waren. So vermochten die jüdischen Auswanderer — wie ich bereits erwähnt habe — schon 1907 den Grundstein für den Bau von Tel Aviv zu legen, dessen erstes Gebäude allerdings nur in einer Baracke bestand. Doch die ganze Palästinaeinwanderung kam bald ins Stocken und drohte zu versiegen. Da brach der erste Weltkrieg aus.

Im Vorderen Orient entwickelte sich zur allgemeinen Über-

raschung die Situation für die Alliierten vorerst gar nicht günstig. Die Türken zeigten sich hartnäckiger als man angenommen und die geringe deutsche Militärhilfe schlagkräftiger als man erwartet hatte. Die britischen Truppen waren in eine arge Klemme geraten. Das Gallipoli-Abenteuer war unter schweren alliierten Verlusten zusammengebrochen und damit auch der Angriff auf die Dardanellen. Der britische General Townsend hatte am 29. April 1916 sogar aus Kut el Amara, wo ihn die Deutschen und Türken eingeschlossen hatten, mit allen seinen Truppen in Gefangenschaft gehen müssen. Die südpersischen Ölfelder lagen beinahe greifbar vor den Deutschen und Türken.

In Palästina gab es in jener Zeit schon eine kleine jüdische Minderheit von einigen Zehntausend, die sich der britischen Armee bereitwillig als Späher und Saboteure im türkischen Hinterland zur Verfügung stellten. Besonders Aaronsohn wurde einer der erfolgreichsten Partisanen und fügte mit seinen Mitarbeitern den Türken schwere Verluste zu. Sein Einsatz soll nicht unwesentlich zur späteren Balfour-Deklaration beigetragen haben.

Um nun die Franzosen im Vorderen Orient stärker an den Zielen der britischen Politik zu interessieren, begann der britische Vertreter, Sir Mark Sykes, mit dem französischen Orientspezialisten Charles Picot zu verhandeln, und die beiden schlossen am 16. Mai 1916 ein Abkommen, in dem sie ihre Einflußgebiete aufteilten. Frankreich sollte außer dem Libanon die kleinasiatische Landschaft Zilizien, den türkischen Hafen Alexandrette und Syrien erhalten, England die Häfen Haifa und Hakko sowie Südmesopotamien.

Zur gleichen Zeit als die Engländer mit den Franzosen dieses osmanische Gebiet praktisch schon teilten, verhandelten die Briten durch den geheimnisumwitterten Colonel E. T. Lawrence mit Hussein, dem Sheriff von Mekka und Oberhaupt der Haschemiten, um die Unterstützung der Araber als Partisanentruppen im Kampf gegen die Türken und Deutschen zu gewinnen. Im Namen der britischen Krone gab schließlich Hochkommissar MacMahon Hussein eine Garantieerklärung, und im Vertrauen auf das englische Ver-

sprechen ließ sich Hussein am 2. November 1916 in Mekka zum König von Arabien ausrufen. Gleichzeitig forderte er die Araber auf, die türkische Regierung abzuschütteln und gegen die Türken und Deutschen zu kämpfen.

Der Anteil der haschemitischen Freischärler im ersten Weltkrieg wird allerdings genauso übertrieben wie die Leistungen des mehr romantischen als realen Colonels Lawrence. Jedenfalls verließen sich die Engländer nicht allein auf die arabische Schützenhilfe, sondern versuchten auch noch, die Unterstützung des Weltjudentums für ihren Kampf gegen Deutschland und die Mittelmächte zu gewinnen. Darum schrieb am 2. November 1917 der damalige britische Außenminister Arthur Balfour einen offiziellen Brief an Lord Walter Rothschild mit folgendem Inhalt:

„Lieber Lord Rothschild,
die Regierung Seiner Majestät betrachtet mit Wohlwollen die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina und wird bemüht sein, die Durchführung dieses Vorhabens nach Kräften zu erleichtern, unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß nichts geschehen soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte der in Palästina bestehenden nichtjüdischen Gemeinden oder die Rechte und den politischen Status der Juden in irgendeinem anderen Lande beeinträchtigen könnte."

Dieser Brief, die sogenannte Balfour-Deklaration, fand das erwünschte weltweite Echo. Bis zu diesem Zeitpunkt unterstützten nämlich die Juden im allgemeinen die Mittelmächte, vor allem deshalb, weil die Juden im deutschen Kaiserreich und in der k. u. k. Monarchie frei lebten, sich zum Großteil assimilierten und nicht zuletzt, weil die Mittelmächte gegen Rußland kämpften, das Land der Judenverfolgung und Pogrome.

Nun wendete sich das Blatt. England hatte sich förmlich als Schutzmacht der Juden proklamiert. Das hatte besonders in den USA, in denen schon damals zahlreiche Juden tätig waren, nachhaltiges Echo gefunden.

Die englische Initiative hatte ihren guten Grund. Der Secret

Service erfuhr aus Konstantinopel, daß der alte Fürst von Bülow, obgleich nicht mehr im Dienste, bei Kaiser Wilhelm II. anregte, auf die Türken einzuwirken, damit sie Palästina den Juden als nationale Heimstätte übergeben sollten. Der Fürst erinnerte sich an Theodor Herzl, der seinerzeit beim Kaiser vorgesprochen hatte, um ihn für seine Ziele zu gewinnen. Für die Türken wäre das kein großes Opfer gewesen, da sie ja mit den Arabern ständig Schwierigkeiten hatten. Fürst von Bülow, der natürlich auch seine Informationen hatte, wollte damit verhindern, daß die englisch-amerikanischen Juden ihre Glaubensgenossen in der ganzen Welt in die Front gegen die schwerringenden Mittelmächte brächten.

Wie es heißt, soll Kaiser Wilhelm II. damit einverstanden gewesen sein, und selbstverständlich sickerte in Konstantinopel der Vorschlag des deutschen Kaisers durch. London erkannte, daß es nun schneller sein müßte. Der britische König und seine Regierung versprachen in der Balfour-Deklaration Palästina den Juden um so leichter, als ja das vergebene Land ihnen zu dieser Zeit gar nicht gehörte und noch immer fest in türkischem Besitz war.

Fürst von Bülow folgte mit seinem Plan dem deutschen Kanzler Otto von Bismarck, der beim Berliner Kongreß 1878, als man die politische Ordnung auf dem Balkan herstellte, durchsetzte, daß die Juden auf dem Balkan, besonders in Rumänien, Staatsbürgerschaft erhielten. Bis zu jener Stunde waren nämlich die Juden auf dem Balkan staatenlos gewesen!

Bismarck gewann sich dadurch die Sympathien des ganzen Judentums, und es ist nichts törichter, als wenn heute jüdische Publizisten, die von der Geschichte ihres eigenen Volkes nur sehr spärlich Kenntnis haben, den großen deutschen Kanzler von Bismarck angreifen, dem wir Juden soviel verdanken.

So kam es, daß nun die britische Regierung mit der Balfour-Deklaration ein und denselben Raum praktisch dreimal vergab, der zu dieser Zeit noch zum osmanischen Reich gehörte.

Es ist erstaunlich, daß die britische Regierung dieses wichtige Schreiben nicht an eine schon damals bestehende zionistische Zen-

trale sandte, sondern an eine wenn auch überaus begüterte jüdische Privatperson: Lord Rothschild.

Die Formulierung über die „bürgerlichen und religiösen Rechte der in Palästina bestehenden nichtjüdischen Gemeinden" läßt überdies deutlich erkennen, daß der damalige britische Außenminister keine Ahnung von den seinerzeitigen Verhältnissen in Palästina hatte.

Diese nichtjüdischen Gemeinden Palästinas bildeten selbstverständlich die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung des Landes. Seit achtzehnhundert Jahren befanden sich ja keine nennenswerten jüdischen Gemeinden mehr in Palästina. Vielleicht waren 1917 etwa 30 000 bis 40 000 jüdische Einwanderer im Lande. Eine jüdische Urbevölkerung existierte *überhaupt nicht.*

Die Balfour-Erklärung fand aber nicht in allen jüdischen Kreisen solch ungeteilten Beifall wie natürlich bei den Zionisten. Der jüdische Staatssekretär für Indien, Edwin Samuel Montagu, ein antizionistischer Jude, befürchtete sogar, daß sie die in England lebenden Juden zu Ausländern machen und ihre Existenz gefährden könnte. Doch da diese Erklärung politische Beweggründe hatte, wurde sie ausgesprochen, obwohl starke Bedenken dagegen laut wurden. Aber konnte Sir Samuel Montagu die Erklärung auch nicht verhindern, so schwächte er sie doch erheblich ab.

Die Zionisten nahmen die Balfour-Erklärung als einen Freibrief auf Palästina. Chaim Weizmann drückte damals aus, was man in ihrem Lager dachte: „Durch die jüdische Einwanderung wird Palästina so jüdisch werden, wie England englisch ist."

Noch war es freilich nicht so weit. Denn in Palästina gab es etwas, was dem Plane eines Israelstaates viel stärker entgegenstand als der Krieg und die deutsche und die türkische Armee: Die Palästinenser; denn diese waren in ihrer erdrückenden Mehrheit damals noch muselmanische Araber.

Ehe sich der Traum vom selbständigen Staat Israel verwirklichen sollte, mußte noch viel Leid über die Juden kommen, um sie zur Einwanderung nach Israel zu bewegen.

Und vor allem mußten die Araber aus Palästina verschwinden; für beide war einfach kein Platz vorhanden.

Doch wenn man streng sachlich und objektiv zurückblickt, auf all das Blut, das die Zionisten und auch die Araber in der späteren Entwicklung in Palästina vergossen haben, dann muß man erkennen, daß die größte Schuld an allem, was schließlich in Palästina geschah, nicht die Zionisten trifft, nicht die Araber, sondern jene englische Politik, die im Interesse ihres Kriegszieles das Land dreimal verschenkte und letzten Endes jenen Zündstoff schuf, an dem später Zehntausende von Menschen zugrunde gingen und viele Hunderttausende in Not und Unglück gestürzt wurden.

Um die hebräische Sprache

Tief in Gedanken versunken, hatte ich mich nun im hereinbrechenden Abend glücklich verlaufen und fand nicht mehr zurück. Vorsichtig fragte ich einen daherkommenden jungen Mann in hebräischer Sprache nach dem Weg.

Er spuckte vor mir aus und schrie mich jiddisch an:

„Wenn du schon unsere heilige Sprache mißbrauchst, solltest du dich doch auch in der heiligen Stadt auskennen", wandte sich ab und ging weiter, ehe ich ein Wort hatte sagen können.

Verblüfft starrte ich ihm nach. In den Mittagsstunden hatte ich, natürlich auf Jiddisch, in einem Amt der Stadtverwaltung ebenfalls um Auskunft ersucht. Der Beamte sah mich eisig an und wies mit der ausgestreckten Hand auf ein Plakat, auf dem zu lesen stand: „Hier wird nur hebräisch gesprochen."

Dieses Plakat erinnerte mich an etwas; ich zuckte zusammen. Als die Rumänen nach dem ersten Weltkrieg in die Bukowina kamen, war ihre erste Amtshandlung, daß sie überall Schilder und Plakate anbrachten mit der Aufschrift: „Hier wird nur rumänisch gesprochen." Der kleine Jude, der schwäbische Bauer, kurz, alle, die nicht rumänisch sprachen, waren verraten und verkauft. Sie brauchten nun im Verkehr mit der Obrigkeit für alles einen Dolmetscher.

Zu gerne hätte ich dem kleinen Beamten hier meine Gedanken mitgeteilt. Doch er blickte mich derart hochmütig an, daß ich mich schweigend umwandte und wieder ging. Wie man es machte, war es eben verkehrt, und ich wußte nun wirklich nicht mehr, wie ich sprechen sollte, um nicht Anstoß zu erregen.

In der nichtjüdischen Welt werden oft aus Mangel an Kenntnis hebräisch und jiddisch miteinander verwechselt, obwohl es sich dabei um zwei grundverschiedene Sprachen handelt, denen nur die Schriftrichtung — von rechts nach links — gemeinsam ist.

Das Wort hebräisch kommt aus dem hebräischen iwrith, das man vorn mit dem Buchstaben Ajin schreibt, einem Vokalträger, der hier als i gelesen wird. Hebräisch gehört zu den Südgruppen der semitischen Sprachen, also der aramäischen, assyrischen, arabischen und anderen. Im Laufe der Zeit wurde das Hebräisch von diesen verwandten Sprachen sehr beeinflußt. Hebräisch sprachen die ersten Gruppen der Israeliten, als sie ihr Nomadenleben aufgaben, um in Kanaan ansässig zu werden.

Als Nomaden können unsere Urahnen nicht über eine einwandfreie Sprache verfügt haben. Waren sie wirklich nachher 400 Jahre lang in ägyptischer Sklaverei, dann fehlte ihnen die Möglichkeit, eine Schriftsprache zu entwickeln. Daher ist anzunehmen, daß sie mit der Ansässigkeit in Kanaan mit dem im frühen Altertum dort in der Nähe des Toten Meeres lebenden kleinen, aber technisch entwickelten und sehr intelligenten Volke der Nabatäer bekannt wurden und von ihm Kultur und Sprache übernahmen.

Im Exil in Syrien und Babylon bereicherte sich die hebräische Sprache um Wörter dieser Völker, und später nahm sie viele griechische Verben auf, da zu jenen Zeiten die Griechen kulturell auf den ganzen Mittelmeerraum ausstrahlten. Bis zur zweiten Zerstörung des Tempels war das Hebräische die Hauptsprache des israelitischen Volkes. Nachher wurde es allmählich von der aramäischen Sprache verdrängt. Schon zu Zeiten Jesu war das Aramäische die allgemeine Volkssprache der Israeliten.

Im Buch der Richter ist zu lesen: „Auf Fragen der Kinder Israels,

wer als erster gegen die Kanaaniter streiten soll, befahl Jehova, daß es Juda tun soll. Andere Stämme vertrieben aber die Besiegten nicht und lebten in ihrer Mitte. Und die Kinder Israels wohnten inmitten der Kanaaniter, der Hethiter, Ammoniter und der Persiter und der Hewiter und Jebusiter, und sie nahmen sich deren Töchter zu Weibern und gaben ihre Töchter deren Söhnen und dienten ihren Göttern."

In dieser Gefahr der totalen Assimilierung in der biblischen Zeit mahnten die Schriftgelehrten immer wieder, man möge die hebräische Sprache der jungen Generation beibringen, um so wenigstens die religiöse Tradition zu erhalten. Auf diese Weise wurde Hebräisch die Sprache der Bibel.

Die hebräische Grammatik entwickelten die Schriftgelehrten erst im 8. Jahrhundert, sehr beeinflußt durch die arabische Sprache, die lebendig geblieben war. Hauptsächlich beschäftigten sich die Karaimer Juden, die auch vorher schon die Punktation erfanden, mit der hebräischen Sprache. Diese Karaimer Juden, deren Nachkommen heute noch leben, halten sich in allen Fragen der Religion im Gegensatz zu den anderen Juden streng an das geschriebene Wort und verwerfen die mündlichen Überlieferungen, die erst später niedergeschrieben wurden. Sie lebten vornehmlich in Persien, Ägypten und der Türkei; heute gibt es noch karaimische Gemeinden in Jerusalem, auf der Krim und in Saloniki. Die übrigen jüdischen Gemeinden erkannten das Streben der Karaimer nicht an und wollten ihnen sogar die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft absprechen.

Erst zu Ende des 19. Jahrhunderts wurde die hebräische Sprache durch die damals gerade entstandene zionistische Bewegung propagiert. Während das biblische Hebräisch von Aramäisch und Arabisch beeinflußt wurde, wird das neue Hebräisch dagegen stark vom Griechischen und Latein geprägt. Im Staat Israel ist Hebräisch die Amtssprache, während es im Weltjudentum als Umgangssprache nicht gesprochen wird. Dazu kommt allerdings, daß das Neuhebräisch von dem biblischen Hebräisch sehr verschieden ist. In Jerusalem

amtiert eine offizielle Sprachenkommission, deren Aufgabe es ist, die hebräische Sprache zeitgemäß zu gestalten, neue Wörter und Begriffe in die Sprache aufzunehmen, um sie so künstlich zu bereichern.

Nun ist die Wiedererweckung einer biblischen Sprache erklärlicherweise von Hause aus ein großes Wagnis, das in der Praxis oft an den Rand des Grotesken führen muß. Die Vokale werden im Hebräischen meist lediglich durch Punkte und Strichlein, die unter die Buchstaben gesetzt werden, angedeutet. Diese Vokalstellvertretung (Nekidoth) ist eben die Erfindung der Karaimer Juden, die aber allgemein abgelehnt wird. Schon im Altertum klagten daher Talmudgelehrte, daß durch die fehlende Punktation und durch die Armut der Sprache selbst beim Auslegen der Heiligen Schrift oft grobe Mißverständnisse entstanden.

Die gesamte israelische Tagespresse erscheint heute ohne diese Punktation, da es, wie man mir in Jerusalem sagte, unmöglich sei, die Punkte bei den Druckbuchstaben anzubringen. Das ist sehr schade, denn die Punktation erleichtert das Lesen des Hebräischen beträchtlich. Erst daraus kann der Leser erkennen, welches Wort gemeint ist. Man muß der hebräischen Sprache schon weitgehend mächtig sein, um sich immer in ihr zurechtzufinden. Dazu gibt es im Hebräischen für ein und denselben Buchstaben verschiedene klangliche Aussprachen. Das a kann je nach der Bedeutung des Wortes als a, jedoch auch als o und e ausgesprochen werden. Das b ist b, kann aber auch w sein, ähnlich wie im Spanischen. F ist f, kann aber auch p sein. Auf Grund dieser Situation kann sich der Leser bei der Lektüre des neuen Hebräisch ohne Punktationen nur auf seine Logik verlassen. Da der Großteil der israelischen Bevölkerung sehr hart um seine Existenz kämpft, bringt kaum jemand die Zeit zu einem wissenschaftlichen Studium des Hebräischen auf. Durch das flüchtige Lernen der Sprache entstehen daher laufend Begriffsverwirrungen und Ungenauigkeiten, von denen sich der Laie keine Vorstellung macht. So kann zum Beispiel das hebräische Wort chbl bedeuten: Geburtswehen, Strick, Landstrich, Verderben, Schaden.

Die Armut des biblischen Hebräisch — selbstredend aller Sprachen aus dieser Frühzeit der Menschheit — geht deutlich aus dem *chawer* ausgesprochenen Wort hervor. Chawer heißt nämlich nicht nur Kollege, sondern auch Kamerad, ja sogar Genosse, darüber hinaus Mitglied und Geselle. In völlig unlogischem Gegensatz dazu heißt jedoch Zeitgenosse ben dor. Glaubensgenosse heißt ben brith. Das wirkliche Wort Genosse, nämlich chawer, kommt in dieser Zusammenstellung gar nicht vor. Im Gegensatz zu dieser primitiven Wortarmut — das Hebräische kennt, wie diese Beispiele beweisen, oftmals für fünf deutsche Wörter nur ein Wort — gibt es aber für andere Wörter gleich mehrfache Bezeichnungen. Versammlung heißt hebräisch assifa, waad oder knesseth.

Dazu kommt noch, daß die askenasischen Juden einzelne Wörter anders sprechen als die sephardischen Juden. Das Wort amt, Wahrheit, wird von den askenasischen Juden emes ausgesprochen, von den sephardischen Juden jedoch emeth.

In Israel wird offiziell das Neuhebräische im wesentlichen nach der sephardischen Mundart ausgesprochen, obgleich die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung von den askenasischen Juden gestellt wird. Die modernen hebräischen Sprachwissenschaftler kamen aber zu der Überzeugung, daß die sephardische Mundart die richtige und zeitgemäße sei.

Askenasim stammt aus dem Bibelwort askenas, welches schon im ersten Buch Moses für ein Land und Volk erwähnt wird, das aus dem Stamme Noah hervorgegangen ist. Das Wort wurde von den Hebräern aufgenommen. Später wurden dann die Juden, die in Deutschland lebten, als Askenasim oder askenasische Juden bezeichnet, da in den alten Talmudschriften Deutschland zuerst als germanica, später aber als askenas bezeichnet wurde. Zu den askenasischen Juden zählen jene aus Deutschland, ganz Osteuropa und Nordamerika.

Sephardim kommt aus dem Wort Sephard, so wurde in den alten Talmudschriften Spanien genannt. Die sephardischen Juden stammen aus Spanien, Portugal, Italien, Bulgarien, Rumänien, Griechen-

land, Türkei und Südamerika. Während der Ursprung der askenasischen Juden völlig eindeutig ist, gehen die Meinungen der jüdischen Historiker über die Herkunft der sephardischen Juden auseinander. Es gibt Wissenschaftler, die der Ansicht sind, daß die Sephardim gar nicht vom biblischen Israelvolk abstammen, sondern von den Phöniziern, einem Volk aus Kanaan. Andere wieder meinen, daß schon 700 vor Christus Juden in Spanien lebten, die aus Israel dorthin ausgewandert waren. Auch die Gebräuche der sephardischen Juden sind von denen der askenasischen verschieden. Die Sephardim führen durchweg hebräische, spanische und arabische Namen und nennen ihre religiösen Vorsteher nicht Rabbi, was Meister oder Lehrer bedeutet, sondern chacham, was Weiser heißt. Die bekannten Persönlichkeiten der sephardischen Juden sind unter anderem Maimonides, Spinoza und der bekannte britische Politiker Disraeli.

Entstehung des Jiddischen

Bald nach der Vertreibung der Juden aus Palästina kamen große Gruppen dieser jüdischen Heimatvertriebenen mit den Römern nach Germanien und wurden besonders am Rhein ansässig. Sie bildeten die mächtige und entscheidende Gruppe der Askenasim. Schon im Jahre 321 nach Christus wird die erste jüdische Gemeinde in Köln am Rhein genannt.

Natürlich erlernten die Juden in Deutschland die Landessprache, doch untereinander redeten sie eine Zeitlang, um eine Art Geheimsprache zu haben, welche die Landesbevölkerung nicht verstand, das biblische Hebräisch. Im Verlaufe der Entwicklung vermengte sich die deutsche Landessprache in starkem Maße mit dem biblischen Hebräisch, und die Juden behielten lediglich die Schreibrichtung von rechts nach links bei. Durch Generationen nahm das Hebräisch langsam, aber stetig ab und das deutsche Idiom dafür zu. Es entstand ein Deutsch-Hebräisch beziehungsweise Hebräisch-Deutsch, anfänglich ein Sprachengemengsel, welches allmählich zu einer eigenen

Sprache und nun Jiddisch genannt wurde. Nicht nur der rheinische Dialekt beeinflußte dieses Jiddisch, sondern auch der schwäbische und fränkische.

Obgleich sich die askenasischen Juden auf deutschem Boden gut entwickelten und einlebten, wurden sie dennoch als Fremdkörper Sondergesetzen und -bestimmungen unterworfen. Viele Jahrhunderte hindurch durfte kein Jude in Deutschland Grundbesitz erwerben, durfte kein Jude ein Handwerk erlernen oder ausüben, und nur der Handel und das Geldgeschäft wurden gestattet. So vollzog sich unter den Juden, die als Orientalen von Hause aus eine starke Begabung für den Handel haben, eine sozialpolitische Umschichtung. Die ins Land gekommenen Handwerker und Bauern wurden offiziell zu jenen Geschäften gezwungen, deren erfolgreiche Ausübung man ihnen später so sehr ankreidete.

Als dann im 9. Jahrhundert Ludwig, der Sohn Karls des Großen, den Juden Freibriefe aushändigte, die sie gesetzlich schützten, vergrößerten sich die jüdischen Gemeinden in den deutschen Landen sprunghaft. Doch kaum hundert Jahre später setzten die ersten größeren Verfolgungen ein. Der Höhepunkt der antijüdischen Strömung wurde in den Zeiten der Kreuzzüge erreicht, in denen sich die Phantasie der kleinen Leute vor allem an der Hinrichtung Jesu entzündete.

Bis zum heutigen Tage fand sich niemand, der einmal offiziell ausspricht, daß dieser Josua — oder Jesus — kein Deutscher, Franzose, Spanier oder Italiener war, sondern ein Jude wie seine Ankläger auch.

Noch vor einigen Jahren fiel mir in München ein kleines Buch in die Hände, „An Gottes Hand", katholisches Religionsbüchlein für das erste Schuljahr, von den bayerischen Bischöfen herausgegeben und für den Schulgebrauch ministeriell genehmigt.

Darin steht unter anderem wortwörtlich: „Die Jünger waren beisammen und hatten die Türen verschlossen aus Furcht vor den Juden."

Nun, Jesus und seine Freunde beziehungsweise seine Jünger ver-

steckten sich nicht vor den Juden, denn da sie alle selber Juden waren, hätten sie sich in diesem Falle vor sich selbst verstecken müssen, sondern vor ihren politischen Gegnern, den Pharisäern und Sadduzäern. Manchmal scheint es, daß diese Pharisäer noch lange nicht ausgestorben sind!

Trotzdem entwickelten sich die jüdischen Gemeinden in Deutschland zu jener Zeit, und es gab besonders blühende Gemeinden in Mainz, Regensburg, Köln und anderswo. Das Zentrum des geistigen und religiösen Judentums lag in Deutschland.

Die ersten Judenverfolgungen in Deutschland hatten aber bald Auswanderungen der Juden nach dem Osten zur Folge. Die polnischen Fürsten luden sogar die Juden ins Land, um zwischen den Leibeigenen und dem Adel ein Bindeglied zu erhalten. 1254 erließ Fürst Boleslaw der Fromme in Polen Schutzgesetze für die Juden und gab ihnen Gleichberechtigung.

Als diese Maßnahmen bekannt wurden, wanderten immer mehr deutsche Juden nach Polen ab. Namentlich nach dem Ausbruch der Pest, für den die Juden verantwortlich gemacht wurden und wobei es in Deutschland zu Mord und Totschlag kam, strömten sie aus Deutschland nach Polen, wo sie König Kasimir der Große unter seinen besonderen Schutz nahm. Kasimirs Freundschaft mit den Juden soll durch eine jüdische Geliebte verursacht worden sein, die ihm eine Reihe Kinder schenkte und den König zugunsten der Kinder Israels beeinflußte.

Der polnische Staat brauchte seine judenfreundlichen Maßnahmen nicht zu bereuen. Kurze Zeit später ging beinahe der gesamte europäisch-asiatische Welthandel durch Polen, da die deutschen Juden natürlich ihre weltweiten Handelsbeziehungen nun über Polen laufen ließen. Das Land blühte auf und die jüdischen Gemeinden nicht weniger. Mit diesen emigrierten Juden aus Deutschland war aber auch die jiddische Sprache nach dem Osten gewandert. Dort trafen sich die Emigranten mit kleineren Gruppen ortsansässiger Juden, die ein Gemisch von Hebräisch und Slawisch sprachen und wahrscheinlich Sekten entstammten, die aus heidnischen Gruppen der

Ukraine und Polens zum Judentum übergetreten waren. Diese Gruppen wurden nun von deutschen Juden, die in großer Zahl erschienen waren, aufgesogen, und die jiddische Sprache verbreitete sich immer mehr.

Die Glanzzeit der Juden in Polen ging jedoch sehr bald zu Ende, denn gerade das wirtschaftliche Aufblühen erregte den Neid der Nachbarn, und bald kam es zu Kriegen mit Schweden und Rußland.

In diesen Kämpfen ging auch der Wohlstand der polnischen Juden verloren. Bald wurden sie teils von den plündernden Kosaken Bogdan Chmielnitzkis, teils von den polnischen Söldnern Stephan Tscharnetzkis beschuldigt, die Dienste des jeweiligen Gegners zu besorgen, um sie besser ausrauben zu können. So starben damals Hunderttausende von Juden in Polen, weil sie dem Land Reichtum und Wohlstand gebracht hatten. Unbeschreibliche Armut und Verzweiflung waren die Folge. In dieser Not entstanden verschiedene mystische Bewegungen, geheime Kabbalalehren, und es kam zur Entstehung des Chassidismus. Chassid ist ein hebräisches Wort und heißt fromm.

In Deutschland begann sich das Leben der Juden ein wenig zu normalisieren, so daß manche von ihnen angesehene Stellungen erreichten. Der Bekannteste jener Zeit ist Joseph Josselmann von Roßheim (1480—1554); er galt als Vertreter der Juden im deutschsprachigen Raum und war einer der Ratgeber Kaiser Maximilians I. und Kaiser Karls V. In letzterem soll er auch Sympathien für die lutherische Bewegung erweckt haben. Luther versuchte Josselmann für seinen Kampf gegen das Papsttum zu gewinnen, was dieser aber begreiflicherweise ablehnte. Das soll die Ursache dafür gewesen sein, daß Luther in einer späteren Schrift eine judenfeindliche Einstellung an den Tag legte.

Doch zurück zu den Juden in Polen! War auch ihr Lebensniveau nun auf das stärkste gesunken, hatten sich die Existenzbedingungen auch sehr verschlechtert, die jiddische Sprache wurde davon sowenig betroffen wie die mosaische Religion. In älteren hebräischen Schriften wird die jiddische Sprache anfänglich hebräisch-taitsch oder ein-

fach die Askenassprache genannt. Im 15. Jahrhundert setzte sich dann die Bezeichnung jiddische Sprache durch.

Während das Hebräische weiterhin starr und unverändert die Sprache der mosaischen Religion blieb, entwickelte sich das Jiddische immer klarer und deutlicher zur mächtigsten jüdischen Umgangssprache. Es besitzt im Gegensatz zum Hebräischen alle Vokale und genaue Sprachregeln. Während es zu Beginn mit gotischen Schriftzeichen geschrieben wurde, setzten sich später die hebräischen Schriftzeichen und die Schreibrichtung von rechts nach links durch. Deshalb sind im Jiddischen keine Verwirrungsmöglichkeiten wie im Hebräischen vorhanden. Die größten jüdischen Gelehrten, Wissenschaftler und Dichter schrieben daher ihre Werke nicht in Hebräisch, sondern in Jiddisch. Der bedeutendste jüdische Gelehrte, Moses Maimonides (1135—1204) schrieb arabisch, der weltberühmte Philosoph Baruch Spinoza (1632—1677) lateinisch.

Mit dem Entstehen größerer jüdischer Gemeinden in den USA kam das Jiddische auch nach Amerika und bereicherte sich auf Kosten des deutschen Sprachelementes mit vielen englischen Vokabeln. Daß es sich bei Jiddisch um eine echte Sprache handelt, die ein lebendiges Volk zum Leben erweckte, wird jeder feststellen können, der etwa das Jiddische mit dem Esperanto vergleicht, welches wohl vom jüdischen Sprachwissenschaftler Ludwig Zammenhoff künstlich geschaffen wurde, sich aber trotz der Unterstützung, welche diese Kunstsprache beinahe in der ganzen Welt fand, nicht durchsetzen konnte. Das Jiddische dagegen verfeinerte und modernisierte sich immer mehr, so daß schließlich 1908 in Czernowitz, wie schon gesagt, der erste jiddische Sprachweltkongreß stattfinden konnte. Darum ist es nicht verwunderlich, daß die entscheidenden kulturellen Werke des Judentums in dieser jiddischen Sprache erschienen.

Zugegebenerweise stand der Zionismus vor einem sehr schweren Problem. Die askenasischen und die sephardischen Juden verstanden sich ja praktisch überhaupt nicht. Bei den ersten zionistischen Kongressen herrschte durch die Österreicher Herzl und Nordau die deutsche Sprache vor, später einigte man sich auf Englisch, vor allem deshalb, weil Palästina ein englisches Mandat war und weil die meisten Delegierten und Chaim Weizmann englisch sprachen.

Dieses Sichauseinanderleben großer jüdischer Gruppen zwang den Zionismus zu einer Reformierung der hebräischen Sprache, die vom ersten Moment an bei den orthodoxen Juden auf heftigen Widerstand stieß, da sie in der Profanierung der heiligen biblischen Sprache eine Sünde sehen.

Beinahe gezwungenerweise versuchte der Zionismus die biblische Sprache der Hebräer wieder zu einer lebendigen Sprache zu erwecken und zu modernisieren. Besonders das letztere war um so nötiger, als sich ja die Erde inzwischen fast 2000 Jahre lang weitergedreht hatte und in der biblischen Zeit für die meisten Dinge unseres heutigen Alltags keine Ausdrücke vorhanden waren, weil es diese Dinge einfach nicht gab.

Bedauerlicherweise führte die israelische Regierung ihre Hebräisierung so rigoros durch, daß man, ohne zu übertreiben, von einer Zwangshebräisierung sprechen muß. Der Fanatismus, mit dem diese Zwangshebräisierung betrieben wurde und betrieben wird, ist widerlich. Die Mapai zum Beispiel zwingt ihre Mitglieder, die alten Familiennamen, die ihre Vorfahren, zum Teil durch Jahrhunderte, trugen, abzulegen und neue konstruierte Namen anzunehmen. Die Masse der Einwohner Israels machte sich über die Versuche der Regierung, von heute auf morgen eine neue Sprache aus dem Boden zu stampfen, lustig.

Eine alte, kranke Jüdin, erzählte man sich, die in Tel Aviv von einem Amt eine Unterstützung erhielt, konnte nicht lesen und nicht schreiben. Darum machte sie drei Kreuze statt der Unterschrift. Als

sie nach ein paar Monaten wiederkam und wieder etwas erhielt, nahm sie stolz den Bleistift und unterzeichnete mit drei Nullen.

Der Beamte fragte erstaunt, was das bedeuten solle, sie habe doch immer nur mit drei Kreuzen unterzeichnet.

Die Alte lächelte schlau. „Ich weiß wohl, daß alle ihre Namen ändern", meinte sie geheimnisvoll. „Warum soll ich das nicht tun?"

Offiziell spricht in Israel niemand mehr Jiddisch. Man darf es gar nicht wagen, mit israelischen Politikern und Beamten jiddisch zu sprechen. Jiddisch ist als die Sprache des Galuths, der Verbannung, verpönt und wird darüber hinaus geringschätzig als „Jargon" abgetan, obwohl etwa 30 Prozent aller Zeitungsleser dort jiddische Zeitungen lesen. Nur die erdrückende Masse der Neueinwanderer, fast durchweg askenasische Juden, spricht unter sich jiddisch, selbstredend auch deutsch, russisch, rumänisch, polnisch, litauisch oder englisch, je nach dem Herkunftsland.

Gerade, als ich nach Israel kam, starb ein Mitarbeiter — vermutlich der Gründer und Herausgeber — der in deutscher Sprache erscheinenden Tageszeitung „Jedioth Chadaschoth", ein aus Deutschland eingewanderter Zionist. Gerüchtweise wurde behauptet, er habe sich so darüber aufgeregt, daß kurze Zeit vorher sein Büro und seine Druckerei in Tel Aviv von fanatischen Zwangshebräisierern in Brand gesteckt worden waren und er, der verfolgte deutsche Jude, von den Sabres, der bereits in Israel geborenen Jugend, als „Hitler" beschimpft worden war, daß er daran gestorben sei.

Mit dem Ausbruch der Kämpfe zwischen den Arabern und den Israeli entstanden aus der Zwangshebräisierung oft tragische Situationen. Selbstverständlich waren alle Einweisungsschilder der Hagana in Hebräisch gehalten. Neueinwanderer, die als Soldaten in der Hagana Dienst versahen, konnten aber noch nicht Hebräisch. Sie wußten daher oft nicht, wo Minen gelegt waren oder wo eine Strecke vom Feinde eingesehen wurde. Manche Israeli fielen darum nicht den Arabern zum Opfer, sondern der unerbittlichen Zwangshebräisierung. In Jerusalem erzählte man mir, daß ein amerikanischer Colonel, der sich als Jude freiwillig zur Hagana gemeldet

hatte, nachts von einem israelischen Posten seiner eigenen Einheit erschossen wurde. Der Posten rief ihn hebräisch an, der Colonel, der nicht verstand, antwortete nicht. Darauf gab der Posten Feuer, weil er glaubte einen Araber vor sich zu haben.

Sicherlich wird sich im Laufe der Zeit die hebräische Sprache in Israel entwickeln und vervollständigen. Dies wäre jedoch zweifellos auch ohne diese drastischen Maßnahmen möglich.

Die Zwangshebräisierung birgt für das gesamte Weltjudentum eine große Gefahr, die man nicht sehen will oder nicht sehen darf. Obgleich das askenasische Judentum im Osten Europas im zweiten Weltkrieg infolge der grausamen Hitlerschen Judenverfolgung und der Kriegseinwirkungen riesige Verluste hinnehmen mußte, spricht das Weltjudentum auch jetzt noch in überwiegender Mehrheit jiddisch.

Durch diese Zwangshebräisierung kommt nun zu den verschiedenen politischen Differenzen des Judentums noch die sprachliche. Sie muß zu einer förmlichen kulturellen Trennung zwischen den Israeli, die nur eine kleine Minderheit des Weltjudentums darstellen, und der Masse der außerhalb Israels lebenden Juden, besonders der Juden in den USA, führen. Daran hat man offenbar bei den Maßnahmen der Zwangshebräisierung nicht gedacht und will es anscheinend auch heute nicht zur Kenntnis nehmen.

Nicht zuletzt im Interesse Israels muß man hoffen, daß sich zum mindesten in dieser Frage eine Änderung der offiziellen Auffassung durchsetzen möge.

DIE SÖHNE ISMAELS

Aufgewühlt fuhr ich von Jerusalem wieder nach Tel Aviv zurück. Da ich dort nichts Neues erfuhr, benutzte ich die Gelegenheit und begab mich zum Israelischen Militärkommando, um eine Bewilligung zum Besuche der Stadt Nazareth zu erhalten. Es war gar nicht so leicht, diese Bewilligung zu bekommen, denn Nazareth sowie die anderen Orte mit überwiegend arabischer Bevölkerung waren von der Umwelt hermetisch abgeschlossen.

Ich kann nur hoffen, daß unterdessen sich auch in Nazareth vieles geändert hat, denn als ich es 1950 besuchte, war ich erschüttert. Die Bus-Linien — es fuhr eine israelische und eine arabische Linie nach Nazareth — wurden wiederholt angehalten, und israelische Militärpolizisten kontrollierten die Ausweise der Passagiere. Ich fühlte mich wie im Kriege.

Die kleine Stadt, die für die christliche Welt von so hoher historischer Bedeutung ist, da hier Maria mit ihrem Sohn Jesus lange Jahre lebte, war überaus verwahrlost, und in den schmalen, engen Straßen, kaum drei Meter breit, herrschte unbeschreibliche Armut. Wo man ging und stand, wurde man von Dutzenden arabischer Kinder angebettelt. Diese arabischen Kinder waren durchweg unterernährt, und ein Araber, der Deutsch sprach, erzählte mir, daß es praktisch unmöglich sei, ausreichende Arbeit zu erhalten.

Nazareth breitet sich auf einer Anhöhe auf der Straße von Haifa nach Tiberias inmitten großer Wälder aus und hat sicherlich eines der gesündesten Klimata von ganz Israel. Rings um die Stadt herum lagen aber starke Militäreinheiten der israelischen Armee in Camps, und alle Ausfahrtstraßen waren von den israelischen Militärpolizisten genau bewacht. Die meisten der Araber, die keine Erlaubnis zum Verlassen der Stadt erhielten, lebten im Elend und hungerten sich kläglich durch.

Bei der Verkündigungskirche, auch El Bischara-Kirche genannt, wo der Engel Gabriel Maria erschien, traf ich einen der wenigen Juden, die damals in Nazareth wohnten. Er äußerte sich sehr vor-

sichtig — im ganzen arbeiteten damals nur vier jüdische Familien in Nazareth, von denen drei allabendlich zurückfuhren —: „Ich weiß nicht recht", sagte er, ein älterer Mensch, „was wir hier säen, werden wir dereinst ernten. Ich möchte das nicht erleben." Mein Zufallsbekannter wies mir auch die Richtung zum Hotel, das von einem Juden betrieben wurde. Ich besorgte mir Quartier und schlenderte noch durch die Straßen zur St. Josefskirche, zur alten Synagoge, zum Heiligen-Maria-Brunnen, von dem all das Wasser stammen soll, das die Christenheit in kleinen Fläschchen in aller Welt verkauft, und ging schließlich wieder in das Hotel zurück, wo ich einen katholischen Pfarrer aus Preßburg traf, der schon über fünf Jahre in Nazareth weilte.

Außer in Jerusalem erweist sich in Nazareth die Zerrissenheit des Christentums am deutlichsten. Über vierhundert christliche Missionsgesellschaften und Sekten vertreten hier sowie in Jerusalem die christliche Lehre und bekämpfen sich zum Teil untereinander. Natürlich gibt es auch in Nazareth eine römische, eine griechische, eine russische Mission, und das ist für die Stadt sehr gut, denn die einzige Einnahmequelle, die noch vorhanden ist, kommt von den Touristen, welche die heilige Stadt besuchen und hier alle möglichen Andenken erwerben. Ansonsten war der Pfarrer, der mir sehr freundlich entgegenkam, genauso niedergeschlagen wie der Jude, den ich zuerst gesprochen hatte. „Israel ist zu den biblischen Zeiten zurückgekehrt", flüsterte er mir zu, „die hier praktizierten Methoden werden von Haß und Gewalt diktiert."

Wir plauderten eine Weile über dies und jenes, bis ich endlich mein Zimmer aufsuchte, wo mich leider keine wohltuende Ruhe überfiel, sondern ein wahres Heer von Wanzen.

Ziemlich erschlagen erhob ich mich am nächsten Morgen und war glücklich, Nazareth wieder mit dem Omnibus verlassen zu können. Sinnend sah ich zurück, denn lange noch konnte man Nazareth auf der Höhe sehen. Im Talmud wird diese Stadt ebensowenig genannt wie Jesus. Sicher wurden diese Stellen später zensiert. Nur der berühmte Schriftgelehrte Haklier erwähnt Nazareth als die Stadt der

Priester. Und das ist sie trotz aller Wirrnisse der Zeit mit ihren zahlreichen Missionen auch bis zum heutigen Tag geblieben.

Der Omnibus war nicht sehr voll. Vor mir saß ein etwa achtjähriger Knabe, der zu meinem Erstaunen eine richtige Pistole an einem Lederriemen umgehängt trug. Der Junge, zweifellos ein Sabre, ein schon im Lande Geborener, blickte gelangweilt vor sich hin.

„Hör mal zu", begann ich ein Gespräch, „du hast ja eine tolle Pistole! Was willst du denn damit machen?"

Der Knabe wandte sich um, musterte mich von oben bis unten und sagte dann lachend: „Einen Araber erschießen, was denn sonst?"

Mir blieb das Herz stehen. Auf Schritt und Tritt stieß ich auf eine Erziehung zum Haß, die einfach unheimlich war.

Das ganze Milieu erinnerte mich an die traurigsten Zeiten des zaristischen Regimes, in dem auch wir jungen Juden im Haß gegen alles Nichtjüdische erzogen wurden. Damals war das aber eine normale Reaktion auf die pausenlosen Verfolgungen, Quälereien und Pogrome, die wir über uns ergehen lassen mußten. Jedes Tier, das getreten wird, wehrt sich. Wenn wir Kinder ein christliches Begräbnis vorüberziehen sahen, rief eines dem anderen zu: „Heute einer, morgen hoffentlich zwei!", und es war selbstverständlich, daß wir sagten: „Ein Jude stirbt, ein Goi krepiert."

Beim Spielen pflegten wir Kinder eines dem anderen die Arme übers Kreuz zu legen. Das hieß soviel wie: Irgendwo möchte ein Christ gekreuzigt werden. Doch das alles war der normale Widerstand des Gehetzten. Aber hier? Hier war die Situation doch völlig umgekehrt. Hier hatten ja die Israeli alles in der Hand. Sie konnten doch entscheiden; sie waren die Träger der Macht, und die Araber waren ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Als Deutschland und die Verbündeten 1918 den ersten Weltkrieg verloren, geschah außer einigen verheißungsvollen Reden und Äußerungen britischer Politiker und Publizisten vorerst nichts. Die Regierung des britischen Königs dachte nicht daran, Palästina den Zionisten zu übergeben, und steckte es als britisches Mandatsgebiet selbst ein. Die Balfour-Deklaration wurde lediglich in das britische Mandatsstatut über Palästina eingebaut und die Jewish Agency als offizielle zionistische Vertretung anerkannt.

Begreiflicherweise waren die Zionisten nicht bereit, sich auf ein totes Gleis schieben zu lassen. Sie nützten die ihnen gegebenen Möglichkeiten mit allen Mitteln und schoben nun ihrerseits so viele Juden nach Palästina hinein, wie sie auf der ganzen Welt dafür anwerben konnten.

Die allgemeine Unsicherheit, die bolschewistische Revolution, die Gegenrevolutionen beunruhigten die Juden besonders im Osten, und es gelang den zionistischen Werbern, immer mehr Freiwillige nach Palästina zu bringen.

Diese Masseneinwanderung der Juden nach Palästina erregte nun die Araber, die seit der Balfour-Deklaration hellhörig geworden waren. Sie befürchteten nicht zu Unrecht, daß sie durch diese Entwicklung aus ihrem Lande verdrängt werden sollten.

Die ganzen Jahre zuvor hatten die Zionisten fortgesetzt Land aufgekauft. Sie erwarben jeden Quadratmeter Boden, ohne Rücksicht auf dessen Rentabilität. Die zionistischen Organisationen brauchten ja auf die wirtschaftlichen Realitäten nur wenig Rücksicht zu nehmen, denn ihre Landaufkäufe waren vordringlich politischer und nicht wirtschaftlicher Natur. Hinter ihnen standen die zionistischen Organisationen, die ihrerseits weite Teile des Weltjudentums wenigstens zur materiellen Unterstützung Palästinas mobilisiert hatten.

Diese großzügigen Landaufkäufe bedeuteten eine ernste Versuchung für die arabischen Großgrundbesitzer, die froh waren, oft

für ungerodetes wertloses Land beachtliche Beträge zu erhalten. Doch wurde nicht nur wertloses Land verkauft! Die zuerst Benachteiligten waren die kleinen arabischen Bauern und Pächter, deren patriarchalischer Pachtzins in keinem Verhältnis zu dem Gewinn stand, der durch die Verkäufe an die Zionisten geboten wurde. Erlagen die Großgrundbesitzer der Versuchung und verkauften, verloren die alteingesessenen Pächter nicht nur ihr Heim, sondern auch ihre Existenzgrundlage.

Im Rahmen eines zielbewußten Importplanes förderte Großbritannien in jenen zwanziger Jahren in Palästina noch dazu die Umstellung des Getreideanbaues auf Südfruchtkulturen. Getreide erhielt England aus seinen anderen Territorien in Hülle und Fülle, besonders von Kanada. Südfrüchte aber brauchte es. Die schwerfälligen arabischen Bauern konnten und wollten auch hier nicht mitmachen; oft fehlte es ihnen ja auch am nötigen Kapital. Die zionistischen Siedler hingegen, die natürlich hart arbeiten mußten, waren schneller. Sie begriffen die Absatzchance und überflügelten bald die Araber.

So verloren, lange ehe der wirkliche Kampf ausbrach, immer mehr arabische Bauern und Pächter ihre bisherige Existenz, wanderten als landarmes Proletariat vom Lande in die emporwachsenden Städte und bevölkerten die Slums, die noch rascher emporwuchsen als die europäischen Stadtviertel. Bald entstand unter den bedrohten Arabern eine gefährliche Stimmung. „Der Jude ist schuld!" wurde nun das geflügelte Wort in den Arabermassen, und zwischen den Kindern Isaaks und Ismaels, die im Grunde Blut von einem Blut und Mitglieder der großen semitischen Familie sind, entstand ein Haß sondergleichen.

Die Mandatsmacht, Großbritannien, erwies sich außerstande, die Dinge zu steuern. Im Jahre 1919, während der Friedensverhandlungen in Versailles, hatte sich der britische Außenminister Balfour offen für ein freies jüdisches Palästina erklärt. Lloyd George jedoch war für das englische Mandat und setzte sich durch. Selbst Clémenceau sprach sich gegen den Plan einer jüdischen Heimstätte aus, so

daß er mit Chaim Weizmann zum erstenmal ernste Differenzen bekam. Von den Arabern war nur Emir Faisal für die Balfour-Deklaration. Alle anderen lehnten sie energisch ab.

Der erste Hochkommissar Palästinas, Sir Herbert Samuel, selbst ein Jude, war an dem Zustandekommen der Balfour-Deklaration nicht unbeteiligt. Als er nach Palästina kam, wurde er von den Zionisten mit wahrer Begeisterung begrüßt. Doch schon kurze Zeit später stand er ratlos vor dem sich anbahnenden Chaos.

Die Araber versuchten, sich gegen die schleichende und alles beherrschende Wirtschaftsoffensive der Zionisten zur Wehr zu setzen. Sie lehnten nicht nur die Zionisten ab, sondern auch die Engländer, in denen sie die eigentlichen Schuldigen an der Situation sahen.

Als erstes forderten die Araber eine totale Sperre für weitere jüdische Einwanderungen. Das konnten und wollten die Engländer nicht erfüllen. Nun griffen die Araber zur Gewalt. Es kam zu blutigen Zusammenstößen, und schon 1920 fielen auf beiden Seiten die ersten Opfer dieses gigantischen Ringens um Palästina. Noch viele sollten folgen.

Über die Hintergründe dieses Kampfes wurde viel und vor allem viel Falsches geschrieben. Sie sind in Wahrheit so primitiv wie nur möglich. Vor rund 2000 Jahren war Palästina eine Epoche lang hebräisch gewesen. In den Talmudschriften wird Israel anfänglich Land Kanaan genannt, schließlich Land der Philister, Land der Ammoniter und dann erst Land der Juden oder Land der Hebräer. Am Schluß Land Israel. Der Name Palästina soll von Herodot im fünften Jahrhundert vor Christus erstmals genannt worden sein, er soll aus der philistrischen Sprache kommen. Viel später ist Palästina dann bei den jüdischen Historikern Flavius und Philon zu finden. In verschiedenen altchristlichen Schriften wird das Land als „Land der Israeliten“ aufgeführt.

Auf alle Fälle waren die Reiche Judäa und Israel zerfallen und ihre Bewohner von den Römern gewaltsam evakuiert worden. Die Umsiedlung war eine totale. Juden wanderten mit den Römern nach Westen, nach Norden und nach Osten. Sie lebten sich in Sprachen

und Sitten auseinander, gemeinsam blieb nur die biblische Sprache des alten Hebräischen und die Sehnsucht nach Zion: „Nächstes Jahr auf Wiedersehn in Jerusalem!"

Die allgemeine Ablehnung, welche die Juden bei den Gastvölkern erfuhren, der Haß, der ihnen als Fremdkörper überall entgegensprang, da sie durch die Jahrhunderte ihre Rasse und Religion erhielten, zwang sie, besonders tüchtig, fleißig und wohl auch raffiniert zu werden, um sich zu behaupten. Trotzdem blieben sie die Außenseiter, ja zum Teil die Ausgestoßenen, in denen die Sehnsucht nach einem eigenen Judenlande wach blieb.

Da setzte Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Periode der großen Assimilierung ein, die drauf und dran war, in Westeuropa zu siegen, und die natürlich auch nach dem Osten, nach Rußland, Polen, Rumänien und anderswo ausstrahlte. Das Getto schien endgültig überwunden, und eine neue Periode tat sich auf.

Dann erfolgte die Balfour-Erklärung. Zweifellos spielten bei den Erwägungen, die zu dieser Deklaration führten, nicht nur die kriegerischen Motive eine Rolle. Zwischen den westeuropäischen Juden und den Ostjuden waren längst Spannungen entstanden. Die europäischen Juden befürchteten eine Verschlechterung der allgemeinen Stimmung, ein Wiederaufflackern des Antisemitismus, wenn diese Massen meist besitzloser orthodoxer Juden in die Länder des Westens eindringen würden. Vor der vorrückenden russischen Armee im ersten Weltkrieg waren viele Zehntausende von Juden aus Polen und Galizien ins Deutsche Reich und nach Österreich geströmt. Doch war dies keineswegs nur eine Angelegenheit der deutschen Juden. Auch in England und Frankreich hatten die Juden einen Grad der Assimilation erreicht, der versprach, ihre Stellung für alle Zeiten zu festigen. Da nun die Ostjuden in Bewegung geraten waren, hofften einflußreiche westeuropäische Juden bestimmt, sie nach Palästina ablenken zu können. 1860 wurde in Paris die Alliance des Israélites gegründet. Sie hatte die Aufgabe, die nach Westen wandernden Ostjuden organisatorisch zu erfassen und ihnen die Auswanderung nach den USA, Südamerika und Palästina zu ermöglichen.

Die Alliance intervenierte auch in verschiedenen osteuropäischen Staaten gegen Ausschreitungen und Pogrome und nahm Verbindungen mit den Regierungen auf. Erst viel später, 1914, wurde in den USA der Joint gegründet.

Doch bekanntlich versiegte der Strom der jüdischen Einwanderung bald, und trotz der Balfour-Erklärung war die Lage der Zionisten in Palästina keineswegs rosig, denn die Araber wußten nun, um was es ging. 1920 kam es also zu den ersten schweren Zusammenstößen. Im Mai 1921 arteten diese Ausschreitungen anläßlich eines Brandes in Jaffa zu einem regelrechten Pogrom aus und verbreiteten sich über ganz Palästina. Die Engländer, und vor allem Sir Samuel, wußten keinen Rat.

Aus Rußland kommend, gelangte 1920 Wladimir Jabotinski (1880—1940), der Führer der Gruppe, die eine dynamische Revision der zionistischen Bewegung anstrebte, nach Palästina und versuchte sofort, einen bewaffneten jüdischen Selbstschutz in Form einer Legion zu gründen. Er versammelte die ersten 700 Freiwilligen, um den Kampf mit den Arabern aufzunehmen.

Doch nicht nur die Briten waren gegen die Bestrebungen Jabotinskis und seiner Gesinnungsfreunde, sondern auch andere Zionisten, so daß die britischen Gerichte schließlich Jabotinski verurteilten und ihn auf Lebensdauer aus Palästina auswiesen.

Im Juni 1921 hielt Winston Churchill im Britischen Parlament seine erste prozionistische Rede, in der er für ein jüdisches Palästina eintrat. Vorher hatte sich Churchill jedoch mit Emir Abdullah in Jerusalem ausgesprochen, und wenig später erhielt der Emir den ganzen Jordanteil von Palästina. So wurde schon damals das biblische Israel-Reich auf ein Drittel verkleinert. Das hinderte indes nicht, daß Churchill 38 Jahre später von israelischen Führern als ein großer Zionistenfreund proklamiert wurde.

Den Zusammenstößen von 1920 und 1921 folgten weitere, besonders die von 1929. Die arabischen Arbeiter streikten wiederholt, doch all ihre Versuche waren nutzlos. Denn hinter ihnen stand wohl die Begeisterung des erwachenden arabischen Nationalismus, hinter

den Zionisten aber gewaltiges Kapital und meistenteils auch die stets schwankende britische Mandatsmacht, bei der oft die rechte Hand nicht wußte, was die linke tat.

Die Araber forderten endlich ein Verbot der Landverkäufe an Juden und eine konstitutionelle arabische Regierung.

Die Zionisten forderten die bedingungslose Durchführung der Balfour-Erklärung und damit die ungehemmte jüdische Einwanderung.

Bald hatte Sir Herbert Samuel seine zionistischen Freunde verloren. Sie warfen ihm vor, proarabisch eingestellt zu sein, während die Araber ihn beschuldigten, einseitig zugunsten der Zionisten zu entscheiden. Fünf Jahre nach seinem Antritt verließ er Jerusalem resigniert und erklärte, er sei bestrebt gewesen, in Palästina Gerechtigkeit walten zu lassen. Daran sei er gescheitert.

1932 versuchte der britische Oberkommissar Sir Arthur Wauchope den alten britischen Plan einer Beteiligung der Bevölkerung durch die Wahlen des Mandatsstatutes zu verwirklichen. Doch es war vergebens.

Im Frühjahr 1936 riefen die Araber zum Generalstreik auf. Es kam wieder zu erbitterten Zusammenstößen, und es gab Tote und Verletzte. Sieben Monate hindurch herrschte ein völliges Durcheinander. Die Araber hatten in dem Großmufti von Jerusalem, Amin el Husseini, ihren Führer gefunden. Dieser fanatische muselmanische Priester trachtete nun mit Gewalt, das Rad der Entwicklung zurückzudrehen.

Jetzt warf London Truppen von Malta und Ägypten nach Palästina. Kriegsschiffe der britischen Mittelmeerflotte gingen in Haifa vor Anker. Um dem Terror zu steuern, setzte der britische Oberbefehlshaber, General Dill, einen Preis von 500 Pfund für die Aufklärung jedes Mordanschlages aus.

Die Araber beantworteten diese Erklärung, indem sie 500 Pfund auf den Kopf des Generals Dill aussetzten.

Schließlich nahm London die Vermittlung arabischer Fürsten der Nachbarstaaten, besonders des Königs Ibn Saud, des Königs Ghasi

von Irak und des Emirs Abdullah von Transjordanien, an. Damit goß man aber erst recht Öl ins Feuer. Denn nun waren die Wirren in Palästina zur Sache *aller* Araber geworden. Die Fürsten ermahnten zwar in einem Aufruf die Araber Palästinas zur Ruhe, versprachen ihnen aber gleichzeitig Unterstützung. Daraufhin wurde der Generalstreik abgebrochen.

Ende des Sturmjahres 1936 sandte England eine Untersuchungskommission unter Lord Peel nach Palästina mit dem Auftrag, beide Parteien zu hören und die Lage objektiv zu untersuchen.

Genau zur gleichen Zeit gestattete der britische Kolonialminister eine neue Einwanderungswelle der Zionisten nach Palästina.

Die Reaktion der Araber war bitter. Sie beschuldigten England aufs neue der Doppelzüngigkeit und weigerten sich, mit Lord Peel weiter zu verhandeln. Mühselig kam ein Kompromiß zustande, und Lord Peel und seine Mitarbeiter konnten weiter untersuchen.

Am Schluß schlug Lord Peel die Teilung Palästinas vor und unterbreitete der Londoner Regierung einen Plan, der im Juli 1937 veröffentlicht wurde. Nach diesem Kompromiß sollte Palästina dreifach geteilt werden: in einen arabischen Staat, in einen jüdischen Staat und in ein britisches Mandatsgebiet über die Heiligen Städte Jerusalem, Bethlehem und Nazareth. Da nach dem Plan der jüdische Staat im Norden liegen sollte und der arabische im Süden, sollten die Zionisten das fruchtbare Land erhalten, das zu dieser Zeit noch von Arabern bewohnt und bebaut wurde, während die dort lebenden Araber, etwa 300 000, in das Steinland der Berge im Süden umgesiedelt werden sollten.

Sofort erhoben nicht nur die Araber Palästinas, sondern die ganze islamische Welt Einspruch. Es kam zu erregten Protesten und zu neuen Zusammenstößen und neuen Opfern in Palästina selbst. England verstärkte wieder seine Truppen und ging zunächst äußerst scharf gegen die Araber vor. Die Vergeltungsmaßnahmen trafen natürlich nicht nur die Schuldigen, sondern wie stets in solchen Situationen auch viele Unschuldige. Jeder Araber, den man im Besitz von Waffen fand, wurde automatisch zum Tode verurteilt.

Ende 1937 gab die britische Regierung ein Weißbuch heraus, in dem sie vom Teilungsplan abrückte, ohne eine für alle Teile befriedigende Lösung zu finden. Ein Jahr später entschloß sie sich, eine Konferenz einzuberufen, und hoffte in einer freien Aussprache mit Vertretern der Araber und Zionisten sowie der arabischen Fürsten das Palästina-Problem lösen zu können. Die Konferenz blieb ohne Erfolg.

Die Gründung des Staates Israel

Unterdessen brachten die Zionisten so viele jüdische Einwanderer wie nur möglich ins Land. In zwanzig Jahren gelang es ihnen, legal und illegal die jüdische Bevölkerung Palästinas, die 1918 etwa 50 000 betrug, auf rund 400 000 zu erhöhen. In diesem Augenblick brach der zweite Weltkrieg aus.

Im Jahre 1940 schlug Chaim Weizmann Winston Churchill die Gründung einer jüdischen Legion vor, zu der sich 50 000 Zionisten in Palästina melden wollten, um gegen das Deutsche Reich zu kämpfen. Doch kam es vorerst zu dieser Aufstellung nicht, und die ersten jüdischen Freiwilligen kämpften im Rahmen der britischen Armee in Griechenland 1941 gegen die deutschen Einheiten. Erst 1944 kam es zu einer eigenen jüdischen Brigade, die unter der Zionsfahne innerhalb der britischen Armee eingesetzt wurde. Daneben hatte die Mapai in aller Eile die Hagana in Palästina reaktiviert, die von den Engländern zwar nicht offiziell, aber stillschweigend geduldet wurde.

Die zionistischen Führer in Palästina waren sich klar darüber, daß der Krieg ihnen ungeahnte Möglichkeiten bot. Und sie nutzten sie. Die Zionisten schafften legal und illegal möglichst viele Waffen nach Palästina und versteckten sie, um sich für den Tag X zu rüsten. Besonders in den ersten Nachkriegsjahren waren Frankreich und die CSR die Hauptlieferanten der Zionisten, da die USA 1948 Waffenlieferungen nach Palästina verboten hatten.

Präsident Roosevelt versuchte gegen Ende des Krieges, den gor-

dischen Knoten des Palästina-Problems zu durchschlagen. Am 14. Februar 1945 lud er, von Jalta kommend, den arabischen König Ibn Saud an Bord des Kreuzers „Quincy“ und umwarb ihn mit überquellender Freundlichkeit. Er trachtete mit allen Mitteln, Ibn Sauds Einwilligung für die jüdische Masseneinwanderung nach Palästina zu erhalten. Angeblich bot Roosevelt Ibn Saud nicht nur erhebliche Waffenlieferungen und die Königswürde über die ganze arabische Welt an, sondern auch zwanzig Millionen Pfund.

Ibn Saud erwiderte kühl, daß er diese Einwilligung niemals geben könne, da die Juden im Verlauf der Geschichte nur eine Epoche in Palästina geherrscht hätten, während die Araber vor und nach dieser Periode Jahrtausende in Palästina seßhaft gewesen wären.

Bekümmert unterrichtete Präsident Roosevelt an Bord der „Quincy“ am nächsten Tag Premierminister Churchill von seiner Niederlage. Nun probierte Winston Churchill sein Glück und lud seinerseits Ibn Saud zu einer Aussprache in die Oase Fayum in Ägypten ein. Doch auch er vermochte Ibn Saud nicht umzustimmen. Damit war der friedliche Weg zur Errichtung einer jüdischen Heimstätte in Palästina endgültig verschüttet.

Wenig später wurde der siegreiche Churchill von den Engländern aus der Regierung hinausgewählt, und die britischen Sozialisten übernahmen das Steuer Großbritanniens.

Im „Daily Herald“ verkündete Attlee am 14. November 1945: „Die englische Arbeiterschaft erinnert sich mit Stolz, in den Tagen des großen Weltkrieges für die Ideale einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina eingetreten zu sein, und unterstützt diese Ideale noch immer tatkräftig. Die englische Arbeiterpartei wird sich bemühen, Fortschritte in Palästina in dieser Richtung zu unterstützen.“

Über ein Jahrzehnt später, als Attlee geadelt worden und ins Oberhaus eingezogen war, wo er auf Wählerstimmen nicht mehr Rücksicht zu nehmen brauchte, erklärte er im September 1958 im Oberhaus ungerührt: „Die Schaffung einer nationalen Heimstätte für die Juden war ein Fehler.“

Damals aber, im Dezember 1945, nahm die Labour-Party feierlich folgende Resolution an: „Es liegt weder Hoffnung noch Sinn in dem Begriff ‚Jüdische Nationale Heimstätte', wenn wir nicht bereit sind, eine jüdische Masseneinwanderung in dieses kleine Land zu gestatten, um die Juden zu einer Mehrheit werden zu lassen, und den Arabern eine gehörige Ablöse zu geben, damit sie ausziehen und den anderen Platz machen."

Sehr rasch verwandelte sich jedoch diese pathetisch beschworene Freundschaft der britischen Sozialisten in offene Feindschaft. Groteskerweise bekämpfte im weiteren Verlaufe kein englischer Staatsmann so hartnäckig die jüdische Einwanderung in Palästina wie der Sozialist und ideologische Freund der sozialistischen Zionisten, Außenminister Ernest Bevin. Es war derselbe Bevin, der im März 1947 in Moskau bei der Außenministerkonferenz der vier Besatzungsmächte Deutschlands auf eine Anregung Molotows hin, man möge in ganz Deutschland allgemeine Wahlen abhalten, schroff versetzte, man könnte dies dem englischen Volke nicht zumuten. Die britischen Sozialisten versuchten nun, den Dingen mit Gewalt zu steuern. Mit den Methoden bürokratischer Schullehrer bemühten sie sich, im Chaos Ordnung herzustellen, was längst schon ausgeschlossen war. Wie sie dabei vorgingen, ähnelte erstaunlich den Maßnahmen Hitlers und seiner Mitarbeiter gegen die Juden.

Während im Mai 1946 eine angloamerikanische Kommission in Palästina einen Zehn-Punkte-Rapport veröffentlichte und die sofortige Ausfolgung von 100 000 Zertifikaten für die Juden in deutschen Lagern forderte, ließ die britische Regierung längst mit Waffengewalt die jüdische Masseneinwanderung stoppen. Auf den Gewässern vor der palästinensischen Küste brachten Kriegsschiffe der britischen Marine und Polizei-Schnellboote die illegalen jüdischen Einwandererschiffe auf, stoppten sie mit scharfen Schüssen, zwangen sie zum Beidrehen oder schleppten sie selbst in einen britischen Hafen ein. Wenn die Kapitäne dieser Schiffe den britischen Befehlen nicht nachkamen, wurde oft rücksichtslos das Feuer eröffnet, und mancher Jude, der dem Elend und der Not des Krieges und

der grausamen Verfolgung in den Konzentrationslagern mühsam entgangen war, fiel hier unter den Schüssen britischer Demokraten.

Jene illegalen jüdischen Einwanderer, die ertappt wurden, kamen hinter Stacheldraht und befanden sich wieder in Konzentrationslagern ...

Am 29. Juni 1946, einem Samstag, der als Sabbat der religiöse Ruhetag in Israel ist, führten die britischen Einheiten überfallartig Waffensuche bei den Zionisten durch. Die bekanntesten zionistischen Funktionäre wurden verhaftet und in das berüchtigte Konzentrationslager Latrum verbracht. Lediglich Ben Gurion konnte entkommen und floh nach Europa. Dieser 29. Juni 1946 ging als „Schwarzer Sabbat" in die Geschichte Israels ein.

Attlee erklärte zu jener Zeit: „Kein Jude wird mehr aus den deutschen Lagern nach Palästina kommen, solange die jüdischen Waffen nicht ausgeliefert werden."

Längst waren unter den Zionisten vorzügliche militärische Kampfgruppen entstanden. Neben der Sterngruppe waren es besonders die Makkabäer, die „Irgun Zwai Leumi", die rücksichtslos zurückschlugen. Am 22. Juli 1946 sprengten die Makkabäer in Jerusalem das „King-David"-Hotel in die Luft. In ihm befand sich das Hauptquartier des britischen Generalstabs für Palästina. Die Engländer verloren mehr als hundert Tote und zahlreiche Verwundete.

Die Reaktion der Briten war genauso unbarmherzig. Jeder Angehörige der Makkabäer, den die Engländer erwischten, wurde gehenkt. Als Antwort erhängten die Makkabäer zwei britische Sergeanten.

Der Kampf aller gegen alle in Palästina war ausgebrochen. Die Araber kämpften gegen die Zionisten und gegen die Briten, die Zionisten gegen die Araber und gegen die Briten und die Briten gegen die Zionisten und gegen die Araber. Die Londoner Regierung sah keinen Ausweg mehr. So entschloß sie sich, das Mandat niederzulegen.

Am 29. November 1947 beschloß die UNO, daß Palästina am 14. Mai 1948 zum unabhängigen Staat Israel zu erklären wäre.

Lediglich Jerusalem und einige andere Städte mit weltweiter religiöser Bedeutung sollten unter UNO-Kontrolle bleiben.

Die Würfel waren gefallen. Noch glaubten die Araber nicht, daß sie verloren waren. Die Israeli jubelten natürlich und fühlten sich bereits als Herren im Lande. Niemand kontrollierte sie mehr, denn die britischen Truppen waren ja nur noch symbolisch anwesend.

Aber dann kam der 9. März 1948. Bis heute weiß man nicht, ob die Attentäter Araber oder Briten waren. Jedenfalls fuhr am helllichten Tage in den Hof der Sochnuth in Jerusalem ein bekannter Wagen ein. Es war der des amerikanischen Konsuls mit der Konsulats-Flagge, gesteuert von dem allseits bekannten christlich-arabischen Fahrer des Konsuls. Die Hagana-Wachen ließen den Wagen selbstverständlich passieren, und er parkte im Hof an der Hausmauer. Niemand bemerkte, daß nach wenigen Minuten der Fahrer spurlos verschwand. Kurz darauf explodierte der Wagen, der mit Sprengstoff beladen war, und riß eine Mauer nieder; 13 führende Zionisten wurden getötet und an die 100 verletzt. Natürlich wußte der amerikanische Konsul gar nicht, daß sein Wagen benutzt worden war.

Dieser Anschlag war eine demonstrative Antwort auf das, was inzwischen geschehen war. Kaum hatten die Engländer erklärt, daß sie die Mandatsmacht niederlegen wollten, kaum war die Proklamation des jüdischen Staates in Aussicht gestellt, als auch schon zionistische Gruppen in den arabischen Siedlungen Furcht und Schrecken verbreiteten. Menschen wurden überfallen, Häuser niedergebrannt, Kulturen zerstört. Immer wieder dröhnten die Nächte und oftmals die Tage von den Anschlägen der Bombenexplosionen, die stets neue Opfer forderten.

Seltsamerweise erfuhr die Weltöffentlichkeit nur von den Verzweiflungsaktionen der Araber. Von den systematischen Anschlägen und Angriffen der Zionisten erfuhr sie nichts.

Die Lage in Palästina war trotz der siegreichen politischen Entwicklung wirtschaftlich unhaltbar. Den überwiegenden Teil des Bodens hatten nach wie vor die arabischen Einwohner in der Hand.

Die Masse der Juden befand sich in den Städten und in den La-

gern. Interessanterweise hat sich auch heute diese Situation, nachdem die Zionisten das ganze Land nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich beherrschen, nicht allzuviel geändert. 75 Prozent der Israeli leben in den Städten, nur 25 Prozent auf dem Lande.

Um dieses Land aber ging es nun. Da die Araber nicht daran dachten, ihren Heimatboden zu verkaufen, standen die Israeli vor der Wahl, auf den Boden zu verzichten oder die Araber zu töten.

Nach langen Kämpfen sahen sie ihr Ziel greifbar vor sich; sie waren nicht bereit zu verzichten. Solange sie nicht im Besitz der palästinensischen Landwirtschaft waren, welche nach wie vor eine entscheidende Rolle in Israel spielt, besaßen sie das Land nur theoretisch.

Da es unmöglich war, über eine Million Menschen totzuschlagen, wählten die Israeli die Taktik der Furcht. Und diese Taktik führte zum vollen Erfolg. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1948, ehe noch der selbständige Staat Israel proklamiert wurde, flüchteten etwa 350 000 Araber aus dem Lande. Sie fürchteten für ihr Leben.

Die britischen Truppen lagerten in ihren Kasernen und Stützpunkten und mischten sich nicht mehr ein.

Am 14. Mai 1948 war es so weit. Der Union Jack wurde überall eingezogen, und die britischen Truppen verließen sang- und klanglos Palästina. Englands Mandat war offiziell erloschen. Israels Flagge, der blaue sechszackige Stern, auch Davidsstern genannt, auf weißem Grund, ging am Fahnenmast des Hotels „King David" in Jerusalem hoch. Der Vorsitzende der Palästina-Sochnuth, Ben Gurion, erklärte in Tel Aviv anläßlich der Proklamation des Staates Israel feierlich:

„Durch einen Mehrheitsbeschluß der Vereinten Nationen und auf der Grundlage entstandener nationaler Rechte ist der Staat Israel erstanden. Wir erklären hiermit, daß allen Bürgern ohne Unterschied der Religion, der Rasse oder des Geschlechtes volle bürgerliche und politische Freiheit gegeben wird. Es wird volle Religions-, Kultur- und Sprachfreiheit herrschen."

Schöne Worte, die den Palästina-Arabern wie Hohn klangen.

Die Araber rings um Israel empfanden die vorschnelle Proklamation des Staates Israel als eine Provokation. Längst hatten sie sich, und zwar Ägypten, Transjordanien, Libanon, Syrien, Irak, Jemen und Saudi-Arabien, zur „Arabischen Liga" zusammengeschlossen. Außer von Saudi-Arabien und Jemen rückten nun arabische Einheiten von allen Seiten in Palästina ein.

Die Situation des jungen Staates war verzweifelt. Die zionistischen Siedlungen in Galiläa erhielten den Befehl, die syrischen und libanesischen Einheiten zu stoppen und auszuharren, bis Hilfe kommen könnte.

Die zionistischen Siedlungen im Süden erhielten Befehl, das gleiche mit den Ägyptern zu tun.

Die Siedlungen um Jerusalem hatten Befehl, das Vordrängen der arabischen Legion, die von dem britischen General Glubb Pascha geführt wurde, aufzuhalten.

Inzwischen sollte in der Gegend von Tel Aviv die israelische Armee offiziell aufgestellt und bewaffnet werden. Sehr bald kam es zu heftigen Kämpfen, und nun erwies es sich, daß die Zionisten auch bei ihren Landaufkäufen überaus schlau vorgegangen waren. Sie hatten die wirtschaftlichen Erträgnisse wenig beachtet, dafür aber die Lage der Grundstücke nach ihrer politischen und militärstrategischen Bedeutung. Es zeigte sich, daß die jüdischen Siedlungen in der Lage waren, mit ihren eigenen Kräften wichtige arabische Städte, wie zum Beispiel Hebron und Nablus, zu sperren und zu isolieren. Während die arabischen Streitkräfte militärisch im wesentlichen von geringem Wert waren, schlug sich die arabische Legion hart, und es glückte ihr sogar, die jüdische Altstadt von Jerusalem einzunehmen. Doch an anderen Fronten konnten die Zionisten rasch Erfolge erzielen.

Wegen des Verlustes der jüdischen Altstadt von Jerusalem entstanden später in Israel große Schwierigkeiten. Besonders Dr. Dov Josef, zur Zeit der Kämpfe Sochnuth-Vertreter in Jerusalem, behaup-

tete in seinen Memoiren, daß über seinen Kopf hinweg von Tel Aviv aus die Altstadt Glubb Pascha übergeben wurde, obgleich sie von der Hagana zu halten gewesen wäre. Wahrscheinlich wurde die Altstadt aber übergeben, um Jordanien voll zu befriedigen und so die arabische Einheitsfront zu sprengen, was auch gelang.

Die Führung, insonderheit der ägyptischen Armee, verzettelte sich und gab den Zionisten genug Zeit, den Widerstand zu organisieren. Wenn die arabischen Armeen einen Blitzkrieg geführt hätten, wäre es mit dem Staat Israel vorbei gewesen. Nun kamen von überall Waffen und Freiwillige, und die Position der israelischen Armee besserte sich von Tag zu Tag. Ich bemühte mich in Israel vergeblich, über die Masse dieser Freiwilligen, die zum Teil von Einwandererschiffen direkt in den Einsatz geworfen wurden, genaue Angaben zu erhalten. Keine einzige Dienststelle, keine Persönlichkeit konnte mich aufklären.

In diesen Kämpfen wurde vornehmlich die Tragödie des Dorfes Deir Jasin bekannt, das westlich von Jerusalem liegt. Ob nun tatsächlich arabische Freischärler in der Nähe operierten oder ob zionistische Gruppen aus taktischen Gründen das Dorf angriffen, wird man wohl nie erfahren. Als die israelische Einheit in Deir Jasin eindrang, fand sie nur alte Männer, Frauen und Kinder vor. Die meisten Männer des Dorfes arbeiteten in der Stadt und bebauten nur in ihrer Freizeit die kärglichen Äcker.

Als die Israeli wieder abrückten, lagen im Dorfbrunnen 200 Leichen.

Zwar sprach die Jewish Agency offiziell ihren Abscheu über dieses Verbrechen aus, aber der Ruf nicht nur Israels, sondern des Judentums war für immer mit dieser schaurigen Affäre belastet. Leider gab es eine Reihe solcher Vorkommnisse, die indessen nicht so bekannt wurden. Über Deir Jasin schrieb später Glubb Pascha in seinem Erinnerungsbuch „Jenseits vom Jordan“ und verbreitete damit die Geschichte dieses Massakers in der ganzen Welt.

Auch Dr. Dov Josef streift die Ereignisse des 9. April 1948 im Dorf Deir Jasin. Begreiflicherweise versucht er als Mapaiführer die

Schuld den Kämpfern anderer politischer Richtungen in die Schuhe zu schieben, während die anderen doch in der Lage sind zu beweisen, daß die Hagana dieses Vorgehen gewünscht hatte. Der zionistische Angriff auf dieses nahezu größte Araberdorf in Palästina in der Nähe von Jerusalem, das 2000 Seelen zählte, erfolgte fünf Wochen vor der Unabhängigkeitserklärung Israels und auch fünf Wochen bevor wirklich kriegerische Auseinandersetzungen stattfanden. Israelische Kreise geben im Gegensatz zu Glubb Pascha, der von 200 Toten spricht, zu, daß 254 Araber, darunter eine große Anzahl Frauen und Kinder, massakriert wurden. Der Rest der Bevölkerung floh. Dieser Massenmord wurde auch unter den Israeli heftig diskutiert. Tatsache bleibt aber auf jeden Fall, daß solche Morde die spätere Flucht fast der gesamten arabischen Bevölkerung veranlaßt haben. Wie immer es auch war, diese „Aktion" war für den Israelstaat von höchst positiver Bedeutung.

Sehr bald zeigte es sich, daß der Vorstoß der Araber verpufft war. Auf Vorschlag des Vermittlers der UNO, des Grafen Bernadotte, kam es zu einem Waffenstillstand und zu einer Konferenz arabischer und zionistischer Vertreter auf der Insel Rhodos. Graf Bernadotte schlug den streitenden Parteien die Errichtung eines jüdisch-arabischen Bundesstaates vor, was jedoch von beiden Seiten abgelehnt wurde.

Der Waffenstillstand, der vom 1. Juni bis 8. Juli 1948 dauerte, kam der israelischen Armee überaus recht. Sie stellte neue Einheiten auf und bildete sie aus.

Unterdessen entwarf Graf Bernadotte einen neuen Teilungsplan für Palästina, nach dem der jüdische Teil Galiläa und den Küstenstreifen am Meer mit Haifa und Tel Aviv umfassen und zum arabischen Teil der Rest von Palästina und der Negev gehören sollten. Allein Jerusalem sollte unter der Kontrolle der UNO stehen. Dieser Vorschlag und der Bericht des Grafen Bernadotte über Palästina, der in der dritten Sitzung der UNO-Generalversammlung 1948 zur Sprache kam, besiegelten das Schicksal des Schweden.

Am 17. September 1948 wurde Graf Bernadotte in der Neustadt

von Jerusalem, dem jüdischen Teil der heiligen Stadt, mit Maschinenpistolen erschossen. Ein Auto hatte sich vor seinen Wagen quer über die Fahrbahn gestellt, so daß der UNO-Vermittler völlig wehrlos den tödlichen Salven preisgegeben war. Die Täter selber wurden nie ermittelt. Aber nur allerhöchste Stellen Israels wußten, wann der UNO-Vertreter mit seinem Wagen die Demarkationslinie passieren würde, um seine Verhandlungen aufzunehmen, und die Attentäter mußten sehr genau über die Zeit und die Fahrtstrecke des Grafen Bernadotte informiert worden sein.

Schon vorher war der Krieg praktisch entschieden worden. Am 8. Juli 1948 lief der erste Waffenstillstand ab, und der Kampf wurde wieder aufgenommen. Am 18. Juli hatte Graf Bernadotte noch einen zweiten, nichtbefristeten Waffenstillstand erreicht, der indes nicht eingehalten wurde. Die Israeli griffen an der Südfront die ägyptischen Verbände im Oktober an und warfen sie.

Anstelle des ermordeten Grafen Bernadotte kam nun als neuer UNO-Vermittler Dr. Ralph Bunche, ein USA-Farbiger. Zwar konnte er den dritten Waffenstillstand erreichen, doch wurde dieser von den Israeli wiederum nicht eingehalten. Sie griffen überraschend mitten im Waffenstillstand an, überrannten die Ägypter von neuem und besetzten ein Stück ägyptischen Territoriums.

Danach konnte Dr. Bunche einen vierten Waffenstillstand erreichen und die Israeli bewegen, das ägyptische Gebiet wieder zu räumen. Nun ruhten die Waffen. Doch der Friede kam nicht, denn dem Waffenstillstand folgte kein Friedensschluß.

Der militärische Sieg des israelischen Staates war für die ganze Welt eine Sensation, wahrscheinlich auch für die israelische Führung selbst. Die Soldaten des jungen Staates hatten ohne Tradition und ohne gründliche Ausbildung gegen eine zahlenmäßig überlegene arabische Einheitsfront gesiegt. Wenn auch die israelische Armee von Anfang an besser bewaffnet war, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die jüdische Bevölkerung Israels damals kaum mehr als 700 000 Menschen betrug, während die fünf arabischen Länder, die gegen Israel Krieg führten, eine Einwohnerschaft von 30 Millionen

zählten. Der Erfolg der Israeli stützte sich indessen gleichermaßen auf den Mut der Verzweiflung, mit dem die junge Armee focht, auf die Rücksichtslosigkeit ihrer Kampfführung wie auch auf die Uneinigkeit der arabischen Verbündeten, von denen König Abdullah ausscherte, was zur Folge hatte, daß die „Arabische Legion" nicht mehr kämpfte. So vermochten die Israeli ohne Rücksicht auf den Waffenstillstand all ihre Kräfte auf die im südlichen Palästina stehenden Ägypter zu werfen und den Hauptort des Negev, Beerseba, zu erobern.

Nur der schmale Küstenstreifen von Gaza blieb in den Händen der Ägypter, für die der Ausgang dieses Kampfes eine schicksalhafte Entscheidung bedeuten sollte. Die Niederlage, die der junge Hauptmann Gamal Abd el Nasser mit erlebte, war der Anlaß zum Sturze König Faruks. Seiner korrupten Hofclique schrieben die Ägypter ihre Niederlage zu.

Im siegreichen Israel aber sah es alles andere als gut aus. Es dauerte erstaunlich lange, bis man sich mit dem Führer des Weltzionismus, Dr. Chaim Weizmann, der sein Leben lang für die Verwirklichung der jüdischen Heimstätte in Palästina gearbeitet hatte, in Verbindung setzte, damit er das Amt des Präsidenten des Staates Israel übernehmen sollte. Der Staat Israel war bereits von 16 Staaten anerkannt, hatte aber noch immer keinen Präsidenten.

Das hatte eine tiefere Ursache. 1947 war nämlich Chaim Weizmann für einen übernationalen Staat Israel, in dem die Araber gleichberechtigt werden sollten, eingetreten. Und gerade das beabsichtigte man ja in Israel nicht durchzuführen. Trotzdem nahm Dr. Weizmann an und wurde der erste Präsident von Israel. Bis zu seinem Tode lehnte er es ab, seinen Namen zu ändern, und blieb, sehr im Gegensatz zu den anderen Israelführern, bei seinem ehrlichen Galuthnamen.

Innerhalb des jungen Staates prallten die Gegensätze scharf aufeinander. Jetzt, da der Sieg errungen war und der Staat geschaffen, ging die Regierung mit Waffengewalt gegen die Irgun Zwai Leumi vor, die ebenso wie die Sterngruppe offiziell aufgelöst wurde.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Hauptlast der Kämpfe, sowohl gegen die Briten als auch gegen die Araber, die Makkabäer trugen. Ihre Opfer ermöglichten erst das Entstehen Israels. Mehr als einmal baten die Haganaführer die Makkabäer um tatkräftige Unterstützung, namentlich in solchen Fällen, in denen Todesmut und Tollkühnheit erforderlich waren.

Nun, da der Sieg errungen und die Haganaführung gleichzeitig Staatsführung geworden war, entledigte man sich mit wenig schönen Methoden der Makkabäer. Einer der tragischsten Vorfälle war wohl die Affäre mit dem Waffenschiff Altalena, das kurz nach Kriegsende 1948 vor Tel Aviv vor Anker ging.

Die Waffen waren mit den Sammelgeldern der Makkabäer angekauft worden, die nun die Ladung löschen wollten. Die Regierung befahl, daß die Waffen für die Hagana beschlagnahmt werden sollten. Die Schiffsbesatzung weigerte sich, die Waffen auszuliefern, und versuchte die Ladung den Makkabäern zu übergeben.

Darauf eröffnete die Hagana auf höchsten Befehl das Feuer; mehr als zwanzig Juden blieben tot am Platze. Sie waren den Henkern Hitlers entgangen, aus den Kämpfen mit den Briten und Arabern heil nach Hause gekommen. Und jetzt wurden diese Juden von Juden erschossen. Das Ereignis hatte eine schwere Krise innerhalb der Makkabäer zur Folge. Die Mehrheit war der Meinung, man sollte das Feuer erwidern. Aber der später als „Faschist" verschriene Menachem Begin, einer der höchsten Makkabäerführer, verbot dies, da er jüdisches Blut nicht vergießen wollte. Die sozialistische Hagana hatte weniger Skrupel gezeigt.

Die Makkabäer bildeten nun die Cheruthpartei und wurden so zur schärfsten Oppositionsgruppe in der Knesseth.

Die Kommunisten spielten noch keine Rolle, doch begannen sie sehr rasch unter den verzweifelten Arabern Fuß zu fassen. Und die Lage der Araber war wahrhaftig verzweifelt! Schon vor den Kämpfen, besonders jedoch während der Kämpfe, wurde die arabische Bevölkerung, ganz einerlei, ob sie sich an den Kämpfen beteiligte oder wie die meisten völlig neutral blieb, größtenteils wahllos ausgeplündert und beraubt und nach dem Vorbild der baltischen, galizischen und ukrainischen Vandalen zum Teil sogar erschlagen.

Was damals den Arabern angetan wurde und was ihnen zum Teil heute noch angetan wird in Israel, ist um so unverständlicher, als ja gerade Juden in den fast 2000 Jahren in nahezu allen Ländern der Welt durch Generationen erlebend und erleidend erfahren mußten, was nationalistische und rassische Unduldsamkeit ist. Gerade wir Juden, die wir durch all die Jahrhunderte hindurch das Leben einer Minderheit erlitten haben, hätten nun in der Stunde, als das Schicksal auf diesem historischen Boden einer Gruppe Juden, den Israeli, die Macht gab, der Welt zeigen müssen, wie man eine Minderheit behandelt. Wie prophetisch hatte doch der geistige Führer des „Bund" über ein Jahrzehnt zuvor die Dinge vorausgesehen!

All das war dahin! *Vertan die einzigartige Chance, vor der Geschichte ein Zeugnis von dem inneren Wert und dem tiefen Verantwortungsbewußtsein des Judentums abzulegen.* Juden in Uniformen der Hagana oder der anderen Organisationen hatten sich nicht anders benommen als die antisemitischen Kosaken in Rußland, als die Eiserne Garde in Rumänien, als die haßerfüllten Galizier und die deutsche SS! Nicht, daß diese israelischen Grausamkeiten in Israel widerspruchslos hingenommen worden wären. Doch die öffentliche Kritik änderte die Lage leider nicht.

Oft stand ich bei meinen Fahrten kreuz und quer durch das Land vor den mit Kakteen umsäumten kleinen Gärten und blickte zu den leeren Lehmhütten und Häusern ohne Türen und Fenster hin. Die von der Sonne verbrannten Wiesen und die vernachlässigte Erde

bewiesen, daß diese barbarischen Zerstörungen letztlich niemandem genützt haben.

Wieder in Tel Aviv angekommen, hatte ich ein erschütterndes Erlebnis, das ich nie in meinem Leben vergessen werde. In unserer Straße wohnte auch ein junger, etwa 28jähriger Rabbinatsschüler, mit dem ich schon einige Male gesprochen hatte.

Als ich ihm — sehr vorsichtig natürlich — meine Beobachtungen auf der Reise mitteilte, wurde er leichenblaß und begann zu zittern.

„Wem sagen Sie das?“ unterbrach er mich. „Noch heute habe ich manchmal in der Nacht Angstträume. Immer wieder steht der Junge von Jaffa vor meinen Augen.“

Verständnislos blickte ich ihn an.

„Ich kam doch schon 1946 nach Palästina, und es war eine harte, schwere Zeit. Selbstverständlich schloß ich mich den Kämpfern an. Meine ganze Familie ging in den KZ zugrunde, ich mußte mit meinen eigenen Augen sehen, wie aus einem ganz geringfügigen Grund mein zehnjähriger Bruder Berl von einem betrunkenen SS-Mann erschossen wurde.“

Ich nickte. Ich konnte nur zu gut seine Gefühle verstehen. Doch was hatte das mit Jaffa zu tun?

Der Rabbinatskandidat fuhr leise fort: „Es war 1948, im Mai. Die Araber waren in hellen Scharen aus Jaffa geflohen, wie auch aus den anderen Orten. Unsere Kampfgruppe hatte die Aufgabe, einen leeren Straßenzug abzukämmen und nach Versprengten zu suchen. Tatsächlich stöberten wir in einer Scheune acht Männer und einen vielleicht Zehnjährigen auf. Wir stellten die Araber längs des Meeres auf und befahlen ihnen, hinaus auf das Wasser zu schauen. Als wir die Gewehre hoben — gerade ehe die Salve krachte —, drehte sich der Junge um und blickte ausgerechnet mich mit seinen dunklen Augen an. Ich werde diesen Blick nicht mehr los. Ich weiß nicht mehr, ob ich tatsächlich geschossen habe oder nicht. Die Leichen fielen ins Meer, und wir rückten weiter, um die großen Magazine zu durchsuchen.

Doch ich war für nichts mehr zu gebrauchen. Vor mir stand das

Bild, wie mein kleiner Berl ermordet wurde. War der kleine Araber mein Bruder? War ich der gnadenlose SS-Mann geworden?

Es ist entsetzlich! Sie verstehen das nicht, Sie können es nicht verstehen."

Ich schwieg. Jedes Wort war hier fehl am Platze. Am Abend suchte ich Dr. Baum auf und erzählte ihm, was ich alles gesehen und gehört hatte.

Er seufzte schwer. „Es ging alles durcheinander", versuchte er zu entschuldigen. „Es war ein Kampf jedes gegen jeden, und sicherlich flohen die meisten Araber deshalb, weil der Großmufti sie dazu aufforderte."

„Ich weiß nicht, was der Großmufti sagte", widersprach ich ihm. „Möglicherweise glaubten die Araber 1948 an ihren Sieg und dachten, daß sie dann wieder unbehelligt zurückkehren würden. Es mag sicher auch solche unter den Arabern gegeben haben. Aber, lieber Doktor, wollen Sie mir einreden, daß ein Bauer sein Haus, seinen Grund und sein Vieh im Stiche läßt und aus politischen Gründen den Boden verläßt, der unter Umständen schon Hunderte von Jahren im Besitz der Familie ist? Die Ausrede ist zu billig! Ich habe das in Rumänien erlebt, in Polen und selbst in Transnistrien, und später, als wir durch Schlesien fuhren, hat man uns das gleiche erzählt: Die Masse der Bevölkerung, besonders der Bauern, blieb auf ihrer Scholle. Dort wurde sie dann auch in den Wirren des Krieges zumeist erschlagen. Diese Araber hier waren in der erdrückenden Mehrzahl Bauern. Wenn die das Land verlassen haben, so nicht deshalb, weil der Großmufti sie rief, sondern weil sie Angst um das Leben ihrer Frauen und Kinder und um ihr eigenes hatten und, wie ich überall hören muß, auch mit Recht."

„Sicherlich", versuchte mich der alte Mann zu beschwichtigen, der selber oft recht unzufrieden war, „doch wir wollen nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Bedenken Sie die verzweifelte Situation, in der wir uns befanden! Es hieß einfach: wir oder sie!"

Ich nickte. „Den ersten Nationalsozialisten, den ich nach meiner Flucht aus dem Osten traf — es war ein junger Arzt, der besonders

meiner Frau sehr half —, fragte ich auch, wieso all das so hatte kommen können. Und Sie werden es nicht glauben, lieber Herr Doktor, er sagte zu mir beinahe wortwörtlich das gleiche, was Sie mir jetzt gesagt haben: Die verzweifelte Situation des Krieges und so weiter. Und schließlich, gut, wenn wir die Erklärung gelten lassen — dann bleibt ja noch etwas anderes. Heute noch, zwei Jahre nach dem Krieg, leben die Araber als eine Art Bürger dritter Klasse, von niemandem verteidigt, von niemandem geschützt. Nur die Kommunistische Partei nimmt sie als Mitglieder auf. Die Arbeitergewerkschaften, die doch im Freien Gewerkschaftsbund sind und gegen die Rassendiskriminierung so groß das Maul aufreißen, sie verweigern einem Arbeiter die Aufnahme, wenn er Araber ist. Und bitte, ich habe genau die Zeitungen gelesen. Sehen Sie! Hier schreibt die hebräische Tageszeitung ‚Al Hamischmar', Tel Aviv, am 10. Juli 1950: ‚Selbst in den Tagen unseres Abwehrkampfes gegen die Araber kam es manchmal zu Zwischenfällen, die auch bei Würdigung des damaligen Notstandes ungerechtfertigt waren. Um so ungerechtfertigter sind sie heute. Sollte jetzt nicht endlich die Zeit gekommen sein, dem loyalen Teil unserer arabischen Bevölkerung das vollste Maß staatsbürgerlicher Gleichheit zu gewähren?' Und bitte hier: Am 24. August 1950 veröffentlichten ‚Jedioth Chadaschoth', Tel Aviv: ‚Was geht in Mikdal Gad vor? Araber, ungefähr 2000 an der Zahl, wurden aus Sicherheitsgründen in einem besonderen Teil der Stadt untergebracht. Es wurde ihnen untersagt, dieses für sie bestimmte Gebiet zu verlassen. In dieser Situation fand vor einigen Tagen das Gerücht Nahrung, daß die israelischen Behörden die Araber von Mikdal Gad aufgefordert hätten, auszuwandern oder nach dem Norden zu ziehen. Es wird Klage darüber geführt, daß diese Araber Konsumgüter, die ihnen zustehen, seit Wochen nicht erhalten haben.'

Wissen Sie, was das ist, lieber Herr Doktor? Das ist Gettopolitik! Wenn ich das alles sehe und die Zeilen lese, dann schäme ich mich plötzlich, außerhalb dieses Gettos zu sein. Wie viele hundert Jahre haben wir Juden in dieser Gettoatmosphäre zubringen müssen!

Immer wieder haben wir uns innerlich an unseren Talmudvorschriften aufgerichtet und uns gesagt, daß wir eben besser sind als unsere Verfolger. Und jetzt? Was ist denn los mit Ihnen? Merken Sie das nicht?

Selbst vor Gericht sind die Araber den Israeli nicht gleichgestellt. Für dasselbe Delikt, das ein Israeli und ein Araber begehen, erhält der Araber eine viel härtere Strafe. Oder ist es nicht so?"

Dr. Baum schwieg.

„Am 11. Oktober 1950 meldeten die ‚Jedioth Chadaschoth', Tel Aviv, daß „... die Araber von Tarschicha (östlich von Naharias) noch immer keine Bekleidungs- und Schuhwerkspunkte erhalten haben. Sie kaufen sich diese Punkte für hundert Mils pro Stück.'

Und überdeutlich schrieb die hebräische Zeitung ‚Haarez', Tel Aviv: ‚Die Politik in Israel den Arabern gegenüber könnte man nur mit der Politik in den USA des vergangenen Jahrhunderts den Indianern gegenüber vergleichen. Die Araber werden keinen anderen Ausweg haben, wenn sie der Vernichtungspolitik entgehen wollen, als sich dem Kommunismus zuzuwenden.'

Am 10. Juli 1950 fand in der Knesseth die Schlußdebatte über das Staatsbürgergesetz statt. Die zwei arabischen Deputierten, der Kommunist Tewfik Tubbi und der Demokrat Alasawi, erklärten: „... daß auch das Staatsbürgergesetz die Araber den Juden nicht gleichstellt. Nur etwa 60 000 Araber wurden von der Volkszählung im November 1948 erfaßt und erhielten ihre Identitätskarten. Darüber hinaus sind aber noch 100 000 Araber ohne staatsbürgerlichen Status.'

So erklärt sich also, warum die Araber nur vier Deputierte in der Knesseth haben, während die Hebräer bei der derzeitigen Bevölkerungszahl von 1 250 000 Seelen mit 116 Deputierten vertreten sind. Das alles ist kläglich, zu kläglich."

„Wir sind in eine Sackgasse geraten", sagte Dr. Baum.

„Eine schöne Sackgasse", entgegnete ich sarkastisch. „Das Notstandsgesetz begann die Enteignung des arabischen Grund und Bodens in den militärischen Zonen. Da nahezu 80 Prozent der Araber

in militärischen Zonen wohnen, kann ihnen jeder Meter Grund und Boden weggenommen werden. Und das neue Gesetz über den Besitz abwesender Grundbesitzer ist auch eine famose Sache. Wer also flüchtete, um sein Leben nicht zu verlieren, verlor seinen Besitz. Er wird verkauft, der Preis von den Behörden festgesetzt. Wieviel Dunam arabischen Kulturbodens wurden schon entschädigungslos konfisziert und an die Kibbuzim verteilt?"

„Ich weiß es nicht genau. Es sollen etwa 100 000 Dunam sein."

Ich nickte. „Sehen Sie, lieber Doktor, letzten Endes ist es immer das gleiche. In Galizien, da hat es auch geheißen, aus rassischen oder religiösen Gründen fanden die Pogrome statt. Oder in Rußland, in Rumänien oder anderswo. Am Schluß waren die Judenwohnungen leergeplündert, die Männer oft erschlagen und die Frauen immer vergewaltigt. Alle bewegliche Habe wurde fortgeführt. Was hat das mit Rassenproblemen und was mit der Religion zu tun? Haben Sie sich noch nie die Mühe genommen, einmal den wenigen Arabern, die noch in Jaffa leben, in die Augen zu sehen? Sie finden nichts Gutes darin. Wenn die ein Judenbegräbnis sehen, dann denken die sich jetzt: Heute einer, morgen hoffentlich zwei."

Wir schieden bedrückt voneinander. Eigentlich tat mir der Alte leid, doch ich war selbst so verzweifelt, daß ich mit irgend jemandem reden mußte, ob er wollte oder nicht. Ich konnte diese Ungeheuerlichkeiten einfach nicht mit mir herumtragen.

Wenige Tage später traf ich bei Bekannten einen bewährten Palmachoffizier, der in der Familie, die ebenfalls erst seit kurzem im Lande war, sehr offenherzig über die Methoden der Vertreibung der Araber berichtete. Zum Teil waren die Einsätze der Palmach geradezu grotesk. Neben den schweren militärischen Aufgaben hatte die Palmach den Befehl erhalten, arabische Dorfbewohner in Furcht und Schrecken zu versetzen.

Da die Araber im allgemeinen sehr abergläubisch sind, verkleideten sich die israelischen Soldaten oft als Gespenster und rannten mit weißen Hemden hin und her, stießen schreckliche Schreie aus, schwangen Gongs, die sie schlugen, und trieben allerlei Unfug.

Andere wieder schossen ihre Maschinenpistolen ab und ließen Handgranaten detonieren. Die Araber mußten glauben, daß ganze Bataillone im Anmarsch waren und nicht nur die kleinen Gruppen, die sie in panische Angst versetzten.

Waren diese Aktionen auch weit weniger blutig als leider viele andere, erfüllten sie doch ihren Zweck. Nach einigen solchen Nächten flohen die Araber furchtgepeinigt über die nächste Grenze.

Bald fiel mir auf, daß der Araberfriedhof in Tel Aviv, der in Zaffon liegt, so zerstört ist, daß man keinen einzigen Grabstein dort finden konnte. Die halb zusammengefallenen Grüfte des Friedhofs dienten damals nur als Treffpunkt für Liebende. Ich hatte aber darüber nicht weiter nachgedacht.

Erst als ich in Beerseba an der Wüste Negev vor dem arabischen Friedhof stand, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Die Grabsteine fehlten beinahe alle. Wenn sie noch vorhanden waren, hatte man sie umgeworfen oder zerschlagen. Gerade vorher hatte ich den großen Friedhof der britischen Soldaten bewundert, die hier im ersten Weltkrieg gefallen waren. Im Gegensatz zu der kleinen, armseligen und schmutzigen Stadt war dieser Friedhof peinlich sauber und gepflegt. Ich war durch Beerseba gewandert, den Ort, in dem einst Abraham, der Urvater, gewohnt hatte, und hatte nicht einen Hauch der biblischen Vergangenheit gespürt. Überall lungerten halbverhungerte Araber herum, und nur wenige Juden waren zu sehen. Zionistische Neuansiedler hatten ihre bescheidenen, von den Arabern verlassenen Häuser selbst instandgesetzt; jedoch die winzigen, engen Straßen waren deshalb nicht breiter geworden. Hier, bei den neuen kleinen Häusern der Neuansiedler, fand ich die arabischen Friedhofsteine. Sie dienten als Platten für die Treppen und für die Bürgersteige. Bei manchen waren die arabischen Schriftzeichen, meist Koransprüche, noch deutlich sichtbar. Mein Fuß zuckte zurück, und mir lief es kalt über den Rücken.

Sicherlich war diese Kulturschande unter dem Zwange der Armut geschehen. Trotzdem stellte ich mir vor: Wenn irgendwo in Deutschland böswillige Narren oder übermütige Kinder einen Grabstein

eines jüdischen Friedhofes beschädigen, welche Staatsaffäre! Wenn sie aber erst diese jüdischen Grabsteine als Treppen aufgeschichtet oder als Umrandungen für den Bürgersteig benutzt hätten, was würde dann die Welt gesagt haben?

Am 5. Juli 1950 brachten die „Jedioth Chadaschoth", Tel Aviv, auf der ersten Seite in der dritten Spalte die Meldung: „Synagogenschändung in Essen. Zum zweiten Male im Laufe von zwei Monaten verschwand das Magen David von der Synagoge in Essen. Es handelt sich zweifellos um mutwillige Synagogenschändung. Britische und deutsche Polizei fahnden nach dem Täter."

Nun, hier in Beerseba braucht man nicht nach den Tätern zu fahnden! Sie legen die Zeichen ihrer Taten demonstrativ und gleichgültig auf die offene Straße. Denn für die Araber gibt es in Israel keine Gerechtigkeit. Man braucht die Araber nur in Beerseba, in Haifa, in Ludd oder in Ramleh anzuschauen, um zu erkennen, wie ihnen zumute ist. Sie weichen zurück, scheu und angstvoll, wenn ein Jude sie anspricht, und huschen in den Straßen vorüber wie Schatten. Zu all ihrem Unglück werden sie noch ständig verhöhnt.

Als der Araber Tewfik Tubbi in der Knesseth die Regierung kritisierte, rief ihm Ben Gurion zu: „Du darfst nicht vergessen, du ißt israelisches Brot!" Ein bitteres Wort eines Eingewanderten an den Landesbewohner!

Dr. Ebner, der greise ehemalige Führer der österreichischen und rumänischen zionistischen Bewegung, reagierte darauf in den in Tel Aviv erscheinenden deutschsprachigen „Tagesnachrichten" auch sehr prompt. Dr. Ebner erinnerte an die schweren Kämpfe, welche die Juden in vielen Ländern führen mußten, um als nationale Minderheit anerkannt zu werden. „Diese Antwort eines führenden Mannes in Israel", schrieb Dr. Ebner, „wird Unheil und Verwirrung in allen jenen Ländern mit sich bringen, wo Juden, also Angehörige einer Minderheit, politisch tätig sind."

Zu diesen politischen und kulturellen Diffamierungen kommen die wirtschaftlichen. Selbst begeisterte Zionisten gaben mir wiederholt zu, daß die arabischen Arbeiter schlechter entlohnt werden als

die jüdischen und der Kaufpreis, den die arabischen Bauern für ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse erhalten, meist unter den Gestehungskosten liegt.

Nun dachte ich in jener Zeit, als ich in Israel war, daß sich diese Dinge allmählich normalisieren würden, doch inzwischen sind nahezu zehn Jahre vergangen, und in Israel blieb in dieser Hinsicht alles beim alten. Während sich die ganze Welt über die Unterdrückung nationaler Minderheiten aufregt, wird die arabische Minderheit in Israel auch weiterhin mit allen Mitteln unterdrückt. Während man überall darangeht, das Kolonialsystem zu liquidieren, bleiben in Israel die arabischen Kolonien — anders werden diese Dörfer nicht behandelt denn als Kolonien — weiterhin bestehen.

Bis zur Stunde hält die Militärverwaltung für die arabischen Gebiete an. 1960 versuchten in der Knesseth die Partei der Allgemeinen Zionisten und die Cheruthpartei die Aufhebung der Militärverwaltung zu erreichen. Vergeblich! Nach heftigen Debatten wurde der Antrag von der sozialdemokratischen Mehrheit der Mapai niedergestimmt.

Am erschütterndsten für mich war es, zu erfahren, daß auch in den folgenden Jahren, besonders in der Zeit, in der sich Israel im Oktober 1956 an dem Krieg Englands und Frankreichs gegen Ägypten beteiligte, neue schreckliche israelische Verbrechen gegen die Menschlichkeit an den Arabern begangen wurden. Ich war sehr verwundert, daß der „Spiegel", Hamburg, allerdings erst am 21. Mai 1958, unter der Überschrift „Die Saat der Gewalt" über diese in der Welt peinlich totgeschwiegenen Dinge berichtete.

Unter jenen Israeli, die nicht bereit sind zu schweigen, befindet sich der junge Uri Avneri, der 1933 als Helmut Ostermann von Hannover nach Palästina ausgewandert war. Er gibt die Zeitschrift „Haolam Haze" heraus, in der er sehr offen die Gleichberechtigung der arabischen Minderheit und eine Politik der Entspannung fordert. Das Ziel dieser Zeitschrift und ihrer Anhänger ist ein israelisch-arabischer Bundesstaat. Ich bedaure es sehr, daß ich diesem Uri Avneri während meines Aufenthalts in Israel nicht begegnet bin.

Als am 14. Oktober 1953 eine Sonderabteilung der israelischen Armee als Repressalie für arabische Guerillaangriffe das jordanische Grenzdorf Kibya zerstörte und nahezu alle Bewohner tötete, protestierte Avneri in seiner Wochenzeitung „Haolam Haze“ gegen dieses brutale Vorgehen: „Denken wir daran, daß wir eines Tages unseren Kindern in die Augen blicken müssen, wenn wir ihnen von unserem Kampf erzählen. Halten wir unsere Waffen rein!“

Natürlich wurden Avneri und einer seiner Mitarbeiter am nächsten Tag überfallen und halb totgeprügelt. Doch sie gaben nicht auf.

So wie die Tragödie von Deir Jasin durch Glubb Pascha bekannt wurde, so erfuhr ein Teil der Öffentlichkeit durch Uri Avneri von dem entsetzlichen Massaker im Dorfe Kfar Kassem, im sogenannten Dreieck westlich der Stadt Tulkar, das nach dem UNO-Beschluß zu Jordanien gehören sollte, beim Waffenstillstand aber an Israel fiel.

Am ersten Tag des Sinai-Feldzuges, am 29. Oktober 1956, teilte der israelische Armeemajor, der für die Sicherheit des Raumes verantwortlich war, dem Bürgermeister von Kfar Kassem um 16 Uhr mit, daß über das Dorf ab 18 Uhr ein strenges Ausgehverbot verhängt sei.

Da sich die arabischen Bauern alle auf ihren Feldern befanden und nicht vor 19 oder 20 Uhr nach Hause kamen, beschwor der Bürgermeister den Major, die Frist am ersten Tag zu verlängern, da es ihm unmöglich wäre, in der kurzen Zeit alle Bauern auf dem Felde zu verständigen.

Der israelische Major telefonierte mit seinem Brigadier und erklärte dann, daß keine Ausnahme gemacht werden könne.

Die Mehrzahl der Bauern des Dorfes Kfar Kassem, die weit draußen gearbeitet hatten, kam gegen 19 Uhr zurück. Sie wurden von einer israelischen Grenzpolizeiabteilung festgenommen, alles in allem siebenundvierzig Menschen, in der Hauptsache Männer, aber auch Frauen und Kinder, welche die Väter auf die Felder begleitet hatten. Die israelischen Grenzpolizisten verluden die völlig verstörten Araber auf Lastwagen und fuhren sie am Dorfrand vor eine

Mauer. Dort wurden alle siebenundvierzig, Männer, Frauen und Kinder, teils erschossen, teils mit Bajonettstichen und Kolbenschlägen umgebracht.

Nie hätte die Welt davon erfahren, wenn nicht Uri Avneri die von der Regierung geheimgehaltenen Einzelheiten des Massakers unter dem Titel „Die Saat der Gewalt“ in seiner Wochenzeitung veröffentlicht hätte. „Wir können unsere Hände nicht in Unschuld waschen“, schrieb Avneri, „denn wir alle haben geduldet, daß der Keim des Hasses gelegt wurde.“

Um seinen Lesern zu zeigen, wie weit die Dinge schon fortgeschritten sind, veranstaltete Avneri eine Umfrage unter sechs- bis zehnjährigen israelischen Kindern über ihre Einstellung zu den Arabern. Die Antwort der meisten lautete: „Die Araber sind dreckig und stinkend. Man soll sie alle abschlachten.“

Den Angriffen Avneris schlossen sich erfreulicherweise auch Zeitungen der linkssozialistischen Mapam und des intellektuellen Kreises um Martin Buber an. Unter dem Druck ihrer Veröffentlichungen bequemte sich die Regierung zu einer Untersuchung. Zwei Jahre später wurde ein Prozeß gegen den Major durchgeführt, nicht aber gegen den Brigadegeneral, der, wie es landesbekannt geworden war, den Mordbefehl ausdrücklich gebilligt hatte. Der Major kam natürlich mit einer geringen Strafe und Bewährungsfrist davon.

Als ich das las, erinnerte ich mich eines Falles, der in der Zeit behandelt wurde, als ich mich in Israel befand. Nach Kriegsschluß wurde in der Stadt Ramleh ein zwölfjähriges Arabermädchen von einem israelischen Soldaten vergewaltigt und schließlich ermordet. Der Sexualverbrecher zerstückelte die Kinderleiche und warf sie in einen Brunnen. Die Familie fand erst eineinhalb Jahre später, nachdem sie selbst verschiedenes Anklagematerial gesammelt hatte, bei einem israelischen Untersuchungsrichter Gehör. Der Soldat wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, doch sagte man mir, daß er nach sechsmonatiger Haft amnestiert worden sei.

Die Geschichte der Menschheit ist reich an Gemeinheiten und an Grausamkeiten. Wenn man all das bedenkt, was im Verlaufe der

Jahrtausende Menschen den Menschen angetan haben, muß man wahrhaftig daran zweifeln, daß wir Ebenbilder Gottes sein sollen. Niemals hätte ich geglaubt, daß sich dereinst auch ein jüdischer Staat in diesen Teufelskreis des Hasses, der Unduldsamkeit und des Verbrechens begeben würde. So weit hat uns der fanatische Chauvinismus der Zionisten, besonders aber der zionistischen Sozialdemokraten, gebracht.

Mögen wir als Juden niemals das bezahlen müssen, was uns eine gewissenlose Clique in Israel an Schuld auflud! Bisher standen wir Juden vor der Welt als diejenigen da, die Gerechtigkeit zu fordern hatten.

Nun hat man in Israel den Arabern gegenüber diese Gerechtigkeit vor aller Welt mit Füßen getreten.

Daß in Israel nur eine kleine Minderheit des Weltjudentums lebt und daß die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung von Israel mit diesen Greueltaten nichts zu tun haben will, wird die Welt vielleicht ebensowenig zur Kenntnis nehmen, wie sie 1945 zur Kenntnis nahm, daß auch die Masse des deutschen Volkes mit den entsetzlichen Folgen der Judenhetze nichts zu tun hatte.

POLITIK AUF DES MESSERS SCHEIDE

Wer in Israel die markantesten politischen und wirtschaftlichen Erscheinungen kennenlernen will, der muß in die Kibbuzim gehen. Der größte Teil der Israelwirtschaft ist nämlich kollektiviert. Kooperative und Kibbuzim führen. Private Initiative wird in der Israelwirtschaft nicht geschätzt. Ich erkannte das sehr bald und mußte, ob ich wollte oder nicht, daraus folgern, daß mir eine Existenzgründung auf privater Basis dort noch schwerer gemacht werden würde als in irgendeinem anderen nichtkommunistischen Land. Mit mir haben das viele Hunderte, ja Tausende erfahren müssen. Die späteren Statistiken bewiesen, daß seit der Staatsgründung im Mai 1948 bis 1954 60 000 jüdische Einwanderer Israel wieder verlassen haben. Diese hohe Zahl fiel aber nicht ins Gewicht, da zur selben Zeit 735 000 Juden auf Grund der bestechenden zionistischen Propaganda in Israel einwanderten.

Wenn ich in Kooperativen oder Kibbuzim hätte leben wollen, hätte ich ja gleich hinter dem Eisernen Vorhang bleiben können, da das Leben, vor allem in den Kibbuzim, wohl die reinste kommunistische Form ist, die es zur Zeit auf der Welt gibt.

Ich sage ausdrücklich auf der Welt, und nicht nur im Westen. Denn sicher träumen in der Sowjetunion die kommunistischen Theoretiker von jener Form der klassenlosen Gesellschaft, die in den sozialistisch-zionistischen Kibbuzim längst verwirklicht wurde.

Dabei besteht kein Zweifel, daß allein in den Kibbuzim noch die wirklich opferbereiten, idealistischen Zionisten zu finden sind. Hier ist alles sauber und alles bescheiden. Während in den Jahrzehnten der zionistischen Pionierarbeit nahezu alle Einwanderer in den Siedlungen lebten und arbeiteten, befindet sich heute nur noch jeder fünfte Israeli in den landwirtschaftlichen Siedlungen.

Die Zahl der Kibbuzniks betrug 1958 in 228 Kibbuzim nur 79 891. Die Masse der Israeli drängt sich nämlich in den drei Großstädten Tel Aviv, Haifa und Jerusalem zusammen. Dort lebten 1958 über 692 000 Einwohner.

Im großen und ganzen führen die Kibbuzniks ein friedliches Leben. Alles, was sie zu tun haben, bekommen sie befohlen und erfüllen alle ihre Pflichten im Kollektiv. Selbstverständlich muß jeder Kibbuznik seine individuellen Pläne und Wünsche aufgeben; daß dies gerade unter den individualistischen Juden möglich war, ist beinahe ein Wunder.

Der Kibbuznik hat überhaupt kein Eigentum mehr. Er erhält für seine Arbeit auch keine Bezahlung. Alle Bedürfnisse werden, je nach Wohlhabenheit des Kibbuz, mit standardisierten Artikeln befriedigt. Die kurzen Khakihosen, die zu meiner Zeit die nahezu einheitliche Bekleidung darstellten, die einfarbigen Hemden werden genauso vom Kibbuz gestellt wie das Gemeinschaftsessen, welches jedermann im Eßraum erhält, eine Art Großabspeisung. Der Kibbuz gibt natürlich auch die Wohnung, die Zigaretten, das Schreibpapier, die Nähnadel, die Schuhkreme, kurz praktisch alles. Der Begriff des Eigentums, selbst in kleinster Form, existiert im Kibbuz nicht. Er ist so total ausgelöscht, daß die kommunistische Kolchose vor Neid erblassen könnte, die immerhin ihren Mitarbeitern zum Teil eigene Häuschen und im kleinsten Rahmen sogar Nutzvieh und ein Gärtchen beläßt. Das alles gibt es im Kibbuz nicht. Es gibt auch keinen Gewinnanteil, und lediglich für den jährlichen 14-Tage-Urlaub bekommen die Kibbuzniks ein Taschengeld.

Die kleinen Zimmerchen, die den Ehepaaren zur Verfügung stehen, genügen um so leichter, als ja auf den Kibbuzim die Kinder sehr bald nach der Geburt von den Müttern wegkommen und ins Gemeinschaftskinderheim des Kibbuz gebracht werden. So können sie ihre Mütter von der Arbeit nicht abhalten, denn natürlich müssen die Frauen genauso arbeiten wie die Männer, und hier herrscht wirklich eine totale Gleichberechtigung der Geschlechter. In den Nachmittagsstunden, wenn nicht gearbeitet wird, dürfen die Kinder täglich zwei Stunden ihre Eltern besuchen. Dann geht es wieder zurück ins Heim, wo sie selbstverständlich auch wie kleine Rekruten schlafen.

Scheidet aus irgendeinem Grund ein Kibbuznik aus seinem Kibbuz

aus, erhält er — selbst wenn er dort jahre- oder jahrzehntelang gearbeitet hat — keinen Pfennig. Alles für das Kollektiv, nichts für das Individuum!

Verständlicherweise interessierten mich die Kibbuzim sehr, und ich nahm wiederholt die Gelegenheit wahr, um einige dieser Siedlungen aufzusuchen. In der Zeit, in der ich da war, wurde des Klimas wegen morgens von vier bis acht Uhr und abends von achtzehn bis einundzwanzig Uhr auf den Feldern gearbeitet. Die Arbeitszeit betrug sieben Stunden.

Es überraschte mich, daß trotz dieser beispiellos billigen Arbeitskräfte, der Großraumplanung und der modernsten Maschinen die Produktion der Kibbuzim sich in der Regel teurer stellte als die Importe aus den Nachbarländern.

1950 stellte ich verwundert fest, daß die Fische, welche die Kibbuzim auf den Markt lieferten, viel teuerer waren als die, welche aus der Türkei importiert wurden. Dabei unterstützt der Israelstaat die Kibbuzim in jeder Hinsicht. Ohne die ausgiebige Finanzhilfe, besonders aus den USA, könnten sich trotzdem diese zionistischen Kolchosen längst nicht mehr halten.

Im Grunde geht es ihnen nicht anders als der ganzen israelischen Wirtschaft, die in stärkstem Maße von der Hilfe, die ihr das Weltjudentum angedeihen läßt, abhängt. Man hat mir in Jerusalem in eingeweihten Kreisen berichtet, daß allein die amerikanischen Juden jährlich etwa 12 Millionen Dollar, also etwa 50 Mill. DM, spenden. Diese gewaltige Hilfe des Weltjudentums wird noch vom amerikanischen Staat ergänzt. Allein innerhalb von vier Jahren, 1952 bis einschließlich 1955, erhielt Israel vom amerikanischen Finanzhilfsprogramm und der Technischen Hilfe rund 232 Millionen Dollar, etwa 980 Millionen DM. Dazu kommt noch die globale, kollektive Wiedergutmachungsentschädigung, welche die Deutsche Bundesrepublik an den Staat Israel in der Höhe von rund 3½ Milliarden DM abzahlt. Ohne diese gewaltigen Finanzunterstützungen wäre Israel trotz des Fanatismus der zionistischen Politiker und des Idealismus der zionistischen Kibbuzniks längst zuammengebrochen.

Israel verfügt über etwa 26 Millionen Dunam Land[1]). Davon werden 5 bis 6 Millionen als Kulturboden bearbeitet. 1948 hatten die Israeli erst 1 600 000 Dunam in ihrem Besitz. 440 000 gehörten der PICA, einer von Edmund Rothschild geschaffenen Gesellschaft; der zweitgrößte Eigentümer des jüdischen Bodenbesitzes in Palästina war der Keren Kayemeth.

90 Prozent des israelischen Bodens gehören dem Staat und dem Keren Kayemeth, mit dem ein Abkommen getroffen wurde, nach dem dieser Boden unverkäuflich ist und von einer Staatsbehörde zentral verwaltet wird. Der private Grundbesitz betrug 1948 etwa eine halbe Million Dunam. Unterdessen hat eine Reihe von Gesetzen diese Bodenfrage geregelt. Das Notstandsgesetz gestattete die Konfiszierung von arabischem Boden in militärischen Zonen. Das Mawat-Landgesetz ermöglichte die Beschlagnahme nichtbearbeiteten Bodens, 1950 kam noch das Gesetz über den Besitz Abwesender und 1952 das Gesetz über die Landenteignung dazu. Heute gehört infolgedessen praktisch nahezu der ganze Grund und Boden in Israel dem Staat.

Als ich längst aus Israel zurückgekehrt war, erlebte ich 1960 in der Deutschen Bundesrepublik die offizielle Entrüstung über die Verstaatlichung des Bodens und die Enteignung der Bauern in der Sowjetzone und las in der Presse gleichzeitig sprachlos von begeisterten Empfängen von Vertretern der Kibbuzim in Westdeutschland und der Entsendung von westdeutschen Jugenddelegationen in die Kibbuzim zur Mitarbeit.

Diese Kibbuzim haben bekanntlich einen Grad der kommunistischen Gemeinschaft erreicht, von dem Ulbricht und Genossen ihren Bauern gar nichts zu sagen wagen.

Weiß man das in der deutschen Bundesrepublik nicht? Wenn ja, dann kann man doch die Proteste gegen die Zwangskolchoisierung in Mitteldeutschland kaum ernst nehmen! Wenn das Kibbuz-System in Israel richtig und lobenswert ist, dann ist doch nicht einzusehen,

[1]) Ein Dunam hat 1000 m^2.

daß Ulbricht und Genossen sich auf falschem Wege befinden. Nun ist es für mich als Juden ja nicht sehr leicht, mich in den etwas krausen Gedankengängen der Politik zurechtzufinden. Möglicherweise irre ich mich.

Am meisten interessierte mich aber in den Kibbuzim nicht die Wirtschaft, sondern die Mentalität des Sabre. In einem Kibbuz kam es gegen Abend zu einem sehr interessanten Gespräch, an dem sich neben anderen besonders ein etwa zweiundzwanzigjähriger junger Lehrer beteiligte.

Sehr bald stellte ich mit Erschrecken fest, daß diese Elite Israels über die Geschichte der Juden kaum Bescheid wußte. Dieser Lehrer, der bereits andere unterrichtete, hatte keine Ahnung, wer Moses Mendelssohn war, der große Freund Lessings, den er zu „Nathan der Weise" inspirierte, dem Wegbereiter der jüdischen Emanzipation. Natürlich wußte er auch nichts von dessen Enkel, Mendelssohn-Bartholdy, dem berühmten Musiker, Wiedererwecker von Johann Sebastian Bachs Matthäuspassion und Gründer des Leipziger Konservatoriums. Nun reizte es mich, und ich erwähnte Moses Maimonides. Mein Diskussionspartner gab zögernd zu, schon einmal von ihm gehört zu haben.

Das ist unfaßbar. Maimonides war der größte jüdische Lehrer aller Zeiten, der in Ägypten seine Werke in arabischer Sprache schrieb und der christlichen Scholastik die aristotelische Philosophie vermittelte. Selbstverständlich weiß im Galuth all dies jeder gebildete Jude. Ich erkannte plötzlich, daß diese Kibbuzim die Menschen nicht nur von der Welt abschließen, sondern auch ihr allgemeines Blickfeld verengen. Hier geht nicht allein eine gesellschaftliche, hier geht auch eine geistige Isolierung vor sich, die augenscheinlich beabsichtigt ist. Erst viel später las ich in israelischen Zeitungen, daß Anfang des Jahres 1960 neueingewanderte Pressevertreter einen Wissenstest bei Schülern im Alter zwischen 15 und 16 Jahren durchführten.

Diesen Sabres wurden folgende Fragen vorgelegt, die sie schriftlich zu beantworten hatten:

1. Was wissen Sie über KZ und Gaskammern?
2. Was bedeutet der gelbe Fleck (Stern)?
3. Wer war Mordechai Anilewitsch?
4. Welche Literatur über KZ haben Sie gelesen?

Ein Großteil der jungen Israeli füllte die Bogen überhaupt nicht aus. 210 Bogen kamen aber zurück. 76 der Befragten, also 36 Prozent, hatten noch nie etwas über KZ gehört. 86 Befragte, das heißt 41 Prozent, hatten über Gaskammern völlig unklare Vorstellungen. 73 Befragte, mithin 35 Prozent, hatten keine Ahnung vom gelben Stern. Und — 93 der Jugendlichen, das sind 44 Prozent, hatten nie in ihrem Leben etwas von Mordechai Anilewitsch gehört, dem jungen Führer des Aufstandes im Warschauer Getto. Die Journalisten machten dieses Ergebnis sensationell auf und glossierten nicht zu Unrecht diese Unwissenheit über die primitivsten jüdischen Angelegenheiten in der israelischen Jugend.

Trotz dieser Mängel muß man indessen erkennen, daß die Kibbuzjugend von den Sabres noch die am weitesten fortgeschrittene ist.

Die Geschichte des jüdischen Volkes, die letzten Endes eine Geschichte der Verbannung ist, wird anscheinend der Jugend vorenthalten, und so ist zu befürchten, daß aus dem israelischen Volk kein Adler, Einstein, Joffe, Freud, Heine, Kafka, Disraeli, Rathenau, Liebermann, Menuhin, Chagall, Oistrach, Botwinnik, Fischer und kein Bialik oder Tschernichowski mehr hervorgehen wird.

Schließlich wurde der junge Mann im Laufe des Gespräches nervös und nannte mich einen Bauern, als ich ganz beiläufig erwähnte, daß Dr. Theodor Herzl keine Silbe hebräisch konnte und seine grundlegenden zionistischen Werke in deutscher Sprache geschrieben habe. Der junge Lehrer fuhr triumphierend auf, lachte und sagte überlegen: „Das ist nicht wahr, ich habe alle Werke des großen Herzl in hebräisch gelesen.“ Von der Möglichkeit einer Übersetzung hatte der arme Mann noch nie etwas gehört!

Ich schwieg traurig, eine Belehrung war aussichtslos.

Obgleich ich mich selbst nie sonderlich politisch betätigte, habe ich mich doch immer für die Politik interessiert, vor allem dort in Israel. Die Kenntnis der politischen israelischen Verhältnisse ist für jeden wichtig, wenn er über dieses Experimentierfeld des Weltzionismus urteilen will. Die mosaische Religion nämlich hat in Israel schon lange aufgehört, jenes einende Band zu sein, das sie für die Juden in der ganzen Welt bedeutete.

Natürlich entscheidet in der israelischen Politik — wie überall — das Geld. Die Finanzzentrale des Weltzionismus wurde auf dem Zionistischen Weltkongreß in London 1920 geschaffen und heißt Keren Hayessod, zu deutsch Gründungsfonds. Dieser Keren Hayessod sammelte auch in der ganzen Welt von diesem Tage an Geld für die zionistische Arbeit in Palästina. Bis 1947 hat der Keren Hayessod etwa 100 Millionen Dollar aufgebracht.

Davon wurde ein Drittel für die Landwirtschaft verwendet, der Rest für Bildungswesen und andere soziale Einrichtungen. Noch heute existiert dieser Keren Hayessod und wird von Jerusalem aus gelenkt und verwaltet. Dieser Gründungsfonds ist von der israelischen Regierung unabhängig, steht aber dennoch unter ihrem ständigen Druck. In keinem anderen Staat der Welt sind die Unterstützungsbeiträge so wichtig wie gerade in Israel.

Wahrscheinlich um den Keren Hayessod stärker unter Kontrolle zu bekommen, ließen die israelischen Zollbehörden 1950 eine aus Europa zurückkehrende Sammlergruppe, bestehend aus sechs Rabbinern, als Schmuggler festnehmen. Der israelische Zoll hatte aus Frankreich vertrauliche Informationen erhalten, wonach diese sechs Rabbiner angeblich Schmuggelware mit sich führten. Bei der sehr rigoros durchgeführten Untersuchung wurden dann tatsächlich aus koscheren Fleischkonserven, die scheinbar original verpackt waren, Golddukaten und Golduhren sichergestellt. Bei dieser Aktion gingen die israelischen Zöllner so rauh mit den Rabbinern um, daß einer von ihnen danach acht Tage lang keinen Gebetsriemen anlegen

konnte; bei der „Untersuchung“ war ihm eine Hand ausgerenkt worden. Ob nun diese Rabbiner tatsächlich für ihren privaten Vorteil den Schmuggel durchführten oder ob sie nur für ihre Partei die Werte ins Land bringen wollten, wurde nie geklärt.

Ein zweiter Fonds heißt „Keren Kayemeth Leisrael“, zu deutsch „Ewiger Fonds für Israel“, kurz benannt Keren Kayemeth. In diesen Fonds wurden ursprünglich nur Gelder für den Grund- und Bodenankauf in Palästina gesammelt. Dieser Boden sollte für immer Eigentum des Israelvolkes sein. Durch den Keren Kayemeth, der 1901 gegründet wurde, konnten bis 1947 1 500 000 Dunam Land aufgekauft werden.

Schon beim ersten Zionistischen Weltkongreß versuchte Professor Hermann Schapiro die Gründung zu erwirken, was mißlang. Erst beim fünften Kongreß gelang es Dr. Herzl, die Gründung durchzusetzen. Hier wurden nicht nur Wälder gepflanzt, sondern auch Kibbuzim geschaffen und israelische Verwaltungszentren errichtet. Der Keren Kayemeth sammelt nicht nur Geld und andere Kapitalien, sondern auch Erbschaftserlässe, und in den vergangenen Jahren gab es wohl kaum eine Geburt oder Beschneidung, kein Bar Mizwah (Kommunion, Konfirmation), keine Heirat und kein Begräbnis, bei dem nicht goldene Bücher in den jüdischen Gemeinden aufgelegt und von den Familien namhafte Beträge aus diesem festlichen Anlaß gezeichnet wurden. Keren Kayemeth wurde von 1921 bis 1941 von dem aus Rußland stammenden M. Ussischkin verwaltet. Er war seinerzeit der stärkste Gegner Dr. Herzls, als dieser den Ugandaplan in Erwägung zog, und gehörte 1919 der zionistischen Gruppe bei den Friedensverhandlungen in Versailles an.

Diese Sammlungen für Israel, einst mit glühendem Idealismus durchgeführt, wurden unterdessen für manchen ein recht gutes Geschäft. In der Regel erhalten die Sammler Provision, oftmals bis zu 25 Prozent von der gesammelten Summe.

Warum dieser Fonds Keren Kayemeth nach 1948 nicht aufgelöst wurde, bleibt ein Rätsel. Denn seit 1948 gehörte ja der Grund und Boden Israels dem Staate, mit Ausnahme der wenigen jüdischen

Bodenbesitzer, die vor 1948 privat in Palästina Grund erwarben, und jener arabischen Bauern, die trotz aller Verfolgungen und Schikanen noch immer auf ihrem Grund und Boden ausharrten.

Groteskerweise wurde dieser Fonds 1952 sogar in der Deutschen Bundesrepublik neu gegründet. Das ist um so verwunderlicher, als doch die Sochnuth am 30. September 1950 angeordnet hatte, daß alle jüdischen Organisationen und Institutionen innerhalb der Bundesrepublik sich unverzüglich aufzulösen hätten. Gleichzeitig wurden alle jüdischen Bewohner der Bundesrepublik aufgefordert, diese zu verlassen und nach Israel zu kommen.

Einen Monat zuvor hatte in Jerusalem ein Kongreß der Sochnuth sehr ernsthaft die Fragen der Juden innerhalb der Deutschen Bundesrepublik diskutiert. Überaus scharfe Anträge wurden eingebracht, und man wollte alle in der Bundesrepublik noch verweilenden Juden mit dem Bannfluch belegen.

Ben Gurion persönlich hatte ja nie ein Hehl daraus gemacht, daß er von den nicht in Israel lebenden und arbeitenden Zionisten sehr wenig hält. Er beschuldigte sie sogar, daß sie auf die Entwicklung Israels störend wirken. In den Kreisen der radikalen Israeli kann man oft ein Schlagwort hören, das früher die Gegner des Zionismus angewendet haben: „Ein Zionist ist ein Jude, der einen anderen Juden mit dem Geld eines dritten Juden nach Palästina schickt."

Besonders in der Mapai gibt es eine Strömung, die alle jene Zionisten verachtet, die nicht daran denken, ihr bequemes Leben in den Kulturländern mit dem Existenzkampf in Israel zu vertauschen.

Im Hinblick auf die Juden in der Bundesrepublik kamen noch die schweren Ressentiments gegen Deutschland im allgemeinen zur Geltung. Erst auf Grund dringender amerikanisch-jüdischer Vorstellungen wurde die Schärfe der Formulierungen auf dem Sochnuth-Kongreß herabgemildert. Da die amerikanischen Juden nicht im Traume daran denken, ihre Geschäfte und Positionen in den USA zu verlassen, um gegebenenfalls als Kibbuzniks nach Israel zu gehen, befürchteten sie offensichtlich nicht ganz zu Unrecht, daß auch sie demnächst in einen Bannfluch einbezogen werden könnten.

Schließlich veröffentlichte die in Tel Aviv erscheinende Zeitung „Jedioth Chadaschoth" am 7. August 1950 einen Artikel, der in seiner Deutlichkeit keinen Zweifel läßt. Es heißt darin unter anderem unter der Überschrift „Sochnuth stellt Arbeit in Deutschland ein": „Für ein Verbleiben der Juden in Deutschland gibt es keinen Grund mehr außer dem Schwarzen Markt. 35 000 Juden sind noch in Westdeutschland, 10 000 warten auf ihre Ausreise. Der Rest genießt nicht mehr die Hilfe und die Unterstützung der israelischen Behörden."

Damit wurden alle in Deutschland verbleibenden Juden sehr unverblümt als Schwarzhändler denunziert. Ich habe bis heute nirgends einen Widerruf dieser Stellungnahme gelesen. Im Gegenteil, wenn sich irgendwo in der Bundesrepublik eine neue zionistische Vereinigung bildet, zeigt die israelische Presse darüber keinerlei Freude, sondern verhöhnt und verspottet diese Sorte von Zionisten innerhalb der Bundesrepublik.

In dieser Frage kann ich allerdings der offiziellen Israelversion nicht widersprechen. Wenn sich jemand schon als Zionist bekennt, dann soll er auch dorthin gehen, wo man für den Zionismus arbeiten, bauen und kämpfen kann. Weder in Westberlin noch in Düsseldorf noch in München stehen Kibbuzim, und hier kann auch nicht gegen die Araber gekämpft werden.

Wer sich trotzdem innerhalb der Bundesrepublik als Zionist bekennt und sich noch dazu als Freund Israels gebärdet, obwohl Israel von dieser Art Zionisten gar nichts wissen will, tut dies aus sehr undurchsichtigen Gründen oder betreibt nur ein sehr problematisches Geschäft, das heuchlerisch getarnt wird. Es muß als ein besonderer Witz unserer Zeit betrachtet werden, daß sich gerade diese Herrschaften und ihre Anhänger innerhalb der Bundesrepublik als die Vertreter des Judentums aufspielen und dabei ohne organisatorische und moralische Legitimation die schwache Brücke zwischen Juden und Deutschen durch ihre unversöhnliche Rachepolitik belasten.

Im Namen Israels jedenfalls können sie nicht auftreten: Diese Legitimation wurde ihnen von der Sochnuth offiziell entzogen. Auch haben sie kein Recht, im Namen des Weltjudentums zu sprechen, denn es gibt mehr Juden als man denkt, die mit dieser Art von Politik nichts zu tun haben wollen. Doch dank des nahezu diktatorischen Einflusses dieser Gruppen getraut sich innerhalb der Bundesrepublik kaum ein Jude, seiner wirklichen Meinung Ausdruck zu verleihen. Wie der Fall des ehemaligen Oberrabbiners Dr. Isaak Goldstein beweist, scheuen diese Leute nicht davor zurück, jeden Juden, der es wagt, der wirklichen Stimmung vieler in Deutschland lebender Juden Ausdruck zu geben, mit wenig jüdischen Methoden mundtot zu machen.

Als sich in Westberlin im Herbst 1960 eine zionistische Organisation gründete, die sich „Bund von aktiven Alt-Zionisten" nannte, liefen in Israel nicht nur die Allgemeinen Zionisten, die Cheruth-Partei und die Misrachi dagegen Sturm, sondern sogar die Mapai. Die offizielle Tageszeitung der Histadruth und der Mapai, „Davar", machte sich über die Gründung in Westberlin, die sie ironisch verzeichnete, nur lustig.

Doch nicht nur in Israel, auch in den USA wandten sich wiederholt Juden gegen die Zionisten in der Bundesrepublik. Der bekannte Publizist und Radiokommentator in den USA, Schlomo Ben Israel, veröffentlichte in der jiddischen Zeitung „Vorwärts", New York, am 2. März 1960 einen Artikel „Juden haben schnell vergessen". Darin bemerkte er unter anderem: „Die Juden in Deutschland haben schon eine zionistische Organisation geschaffen, und wahrscheinlich werden sie sich der zionistischen Weltorganisation anschließen und mit anderen Juden an zionistischen Weltkongressen teilnehmen." Schlomo Ben Israel kritisierte diese Entwicklung heftig und verstieg sich dabei zu folgenden Sätzen: „Es darf keine jüdische Gemeinde in Deutschland mehr entstehen." „Die Juden, die sich wieder in Deutschland niederlassen, sind keine Ehre für das Weltjudentum." Er schloß mit der Feststellung: „Der größte Teil dieser Juden ist Müllabfall, eine Müllkiste des jüdischen Volkes."

Im Juli 1960 besuchte Schlomo Ben Israel, der Mann mit dem reichen akademischen Sprachschatz, München. Er kam aus Israel, um Material für einen Roman über nationalsozialistische Kriegsverbrechen zu sammeln. Wahrscheinlich begrüßte er bei dieser Arbeit die Befragten, den „Müllabfall", mit einem Händedruck, und die Leute aus der Müllkiste beantworteten seine Fragen. Wahrlich, ein Beweis für Konsequenz und Selbstachtung auf beiden Seiten!

Kurze Zeit darauf, im November 1960, besuchte der hessische Landesrabbiner, Dr. Lichtigfeld, Israel und gab der Tel-Aviver Zeitung „Jedioth Chadaschoth" aus diesem Anlaß ein Interview. Er sagte dabei unter anderem: „Obwohl die Juden in Deutschland in den Logen und den zionistischen Organisationen wieder ein kulturelles Leben beginnen, leisten sie für Israel gar nichts, obgleich sie wirtschaftlich dazu in der Lage wären."

Die Zionisten in der Bundesrepublik, denen so fortgesetzt die israelische und zionistische Verachtung ausgesprochen wird, benehmen sich wie nasse Hunde. Sie schütteln alles ab. Menschen, denen man von zionistischer Seite ständig ins Gesicht spuckt und die lächelnd behaupten, es würde nur regnen.

Dabei springt einem gerade aus diesen Kreisen ein geradezu schauriger Haß auf das deutsche Volk entgegen. Man braucht nur ihre Presseerzeugnisse zu lesen, um zu wissen, wie sehr sie an der Verewigung des Hasses arbeiten. Die in München erscheinende „Neue jiddische Zeitung", die 1950 gegründet wurde, als alle jüdischen Zeitungen in Bayern auf Grund des Entschlusses der Sochnuth aufgelöst wurden, beschuldigt einmal den „Spiegel" am 24. Juni 1960 der neonazistischen Sprache und macht ein andermal der „Süddeutschen Zeitung" einen Vorwurf, weil sie eine Meldung aus Paris publizierte, in der mitgeteilt wurde, daß General de Gaulle in seiner Besprechung mit Ben Gurion diesen ersucht hätte, weitere Provokationen gegenüber arabischen Staaten zu unterlassen.

Am 18. November 1960 brachte diese „Neue jiddische Zeitung" einen Bericht über den Prozeß, der in Hagen gegen einen KZ-Machthaber namens Thomanek lief. Dabei wurden auch 62 jüdische Zeu-

gen einvernommen; 23 davon erschienen aus Israel. Da zwei jüdische Zeugen den Angeklagten entlasteten, tobte das Blatt: „..., daß so etwas zum erstenmal vorkommt und hoffentlich zum letztenmal, daß Juden sich erlauben, für einen Nazimörder einzutreten. Es ist wichtig, die Namen dieser beiden Zeugen bekanntzugeben. Der eine ist Margulies aus Paris, der andere ist Winter aus Wien. Beide waren Mitglieder des Judenrates in Tschortkow. Hätte die Polizei diese beiden Zeugen nicht geschützt, hätten sie den Zorn der übrigen jüdischen Zeugen verspürt. Hoffentlich ist diese Angelegenheit nicht erledigt, und hoffentlich wird man sich für diese beiden Juden noch interessieren."

Ich bin weit davon entfernt, für Mitglieder irgendeines Judenrates einzutreten. Ich selbst habe die Zeiten der Verfolgung und der Qual höchst passiv mit hunderttausend anderen erlebt und hätte nie eine solche Funktion angenommen. Doch vor einem ordentlichen demokratischen Gericht muß jeder das Recht haben, nach seinem Wissen und Gewissen auszusagen.

Wenn eine andere Zeitung innerhalb der deutschen Bundesrepublik jemals wagen würde, einen Zeugen einer ordentlichen Gerichtsverhandlung so zu beschimpfen und unmißverständlich tätlich zu bedrohen, möchte ich nicht wissen, was mit ihr geschähe.

Beim Lesen dieser erstaunlichen Aufforderung zur Gewalt gegen einen Zeugen vor einem ordentlichen deutschen Gericht fielen mir die Presseberichte über einen Mordprozeß ein, über den ich viele Jahre zuvor gelesen hatte. Am 16. Dezember 1937 drängte sich in Stettin das Publikum in eine Schwurgerichtsverhandlung, welche die Ermordung des jüdischen Kaufmannsehepaares Abraham aus Bahn, Kreis Greifenhagen, zu ahnden hatte. Nach zweitägiger Verhandlung wurden die Mörder verurteilt: Der sechsundzwanzigjährige Josef Reinhard zum Tode, sein achtzehnjähriger Komplize Fritz Icks zu lebenslänglichem Zuchthaus und der jugendliche Mittäter Albert Icks zu sechs Jahren Gefängnis.

Der Gerichtsvorsitzende, Landgerichtsrat Dr. Klaar, betonte in seinem Urteil unter anderem, daß die ganze Bevölkerung bei der

Aufdeckung dieses Mordes mitgeholfen habe, und erklärte, daß es bei der Bestrafung der Täter keine Rolle spielen konnte, daß der ermordete Abraham ein Jude gewesen sei. Mord bliebe Mord!

Es wurden also jene Zeugen, die mithalfen, den Mörder eines Juden festzunehmen, in keiner Weise diffamiert, sondern öffentlich belobigt.

Daß im Verlaufe des totalen Krieges das Recht in Deutschland zerstört wurde und die Juden ein grauenhaftes Schicksal erleiden mußten, steht auf einem anderen Blatt. Solang aber im Deutschen Reich — auch unter den Nazis — Frieden herrschte, genossen selbst Juden Rechtsschutz.

Da wir jetzt auch Frieden haben, wäre es meiner Meinung nach richtig, wenn man sich heute nicht von den Nazis in dieser Hinsicht beschämen ließe.

Israelische Gewerkschaften und Parteien

Doch zurück zur Politik in Israel! Eine der wichtigsten Organisationen, der Dachverband aller Gewerkschaften, ist die 1920 in Haifa gegründete *Histadruth,* zu deutsch Organisation. Die Histadruth übt größten Einfluß in Israel aus. Schon 1948 hatte sie 260 000 Mitglieder, inzwischen sind es mehr als 500 000 geworden, die rund 4 Prozent ihres Lohnes als Beitrag zahlen. Die Histadruth besitzt Lehranstalten, moderne Kliniken, Krankenhäuser, Sanatorien, Zahnstationen, Apotheken, Berufsschulen, Sportlager und Kindergärten. Sie betreibt eine Versicherungsgesellschaft, die gegen Feuer, Einbruch, Unfall und Tod versichert, besitzt Banken, Baugesellschaften, Firmen, und der Histadruth gehört beinahe die ganze Grundstoff- und Schwerindustrie.

Die Histadruth unterhält ein Theater, gibt vier Tageszeitungen heraus, eine Illustrierte, rund zwanzig Monatsschriften und ist auch an vielen Privatunternehmungen mit Gewerkschaftskapital beteiligt, im wahrsten Sinne ein Staat im Staate. Es heißt, daß die Hista-

druth seinerzeit gegründet wurde, um einen sicheren Verteiler für die aus der ganzen Welt einlaufenden Sammelgelder zu haben.

Generalsekretär der Histadruth war Pinchas Lavon. Er ist einer der einflußreichsten Leute in Israel. In der Histadruth sind alle Parteirichtungen vertreten, selbst die Kommunisten. Nur die Revisionisten, die Makkabäer, die sich in der Cheruth-Partei zusammenschlossen, sind nicht in der Histadruth. Sie gründeten 1934 eine eigene Histadruth, die 1948 etwa 25 000 Mitglieder hatte.

Die Bewegung des *Chaluz*, zu deutsch „Pionier", wurde 1917 in Rußland, in Litauen und Polen gegründet. 1919 kam es zu einer ersten Konferenz, und 1921 wurde in Karlsbad die erste Weltkonferenz des Chaluz abgehalten. Diese große idealistische Bewegung schulte in allen Galuth-Ländern junge Juden beiderlei Geschlechts bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahr in der Landwirtschaft und handwerklichen Berufen; nach zwei- bis dreijährigen Kursen gingen die Chaluzim als richtige Pioniere nach Palästina. 1939 zählte diese Bewegung außerhalb Palästinas etwa 35 000 Mitglieder. Der Chaluz stellte von 1917 bis 1933 nahezu alle Einwanderer und hat freiwillig die schwersten Arbeiten, vor allem die Trockenlegung und Urbarmachung von Sümpfen, die Kanalisation und ähnliches mehr, ausgeführt.

Der bedeutendste Führer des Chaluz in Palästina war Joseph Trumpeldor (1880 in Rußland geboren, 1920 im Kampfe gegen die Araber bei dem Dorfe Tel Chai gefallen). Er besaß dafür alle Voraussetzungen, denn er kämpfte als russischer Offizier schon 1904 gegen Japan und stand 1914 in Gallipoli im Einsatz.

Eine andere jüdische Bewegung ist *Haschomer Hazair*, zu deutsch „Junger Wächter"; sie wurde 1914 in Polen von jungen Sozialisten gegründet, die bereit waren, nach Palästina zu gehen und zu siedeln.

Die Mitglieder wurden gleichzeitig auch militärisch geschult, um die jüdischen Siedlungen vor den empörten Arabern zu schützen. Sie gründeten die ersten Kibbuzim in Palästina. Während später die radikalsten Elemente des Haschomer Hazair und ein Teil des linken Zweiges der linkssozialistischen Poalei Zion, zu deutsch Zion-

arbeiter, sich mit einigen kleineren linksstehenden Splittergruppen zur Kommunistischen Partei Israels zusammenschlossen, vereinigten sich die Masse des Haschomer Hazair und der übrige Teil der Poalei Zion zur linkssozialistischen Partei der *Mapam.* Sie ist etwas Ähnliches wie die Nennisozialisten in Italien. Die Mapam beherrscht die Mehrheit der Kibbuzim, gehört natürlich der Histadruth an und beteiligt sich häufig an der Regierung.

Die *Cheruth-Partei,* zu deutsch Freiheitspartei, entstand, wie schon gesagt, aus den Revisionisten, den Makkabäern. Ihr geistiger Kopf und organisatorischer Leiter war der bereits erwähnte Wladimir Jabotinski, 1880 geboren in Odessa, 1940 verstorben in New York, nach Theodor Herzl und Max Nordau der am stärksten umstrittene und dynamische Zionist, den die Briten am meisten haßten, da er kompromißlos und unbestechlich war. Jabotinski war ein begabter Schriftsteller und Journalist und gründete im ersten Weltkrieg die erste jüdische Legion. 1920 schuf er die ersten jüdischen Kampfgruppen in Palästina und wurde daraufhin von den Briten lebenslänglich aus Palästina verbannt. 1923 gründete er die revisionistische Partei, da er die offizielle zionistische Politik als viel zu englandfreundlich empfand. 1935 schuf er die Neue Zionistische Organisation und verließ mit ihr demonstrativ die Zionistische Weltorganisation. Von da an bekämpfte er die alte Zionistengruppe und insbesondere Chaim Weizmann schonungslos.

Jabotinski sah die israelische Staatsgründung voraus. In seinem Testament verfügte er, daß seine Leiche nur dann nach dem Israelstaat überführt werden dürfe, wenn dies von der Israelregierung offiziell verlangt werde. Die bisherige Israelregierung dachte indessen nicht daran, dies zu verlangen, denn offenbar wird der tote Jabotinski noch genauso gefürchtet wie einst der lebende.

In der Kampfzeit der Israeli entstand aus den Revisionisten die Kampfgruppe *„Irgun Zwai Leumi“*, bekannt unter dem Namen Makkabäer. Der Irgun war eine bewaffnete Untergrundorganisation, die auch vor Terrorakten nicht zurückschreckte, einen Großteil des Kampfes gegen die Briten und Araber trug und sich oft in ver-

lustreichen Anschlägen und Kämpfen für die Gründung des Staates Israel aufopferte.

Aus dem Irgun wieder entstand mit den radikalsten Elementen die *„Sterngruppe“*, genannt nach ihrem Führer Abraham Stern, der später von den Engländern erschossen wurde.

Nach der Staatsgründung 1948 lösten sich die militanten Kampfgruppen der Revisionisten auf, sie bildeten die schon mehrfach genannte *Cheruth-Partei* und stellten unter der Führung von Menachem Begin die zweitstärkste Fraktion in der Knesseth. Daneben gibt es noch eine kleinere revisionistische Gruppe, die vom Sohn Jabotinskis, Professor Jabotinski, geführt wird, die aber keinen Vertreter in der Knesseth hat.

Eine religiöse Organisation, die den Zionismus bejaht und schon immer für ihn eintrat, ist die Partei *Misrachi*, zu deutsch „Morgenländisch“. Sie stellte sich zur Aufgabe, den Zionismus mit der Bibeltreue in Einklang zu bringen und dem laizistischen Einfluß der Sozialisten im Zionismus entgegenzuwirken. Ihr geistiger Urheber war der Rabbi Sch. Mohliver. Die Partei wurde 1902 als politische Organisation von Rabbi J. J. Reines geschaffen, der auch in der ganzen Welt Zweig- und Hilfsorganisationen gründete. Obgleich die Misrachi nur eine Mittelpartei ist, verfügt sie über reichliche Kapitalien, hat eigene Schulen, Verlage, Banken, Frauen-, Jugend- und Arbeiterorganisationen. Die Misrachi sitzt im Zionistischen Weltkongreß, ist in der Histadruth vertreten und beteiligt sich an fast allen Regierungen.

Im Gegensatz zu ihr steht die extremreligiöse Organisation *Agudath Jisrael*, zu deutsch „Verein der Israeliten“, die 1912 in Kattowitz gegründet wurde und deren Ziel es war, die Erneuerung des Alten Testamentes im jüdischen Volke zu betreiben. Ursprünglich war Agudath Jisrael antizionistisch, und wanderte eines ihrer Mitglieder nach Palästina aus, wurde es wie ein Toter behandelt.

Ihre bedeutendsten Führer waren Rabbi Chaim Soloweitschik aus Rußland und Rabbi Dr. Sch. Brauer aus Frankfurt am Main. Während der großen europäischen Judenverfolgungen änderte sich ihre

Einstellung zum Zionismus, und im Gegensatz zu jenen Zionisten, die es vorziehen, nicht nach Israel zu gehen, wandern immer mehr Agudath-Führer und -Mitglieder in Israel ein.

Trotz ihrer kleinen Organisation verfügt die Agudath Jisrael über große Finanzmittel und arbeitet ähnlich wie die Misrachi. Ihre Anhänger verfügen übrigens über stärksten Einfluß in der israelischen Rabbinat-Justiz und in der Ehe- und Scheidungspraxis. Ein Standesamt gibt es ja bekanntlich in Israel nicht. Agudath Jisrael ist auch in der Knesseth vertreten, beteiligte sich wiederholt an der Regierung, und bei der Staatsgründung 1948 wurde einer ihrer Vertreter, J. M. Levin, Minister.

Die *„Allgemeinen Zionisten"* führen heute noch in der Zionistischen Weltorganisation, in Israel selbst aber verlieren sie, noch 1948 die zweitstärkste Partei, immer mehr an Anhang. In der Kampfzeit wurden die Makkabäer stark von den „Allgemeinen Zionisten" unterstützt, die auch heute noch gute Kontakte zur Cheruth-Partei pflegen. Ihr Führer ist der deutsche Jude Felix Bernstein.

Seit längerer Zeit laufen zwischen den „Allgemeinen Zionisten" und der Cheruth Verhandlungen über eine Vereinigung beider Gruppen, die allerdings bisher ohne Erfolg blieben.

Die *Kommunistische Partei Israels* wurde in Palästina bereits Mitte der zwanziger Jahre offiziell gegründet und von der Moskauer Komintern als ihre Sektion anerkannt. Schon bei den ersten größeren Auseinandersetzungen zwischen Zionisten und Arabern in Palästina 1929 nahm sich die Kommunistische Partei als einzige der Araber an und erklärte, die Araber führten keine Pogrome durch, sondern einen nationalen Kampf um ihre Rechte.

Darauf kündigte eine Reihe jüdischer Persönlichkeiten, wie zum Beispiel der in New York lebende Lyriker A. Reisin, der Kommunistischen Partei die Mitarbeit. Sie wurde aus allen Dachorganisationen der Zionisten ausgeschlossen.

Infolgedessen erhielten die jüdischen Kommunisten keine Geldmittel mehr von auswärts und waren von der Beteiligung an allen Weltfonds abgeschnitten. Sie kämpften daher lange mit beträcht-

lichen finanziellen Schwierigkeiten und blieben bis zur Staatsgründung sehr klein. Mit der großen Treibjagd auf die Araber änderte sich die Lage. Die Kommunistische Partei half als einzige den verfolgten Arabern und nahm sie sogar in ihre Reihen auf. Sie verurteilte scharf die antiarabischen Maßnahmen Israels und stellte auch arabische Kandidaten für die Knesseth-Wahlen. Ihr oberster Führer ist der aus Kiew stammende Jude Mikunis.

Als der bekannte Zionist Dr. Mosche Sneh von den gemäßigten Zionisten schließlich zur Kommunistischen Partei übertrat, erhielt sie einigen Auftrieb, besonders bei den Neueinwanderern, die sich berechtigterweise von den Alteingesessenen unterdrückt und sehr benachteiligt fühlen. Wenn das Araberproblem auch weiterhin so wie bis jetzt in Israel gehandhabt wird, dann wird diese Kommunistische Partei noch eine bedeutsame Rolle spielen. Dies um so mehr, als ja die israelische Regierung den antikommunistischen Arabern die Gründung einer nationalen Partei nicht erlaubt.

Infolge der individualistischen Einstellung der Juden gibt es natürlich noch viel mehr politische Parteien und Gruppen in Israel, doch ich denke, dies genügt zur Übersicht. Die Zentralwahlkommission zu den dritten Knesseth-Wahlen im Juli 1955 bestätigte 19 Parteien; 23 Parteien hatten ihre Listen eingereicht.

Geschichte der Mapai

Die weitaus stärkste und einflußreichste Partei in Israel ist die *Mapai,* eine Abkürzung von „Miflegeth Poalei Erez Israel", zu deutsch „Arbeiterpartei des Landes Israel".

Die Geschichte der Mapai ist zwangsläufig eine Geschichte des heutigen Staates Israel. Ihr Ideologe ist Moses Heß, geboren 1812 in Deutschland, gestorben 1875 in Paris, der als Zeitgenosse von Karl Marx die marxistische Lehre mit dem Nationalstreben der Juden vermengte. Er verfaßte eine Reihe populärwissenschaftlicher Broschüren und Werke; sein bekanntestes Buch ist „Rom und Jerusalem". Unter seinem geistigen Einfluß rief der jüdische Sprachen-

forscher Berl Borochow 1906 in Poltawa die erste Konferenz jüdischer Sozialisten zusammen und legte dort den Grundstein zur ersten sozialistisch-zionistischen Arbeiterpartei, die sich Poalei Zion nannte.

Schon ein Jahr später wurde im Haag der erste Weltkongreß der sozialistischen Zionisten abgehalten, an dem besonders viele österreichische Vertreter teilnahmen. In der Grundsatzerklärung dieses Weltkongresses traten die Kongreßteilnehmer für eine jüdische Heimstätte in Palästina auf sozialistischer Basis ein und für die Minderheitsrechte der Juden in den Galuthländern. Die russische Revolution spaltete die Poalei Zion 1920 in drei Gruppen: in eine rechte, eine linke und eine neutrale, die sich später der rechten anschloß. Im Verlaufe der weiteren Entwicklung lebten sich die in Palästina arbeitenden Poalei-Zion-Gruppen und jene, die sich noch in den Galuthländern befanden, vollkommen auseinander. Darum änderten 1930 die bisherigen Poalei-Zion-Gruppen in Palästina ihren Namen auf Mapai, während die Linke der Poalei Zion den Namen Mapam annahm.

Die Mapai verschmolz sich kurz darauf mit der von Dr. Chaim Arlosorow, geboren in Wien 1899, gestorben in Tel Aviv 1933, geführten rechtsgerichteten sozialistischen Arbeiterpartei und übernahm viele von deren Thesen.

Dr. Arlosorow, der nach Palästina zog und dort unter den jüdischen Siedlern bald eine Rolle spielte, erlitt ein tragisches und ein für sehr lange Zeit auch rätselhaftes Schicksal. Er wurde während eines Spazierganges am Meeresstrand von Tel Aviv 1933 erschossen.

Kurz darauf wurden drei jugendliche Makkabäer unter dem Verdacht des Mordes verhaftet. Sie mußten jedoch vom britischen Gericht freigesprochen werden. Trotzdem wurden die Makkabäer immer wieder direkt und indirekt der Ermordung von Dr. Arlosorow beschuldigt, und das unaufgeklärte Verbrechen war die Ursache vieler Zwistigkeiten unter den Zionisten der ganzen Welt.

Erst vor einigen Jahren gestand ein ehemaliger jüdischer Polizeioffizier, als er dem Sterben nahe war, daß sowohl der britische Geheimdienst als auch führende Mapai-Politiker immer gewußt

hätten, daß der Attentäter, der Dr. Arlosorow auf dem Gewissen hatte, ein Araber war, dem die Flucht aus Palästina gelungen sei. Doch sowohl die Briten als auch die Mapai unternahmen jahrzehntelang nichts, die Wahrheit bekanntzumachen, sondern bedienten sich dieses Mordes, um Jabotinski und die Revisionisten in der Weltöffentlichkeit damit zu diffamieren.

1948 wurde die Mapai, die zur stärksten politischen Partei im Lande geworden war, die tragende Staatspartei. Allerdings weisen ihre Regierungsmethoden nur sehr wenig Ähnlichkeit mit jenen anderer demokratischer Sozialisten auf und gleichen weit mehr denen autoritär geführter Parteien. Das offensichtliche Ziel der Mapai ist, Israel in das biblische Milieu von Josuah und Esra zurückzuführen.

Während ihre sozialistischen Bruderparteien in der ganzen Welt für Rassengleichheit und den Schutz nationaler Minderheiten eintreten, regiert die Mapai mit schärfsten Rassengesetzen. Bekanntlich werden die Araber, die politisch und wirtschaftlich auf das schwerste unter Druck gesetzt sind, nicht einmal in die Gewerkschaften aufgenommen. Es ist undenkbar, daß ein sozialistischer Araber in den Reihen der sozialistischen Mapai aufgenommen werden kann. Und es ist völlig undenkbar, daß unter dieser sozialistischen Regierung in Israel ein Jude eine Araberin heiraten könnte oder gar ein Araber eine Jüdin.

Ja selbst Juden, die zum christlichen Glauben übergetreten waren oder eine nichtjüdische Frau heirateten, werden in Israel so behandelt, daß sie nach kurzer Zeit gerne das Land wieder verlassen. Nur selten schimmern diese Realitäten zwischen dem Wust von Propaganda hervor. Zum Beispiel wenn vor dem Verwaltungsgericht in Ansbach zwei jüdische Arbeiter in der deutschen Bundesrepublik um Asyl nachsuchen, weil sie wegen ihres Glaubens aus Israel geflüchtet sind. Der in Lodz geborene Jakob Rundberg hatte wahrhaftig ein schweres Schicksal: Vier Jahre verbrachte er im Getto Lodz, kam anschließend in die KZ Auschwitz und Buchenwald; nach der Befreiung heiratete er eine katholische Polin und wanderte mit ihr und seinem vierjährigen Söhnchen nach Israel aus. Sein Sohn, der

katholisch getauft war, konnte in Israel nicht zur Schule gehen, weil sich der Vater weigerte, ihn nach jüdischem Ritual beschneiden zu lassen. Schließlich floh er aus Israel, weil man ihm mit Repressalien gedroht hatte.

Auch Henryk Fogielhut ehelichte 1945 eine katholische Polin und trat zum Katholizismus über. Und auch er wanderte 1957 mit seiner Frau und seinen Kindern nach Israel aus. Da er Christ war, bekam er keine Arbeit, selbst die staatliche Unterstützung wurde ihm verweigert. Die Familie hungerte ein halbes Jahr in Haifa; seine Frau erbettelte in einem katholischen Kloster die Nahrung. Aus Angst vor den Drohungen floh auch er in die Bundesrepublik. Seltsamerweise verweigerte das Verwaltungsgericht in Ansbach den beiden christlichen Juden das Asylrecht in der Bundesrepublik.

Während meines Israelaufenthaltes erlebte ich in meiner nächsten Nachbarschaft einen Fall, der in erschütternder Deutlichkeit zeigt, was auf diesem Gebiet in Israel eigentlich los ist. Eine jüdische Mutter in Warschau suchte ihren in einem KZ vermißten Sohn. Sie hatte nur erfahren, daß er nach der Befreiung noch lebte. Irgend jemand meinte, er sei in Israel. Nachdem sie feierlich auf ihre polnische Staatsbürgerschaft verzichtet hatte, erhielt sie vom Israel-Botschafter in Warschau die Einreisegenehmigung nach Israel. Dort traf sie zwar nicht ihren Sohn, aber einen Freund von ihm, der ihr endlich sagen konnte, wo ihr Sohn war: in Brasilien.

Sie schrieb sofort dorthin und erhielt auch postwendend Antwort. Nun wollte sie mit allen Mitteln wieder aus Israel hinaus, doch das war nicht sehr leicht. Der polnische Konsul, an den sie sich wandte, verwies sie auf ihren Staatsbürgerverzicht. Nun kam die Frau auf eine grandiose Idee. Sie erklärte vor einem israelischen Gericht, daß sie sich in Polen habe katholisch taufen lassen. Der Richter gab ihr eine dementsprechende Bescheinigung, und nun erreichte sie die Ausreisegenehmigung, denn auf christliche Juden legt man in Israel keinen Wert.

Als das jedoch der Bruder dieser Frau erfuhr, der sehr strenggläubig war, lief er sofort zum Gericht und gab seinerseits eine Erklä-

rung ab, daß sich seine Schwester niemals habe taufen lassen. Daraufhin wurde die Frau zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Ob sie danach jemals auswandern durfte, habe ich nicht mehr erfahren.

Wäre es nicht viel menschlicher, wenn die israelischen Diplomaten getauften Juden, die nach Israel auswandern wollen, offen sagen würden, daß das zwecklos ist?

Die Entscheidung des Verwaltungsgerichtes von Ansbach stimmt nachdenklich. Wenn sich Deserteure der Sowjets nach Westen absetzen, selbst wenn es sich um asoziale Elemente handelt (die deutschen Strafrichter können ein Lied davon singen!), bekommen sie ohne allzugroße Schwierigkeiten Asylrecht in der deutschen Bundesrepublik. Warum nicht auch christliche Juden, die aus Israel nach der Bundesrepublik flüchten? Nur deshalb, weil sie Christen geworden waren?

Im Mai 1960 sollte in Israel eine neue Markenserie aufgelegt werden. Die Postverwaltung versprach sich besonders von einer Nazarethmarke einen materiellen Erfolg und darüber hinaus eine starke propagandistische Wirkung in der christlichen Welt. Allein Ben Gurion, der auch gleichzeitig Postminister ist, untersagte die Herausgabe dieser Nazarethmarke; man sah nämlich auf ihr eine Kirche Nazareths, und diese trug ein Kreuz ...

Bis etwa 1960 war es in München beim Amt für öffentliche Ordnung üblich, daß man für einen Besucher aus Israel, der privat Verwandte aufsuchen wollte, eine Kaution von 1000.— DM hinterlegen mußte.

Diese Maßnahme stellte zweifellos eine schwere Diskriminierung der Juden dar. Allerdings liegen solche Maßnahmen genauso wie die befremdliche Entscheidung des Gerichtes Ansbach im politischen Interesse des Staates Israel. Jede Erschwerung der Auswanderung aus Israel, jedes Unmöglichmachen des Aufbaues jüdischer Existenz außerhalb Israels ist Wasser auf zionistische Mühlen. Offenbar schwiegen deshalb auch die hier ansässigen Zionisten dazu, während sie sich sonst über jeden Lausbuben aufregen, der mit einem Pinsel Hakenkreuze oder anderen Unsinn schmiert. Doch zurück zu Israel!

Wie man sieht, ist der angeblich demokratische Sozialismus der Mapai natürlich ein Witz. Doch seltsamerweise scheinen die Genossen der Freien Gewerkschaften und der Sozialistischen Internationale sich mit diesen rückschrittlichen antisozialen Zuständen, Gesetzen, Vorschriften und Praktiken der Mapai und des Staates Israel absichtlich nicht zu befassen.

Um die Demokratie ist es in Israel überhaupt sonderbar bestellt! Im Dezember 1950 verbot die israelische Filmzensur den Gebrauch der deutschen Sprache bei allen künstlerischen Veranstaltungen.

Natürlich erregte dieses Verbot heftigen Widerspruch, und es kam zu erregten Diskussionen. Kisseloff, der Vorsitzende der Filmzensur, erklärte dazu: „Wir waren uns darüber im klaren, daß dies eine schwerwiegende Maßnahme ist, doch das Verbot wurde von dem Gefühl diktiert, daß die Wunden, die unserem Volk durch die Deutschen zugefügt wurden, noch zu sehr schmerzen."

Der bekannte israelische Pianist Pelleg wehrte sich entschieden gegen die Anordnung, „die deutschen Worte der Lieder von Brahms, Schubert und Mozart von dem Programm zu streichen". Und Dr. Werner Senator, der Vizepräsident des Aufsichtsrates der hebräischen Universität in Jerusalem, wandte sich in einem offenen Brief an die Zensurstelle, in dem es unter anderem hieß: „Als Goebbels und seine Spießgesellen im Jahre 1933 die Bücher jüdischer Autoren verbrannten, verurteilten das Juden und Nichtjuden der ganzen Welt als eine Dummheit und als ein Verbrechen gegen die Zivilisation. Die Maßnahmen unserer Zensurbehörde sind dem ähnlich. Hoffen wir, daß das jüdische Volk in einem demokratischen Staat hierzu nicht schweigen wird, wie leider die Mehrheit des deutschen Volkes in einer totalitären Diktatur geschwiegen hat. Die Öffentlichkeit muß den sofortigen Rücktritt der Zensurbehörde verlangen, die uns durch das Verbot der Sprache Goethes, Thomas Manns und Immanuel Kants lächerlich macht und unzivilisiert erscheinen läßt."

Doch all diese Proteste konnten nur wenig an den getroffenen Maßnahmen ändern. Denn dafür, daß die Proteste und die Kritiken

— nicht nur an dieser einen Anordnung — nicht allzu bekannt werden, sorgt schon die sehr aufmerksame und sehr rigorose Pressezensur. Eine zensierte Demokratie — welch ein Kuriosum!

Selbstredend ist die Mapai in allen internationalen zionistischen Organisationen vertreten. Bereits auf den internationalen Konferenzen 1920 in San Remo, wo der Zionistische Weltkongreß offiziell anerkannt wurde, verstand sie es — sie hieß damals noch Poalei Zion —, ihre führende Position zu erobern. Durch die ungeheure finanzielle und propagandistische Unterstützung von seiten des Weltjudentums, vor allem natürlich dank der Großzügigkeit jüdischer Finanzleute, konnten in Palästina die sozialistischen Kibbuzim und Kooperative geschaffen werden. Dabei sicherte sich die Mapai selbstverständlich ihre Mehrheit. In den Gewerkschaften verfügt sie über etwa 58 Prozent, bei den Wirtschaftsunternehmungen Israels sogar über nahezu 80 Prozent. Trotz dieser Situation gelang es der Mapai als stärkster Partei des Landes bisher noch bei keiner Knesseth-Wahl, die angestrebte absolute Mehrheit zu erringen. Daher ist die Mapai meist gezwungen, mit Parteien anderer politischer Richtungen Koalitionsregierungen zu bilden, und die dabei notwendigen Kompromisse führten wiederholt zu Mißstimmungen in den eigenen Reihen. Wahrscheinlich liegt hierin der Grund, daß Israel wohl der einzige Staat der Welt ist, der weder ein einheitliches Gerichtswesen besitzt noch ein staatliches Ehe- und Scheidungsrecht und nicht einmal eine Verfassung. Selbst der Begriff Jude wurde bisher nicht gesetzlich geregelt. So passierte es wiederholt, daß zionistische Neueinwanderer vom Rabbinat gar nicht als Juden anerkannt wurden und daher auch keine Heiratsgenehmigung erhielten.

Schon seit langem toben innerhalb der Mapai hinter den Kulissen erbitterte und schwere Machtkämpfe. In der Hauptsache dreht es sich um die Auseinandersetzung zwischen der alten und jungen Generation und zwischen den Liberalen und Extremen der älteren. Die Gruppe der Jungen, wie sie genannt wird, wendet sich vor allem gegen den „Alten", David Ben Gurion. In geistiger Hinsicht handelt es sich hier um eine Auseinandersetzung zwischen der chauvinistischen Richtung der Mapai und der gemäßigten. Die Kernprobleme sind die Fragen des israelischen Verhältnisses zu den Arabern, zum Weltzionismus und zum Weltjudentum.

Erstmals kamen diese Auseinandersetzungen vor die Öffentlichkeit, als sich die schweren Differenzen zwischen Ben Gurion, dem Ministerpräsidenten, und Pinchas Lavon, dem Histadruth-Führer, nicht mehr vertuschen ließen. Wiederholt wurde versucht, diese Machtkämpfe so darzustellen, als handele es sich hierbei nur um persönliche Differenzen und Antipathien zwischen den beiden mächtigsten Männern Israels. Dieser Versuch, die Sachlage zu bagatellisieren, mußte aber bald aufgegeben werden. Es handelt sich bei diesen Differenzen um eine endlich zum Ausbruch gelangte Auseinandersetzung, die ganz Israel und selbst den Weltzionismus in zwei Lager reißt. Dabei ist für die Juden in Amerika der Ausgang dieses Kampfes genauso wichtig wie für die Israeli.

Ben Gurion steht grundsätzlich auf dem Standpunkt: Die ganze Welt ist gegen die Israeli, daher müssen die Israeli gegen die ganze Welt sein! Seine scharfe Ablehnung des Weltzionismus hat er zu wiederholten Malen klar ausgesprochen. Für ihn ist nur *der* Zionist, der den Mut hat, selbst den „Weg der Verwirklichung" zu gehen, der also bereit ist, die Geborgenheit seiner kapitalistischen Existenz aufzugeben, um in Israel aktiv am Aufbau des Staates mitzuarbeiten. Er nimmt zwar alle Geldspenden der Diaspora-Zionisten an, doch diese Spenden können seine Abneigung gegen diese Art von Zionisten nicht vermindern. Ben Gurion fordert daher energisch,

daß sich nicht nur der Weltzionismus, sondern das ganze Weltjudentum, wenn es schon nicht nach Israel kommt, blindlings der israelischen Politik, in diesem Falle seiner eigenen, unterwirft und sie mit allen Kräften unterstützt.

Die moralische Berechtigung des Weltzionismus bestreitet Ben Gurion seit der Staatsgründung von 1948 und verlangt seine Auflösung.

Während man zumindest vom israelischen Standpunkt aus seine Stellungnahme gegen den Weltzionismus noch verstehen kann, ist seine Forderung an das Weltjudentum, blindlings der israelischen Politik zu folgen, nicht nur unverständlich, sondern überdies sehr gefahrvoll. Im Suez-Abenteuer 1956 ging es noch einmal gut. Es brach nämlich früher als erwartet zusammen, so daß die Juden in Amerika nicht direkt vor die Alternative gestellt wurden: Sind sie nun jüdische Amerikaner und dienen sie der offiziellen amerikanischen Politik, die sich eindeutig gegen das Suez-Abenteuer aussprach, oder unterstützen sie den Staat Israel?

Und wenn das Weltjudentum sozusagen auf Gedeih und Verderb der israelischen Politik untergeordnet würde, wie wäre es dann, wenn zum Beispiel in Israel einmal die Makkabäer zur Regierung kämen, die doch von den Sozialisten immer wieder als „Faschisten" abgestempelt werden? Oder noch krasser: Die Kommunistische Partei erhält in Israel von Wahl zu Wahl mehr Stimmen. Wenn nun einmal die Kommunistische Partei Israels allein oder in Koalition die Regierung übernehmen würde, müßten sich die Zionisten außerhalb Israels und das Weltjudentum auch dann der israelischen Politik unterwerfen? Bekanntlich ist die Kommunistische Partei Israels eine Sektion der Kommunistischen Internationale, und es bestünde kein Zweifel, daß in einem solchen Falle in Israel — natürlich auch in jedem anderen Lande, in dem das geschehen würde — der Kreml die offizielle Politik führen würde.

Müßte dann nach Ben Gurions These das Weltjudentum, namentlich der Weltzionismus, auch für Israel sein, das heißt in diesem Falle dann für den Kommunismus?

Und wären jene Juden und jene Zionisten, die nicht dazu bereit sind und dann eine Anti-Israelstellung einnehmen, am Ende gar Antisemiten?

Der Mann, der diese gefährliche Politik führt, ist David Ben Gurion, unter dem Namen David Grün 1880 in Russisch-Polen geboren, seit 1906 in Palästina. Er überlebte eine Reihe führender zionistischer Persönlichkeiten und rückte dadurch automatisch bis in seine heutige Stellung auf. Im Weltzionismus spielte er nie eine führende Rolle, wie etwa Herzl, Nordau, Sokolow, Jabotinski, Weizmann und andere. Kurz vor der Staatsgründung tagte in der Schweiz der zionistische Weltkongreß, auf dem Weizmann nicht mehr als Präsident gewählt wurde; man schuf einen Dreier-Rat, der an seine Stelle kam. In diesem Komitee war Ben Gurion der dritte Mann.

Nachdem Ben Gurion am 14. Mai 1948 in Tel Aviv die Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel verlesen hatte, bildete er sogleich die erste Regierung, in der er nicht nur das Amt des Ministerpräsidenten, sondern auch das des Verteidigungsministers übernahm. Dieses Ministerium war und ist heute noch eines der wichtigsten Ämter im ganzen Staat. In dieser Position blieb Ben Gurion vorerst einmal bis 1953.

Trotz des militärischen Sieges über die Araber stand der neugegründete Staat bald wirtschaftlich vor dem Bankrott und hatte politisch nicht nur mit den Nachbarstaaten schwere Differenzen, sondern war auch völlig isoliert. Selbst der Weltzionismus nahm gegenüber dem jungen Staat zum Teil eine abwartende Haltung ein. Gleichzeitig verstärkten sich die Gegensätze innerhalb der Mapai so sehr, daß Ben Gurion sich 1953 zurückzog und seine Ämter niederlegte. Grollend ging er in den Kibbuz Sdeh Boker im Negew.

In dieser aussichtslosen Lage übernahm Mosche Scharett, der als gemäßigter Politiker bekannt war und jahrelang als Außenminister des Weltzionismus galt, die Regierung. Pinchas Lavon trat in die Regierung als Verteidigungsminister ein.

Die Anhänger Ben Gurions waren mit dieser Entwicklung ganz

und gar nicht zufrieden. Sie beschlossen sofort, alles zu tun, um in erster Linie den als objektiv und gerecht bekannten Lavon zu stürzen. Dabei war ihnen jedes Mittel recht. Vor allem der Generalstabschef Mosche Dajan und der junge Ministerstellvertreter Schimon Peres vom Verteidigungsministerium spielten zusammen, um Pinchas Lavon zu erledigen.

Der israelische Generalstab und der israelische Geheimdienst hatten schon lange hinter dem Rücken des Verteidigungsministers Lavon einen ebenso abenteuerlichen als auch makabren Plan ausgeheckt. Unter der Führung des Geheimdienstobersten Abraham Dar hatte man in Ägypten eine gut funktionierende israelische Spionagegruppe aufgebaut, der nun auch noch eine Sabotagegruppe folgte.

Als ägyptische Nationalisten getarnt, sollten israelische Saboteure Bombenanschläge gegen amerikanische Kulturinstitute und Firmen durchführen; der israelische Generalstab und der Geheimdienst erhofften sich davon, daß die Westmächte, solchermaßen provoziert, sich zu einem energischen Schlag gegen Ägypten und seinen Führer Nasser aufraffen und den ägyptischen Erzfeind Israels kurzerhand liquidieren würden.

Sicherlich ist in der Politik vieles erlaubt. Wer sich jedoch zum Moralrichter über die Machinationen anderer aufwirft, muß wohl selber eine saubere Weste haben. Die hat Israel dank der Bemühungen des israelischen Generalstabes und des israelischen Geheimdienstes aber nicht.

Während Colonel Dar mit seinem Gehilfen Paul Frank zwei Agentengruppen in Kairo und Alexandria aufbaute, versuchte Generalstabschef Dajan von Verteidigungsminister Lavon Befehle zum Angreifen zu erhalten. Lavon verweigerte diese und wollte überhaupt wissen, was hinter seinem Rücken gespielt würde.

Die israelischen Agenten legten ihre ersten Bomben und flogen am 6. Oktober 1954 prompt auf. Die ägyptische Geheimpolizei verhaftete zehn israelische Spione und Saboteure und eine Frau und stellte sie nach eingehender Untersuchung vor ein ägyptisches Militärtribu-

nal. Nur Colonel Dar und sein Stellvertreter Frank konnten fliehen. Ein Großteil der israelischen Spione wurde von den Ägyptern zum Tode verurteilt und gehenkt, darunter der israelische Agentenführer Samuel Azzar.

In der gesamten arabischen Welt wurden gewaltige Protestaktionen durchgeführt, und Israel war auf der ganzen Linie blamiert. Verteidigungsminister Lavon versicherte sofort feierlich, über die ganze Angelegenheit nicht informiert gewesen zu sein und sie weder gebilligt noch gar befohlen zu haben.

Ministerpräsident Scharett ordnete eine offizielle Untersuchung an, und im Verlaufe dieser Untersuchung erklärten General Mosche Dajan und Schimon Peres sowie andere hohe Offiziere der Armee und des israelischen Geheimdienstes, darunter der aus Ägypten entkommene Paul Frank, daß Lavon diese Sabotageaktion befohlen habe. Sie legten der Untersuchungskommission Dokumente vor, darunter Einsatzbefehle, auf denen stand „Im Auftrag von Verteidigungsminister Lavon".

Der überrumpelte Lavon beteuerte vergebens, daß alle diese Aussagen erlogen und die Dokumente gefälscht wären. Durch eben diese Aussagen seiner eigenen Untergebenen und vornehmlich durch die von ihnen vorgelegten Dokumente auf das schwerste diffamiert, blieb ihm nichts anderes übrig, als zurückzutreten.

Ben Gurion kehrte, von seinen Extremisten stürmisch bejubelt, aus seinem Kibbuz Sdeh Boker als Sieger zurück und durfte sich selbst stolz sagen: „Ich bin die Mapai!" Damit aber konnte er auch feststellen: „Ich bin Israel!"

Er übernahm sofort das Amt des Verteidigungsministers, und kurze Zeit darauf gelang es den Extremisten, auch Scharett, der durch die Lavon-Affäre mit betroffen war, zum Rücktritt zu bewegen, und Ben Gurion übernahm wieder das Amt des Ministerpräsidenten, und es war alles beim alten.

In der Weltöffentlichkeit, ja selbst in Israel, erfuhr man über all diese Dinge nur sehr wenig. Vorzugsweise in der deutschen Bundesrepublik zeigte sich die Presse, die doch sonst so bereitwillig alle

internationalen Skandale breittritt, geradezu verblüffend zurückhaltend. Lediglich das Schlagwort „Affäre Lavon" bürgerte sich ein, und man nahm zur Kenntnis, daß sich Israel in einer schweren Krise befände.

Wahrscheinlich hätte auch die Weltöffentlichkeit nie viel mehr davon erfahren, und Pinchas Lavon wäre nie zu seiner Rehabilitierung gekommen, wenn sich der israelische Agentenführer Paul Frank nicht aus Israel nach Wien begeben hätte, wo er auch blieb. Er geriet beim israelischen Geheimdienst in Verdacht, und nach eingehenden Recherchen und Untersuchungen mußte der Geheimdienst feststellen, daß dieser Paul Frank auf zwei Schultern getragen hatte. Während er in Ägypten als Gehilfe des israelischen Geheimdienstobersten Abraham Dar arbeitete, hatte er gleichzeitig Kontakte mit der ägyptischen Spionageabwehr aufgenommen und schließlich für die Summe von 40 000.— DM seine israelischen Sabotage- und Spionagegenossen an die Ägypter verpfiffen.

Zweifellos waren die Motive dieses wenig sympathischen Paul Frank wesentlich komplizierter, als es später dargestellt wurde. Der ganze israelische Geheimdienst befindet sich in einer sehr schweren Situation. Seine meisten Offiziere und eine Reihe seiner Agentenführer waren natürlich schon lange vor der Staatsgründung bei diesem dunklen Gewerbe. Die einen dienten als Spione den Engländern, die anderen den Sowjetrussen, die nächsten den Amerikanern und jene wieder den Franzosen. Viele standen auch in tschechischem Dienst. Selbstredend schulten diese Staaten ihre Agenten, und auch nach 1948 rissen die früheren Beziehungen zu den einzelnen wohl nie ganz ab.

Dazu kommt, daß der israelische Geheimdienst für den kleinen Staat viel zu umfangreich ist und auf Grund seiner weltweiten Verbindungen und Beziehungen eine Überfülle von Informationsmaterial erhält, das Israel allein gar nicht auswerten kann.

Der einzelne israelische Spionageoffizier gerät daher, wie mir in Jerusalem erzählt wurde, immer wieder in Versuchung, seine Informationen nicht nur Israel, sondern auch dem auswärtigen Spionage-

dienst, für den er jahrelang gearbeitet hatte, zukommen zu lassen. Solche doppelzüngigen Offiziere haben auch die tragischen Prozesse im Osten wie den gegen Slansky und andere auf dem Gewissen.

Im Falle der israelischen Spionageaktion in Ägypten hatten zu jener Zeit weder Amerika noch die Sowjetunion ein Interesse daran, Ägypten zu schaden. Daher ließen sie die ganze Aktion auffliegen. Inwieweit Paul Frank aus privater Initiative handelte oder nur Mittel zum Zwecke einer dritten Macht war, wird in der Öffentlichkeit wohl nie ganz geklärt werden. In Israel werden ja immer wieder führende Männer als Spione ausländischer Mächte entlarvt und festgenommen.

Schon während des arabischen Krieges 1948 wurde ein alter bewährter Hagana-Mann, Ingenieur Tobianski, unter der Beschuldigung, israelische Stellungspläne an die Engländer verraten zu haben, vor ein Kriegsgericht der Palmach gestellt und erschossen.

Der bekannte Forscher der arabischen Sprache, Aaron Cohn, der sich schon 30 Jahre lang in Israel befindet, wurde unter Spionagebeschuldigung aus dem Kibbuz heraus verhaftet, obgleich er führender Mapam-Funktionär war.

Der aus dem Sudetenland stammende Atomwissenschaftler Kurt Sithe wurde von einem Haifaer Gericht zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er israelische Atomforschungsgeheimnisse einem fremden Staat gegeben haben soll.

Der israelische Militärwissenschaftler Dr. Israel Beer, ein besonderer Vertrauter Ben Gurions, ebenfalls Mitglied der Mapai, wurde unter der Beschuldigung der Spionage festgenommen.

Die Wahrheit kommt zutage

1957 gelang es schließlich dem israelischen Geheimdienst, Paul Franks habhaft zu werden. Aber erst im Sommer 1960 kam es zu dem Geheimprozeß vor einem israelischen Militärgericht in Jerusalem. Als Frank dort erkannte, daß er verloren hatte, packte er aus.

Der anwesende Staatsanwalt machte ihn darauf aufmerksam,

daß seine Aussagen über die Vorkommnisse in Ägypten mit jenen Zeugenaussagen, die er vor der Untersuchungskommission gegen Lavon gemacht habe, nicht übereinstimmten. Nun erklärte Paul Frank, er sage diesmal die Wahrheit: 1955 habe er unter dem Druck seiner Vorgesetzten gestanden und wissentlich falsch gegen Pinchas Lavon ausgesagt, der mit den Sabotageanschlägen in Ägypten überhaupt nichts zu tun gehabt habe.

Der Staatsanwalt erstattete offiziell Meldung. Beinahe gleichzeitig erfuhr Pinchas Lavon von diesem sensationellen Geständnis und erkannte, daß seine Stunde gekommen war. Er forderte öffentlich Wiederaufnahme der Untersuchung und seine Rehabilitierung.

Die Gruppe um Ben Gurion geriet in regelrechte Panikstimmung. Notgedrungen befaßte sich Generalstaatsanwalt Gideon Hausner mit der Affäre, zog die Unterlagen an sich und vernahm die Beteiligten. Er flog sogar nach Paris, um dort eine Frau zu vernehmen, die zu jener Zeit Sekretärin eines wichtigen Amtes in Israel gewesen war. Auch sie gab nun offen zu, daß die Dokumente gegen Lavon gefälscht worden waren und daß sie im Auftrag ihrer Vorgesetzten mitgefälscht hatte.

Generalstaatsanwalt Hausner mußte Anfang November 1960 offiziell erklären, daß falsche Zeugenaussagen in Israel nach fünf Jahren verjähren, so daß eine Verfolgung der falschen Zeugen nicht mehr möglich sei. Dadurch wurden Mosche Dajan und Peres vor der Verurteilung gerettet. Hausner erklärte aber weiter, daß Dokumentenfälschungen allerdings in Israel erst nach zehn Jahren verjähren, so daß er daher diese Seite des politischen Betruges weiter verfolgen müsse.

In der Knesseth brachten die Abgeordneten der Cheruth-Partei und der Allgemeinen Zionisten diese beschämende Affäre zur Sprache und schlugen die Einsetzung einer Untersuchungskommission vor. Sie forderten auch öffentliche Aufklärung darüber, wer denn der hohe Offizier gewesen sei, der in dieser Angelegenheit unterdessen in einem geheimen Gerichtsverfahren zwölf Jahre Zuchthaus bekommen haben solle.

Ferner verlangten sie Aufklärung, warum die Pressezensur einen Artikel von Pinchas Lavon durchließ oder durchlassen mußte, in dem Lavon sehr unmißverständlich andeutete, daß die höchstgestellte Person im Lande schon damals von den falschen Aussagen und falschen Dokumenten wußte, die gegen ihn verwendet wurden. Die Interpellanten verlangten von Ben Gurion, er solle die Geheimnisse lüften und erklären, was wirklich los sei.

Daraufhin erklärte Ben Gurion in der Knesseth, er habe vergeblich versucht, Pinchas Lavon vor Gericht zu zitieren und ihn des Landesverrats anzuklagen. Der Generalstaatsanwalt habe davon abgeraten, da keine Anhaltspunkte vorhanden wären. Damit gab Ben Gurion die dunklen Hintergründe der ganzen Affäre zu. Eine Knesseth-Untersuchungskommission zu bilden lehnte Ben Gurion jedoch ab.

Hierauf bildete sich gegen den Willen der Mapai und Ben Gurions, auf Betreiben der Koalitionsparteien der israelischen Regierung, eine Minister-Untersuchungskommission. Nach eingehender Beratung bescheinigte diese Untersuchungskommission, die aus amtierenden Ministern und hohen Beamten bestand, mit einer Mehrheit von sieben Stimmen, daß Pinchas Lavon an der ganzen Affäre in jeder Hinsicht unschuldig gewesen sei.

Diese Rehabilitierung Lavons kam einer Verurteilung Ben Gurions gleich und hatte schwere Diskussionen innerhalb der Mapai zur Folge. Ben Gurion drohte sofort mit seinem Rücktritt. Aber inzwischen war das Geheimnis um die Affäre Lavon in der Weltöffentlichkeit gelüftet worden. Im Dezember 1960 veröffentlichte die „New York Times" einen eingehenden Bericht über die ganze Lavon-Affäre und schrieb dabei unter anderem:

„Eine nichtgelungene Spionageaffäre vor sechs Jahren in Kairo trägt die Schuld an der Lavon-Affäre und an der politischen Krise in Israel. Da in Israel eine Pressezensur vorhanden ist, können Berichte nur verschwommen und nur aus dem Hintergrund gebracht werden. In informierten Kreisen hält man den entfachten Konflikt für die Antwort auf die Frage, wer für die Aktionen verantwortlich

war, die 1954 die Beziehungen im ganzen Vorderen Orient verschlechtert hatten. Es heißt, daß diese Spionageaktion in Kairo durchgeführt wurde auf Befehl Israels. Nassers Abwehrleute verhafteten den ganzen Spionagering am 6. 10. 1954, und zwar zehn Männer und eine Frau. Am 1. Februar 1955 wurden die für schuldig Befundenen gehenkt. Laut Anklageschrift des ägyptischen Staatsanwaltes lieferte der Spionagering Militärgeheimnisse an Israel und plante, das US-Informationszentrum in Kairo in Brand zu setzen, um die Weltöffentlichkeit, insbesondere die in den USA, mit Haß gegen Ägypten zu erfüllen. Pinchas Lavon, der zu jener Zeit Verteidigungsminister war, mußte demissionieren, als es zu dem Durcheinander kam. Wer ist nun für die Angelegenheit verantwortlich? Lavon hatte stets behauptet, daß die Angelegenheit ohne sein Wissen durchgeführt worden war, doch Mosche Scharett, der Ministerpräsident war, ließ die ganze Affäre durch eine Spezialkommission untersuchen. Das Resultat war: Lavon hatte zu dieser Aktion sogar den Befehl gegeben. Die Hauptzeugen waren der Staatssekretär im Verteidigungsministerium, Schimon Peres, und der Chef des Generalstabes, Mosche Dajan.

Lavon aber behauptete, daß die Aussagen sowie die vorgelegten Dokumente falsch seien."

In einem anderen Bericht unter dem Titel „Lavon-Affäre — Resultat der Gaza-Aktion 1955" schrieb die „New York Times" unter anderem:

„Die Angelegenheit Lavon, die nicht nur eine Regierungskrise heraufbeschwört, ist ein Ergebnis der Gaza-Aktion vom 28. Februar 1955. Zehn Tage vorher mußte Lavon seinen Posten als Verteidigungsminister abgeben, da er gegen diese Aktion war. Von seinem Stellvertreter Peres und anderen jungen Leuten, die für Militäraktionen sind, wurde Lavon unter Druck gesetzt. Diese Angelegenheit kam im vergangenen Frühjahr ans Tageslicht, als beim Spionageprozeß zwei Offiziere gestanden, bei der Untersuchung gegen Lavon 1955 falsche Aussagen gemacht zu haben."

Im Zusammenhang mit dieser Untersuchung blieb noch eine Reihe

führender Mapai-Funktionäre auf der Strecke. Nur wenige Fälle drangen in die Öffentlichkeit. So zum Beispiel die Verurteilung des ehemaligen israelischen Botschafters in Österreich, Yeheskel Saher, zu neun Monaten Gefängnis und einer Geldstrafe von 15 000.— israelischen Pfund. In der Untersuchung gegen Lavon hatte man Saher als leitenden israelischen Polizeichef und Ben Gurions Sohn Amos Ben Gurion, der ebenfalls leitender israelischer Polizeibeamter war, wegen Amtsmißbrauches angeschuldigt. In seiner Verteidigung hatte Saher einen Meineid geleistet, der später aufkam.

Selbst General Laskow, einige Zeit israelischer Generalstabschef, demissionierte zur selben Zeit und verließ sogar sang- und klanglos Israel. Natürlich wurde offiziell behauptet, daß General Laskow aus privaten Gründen Israel verlassen habe.

Unterdessen ist auch die deutsche Bevölkerung durch eingehende Berichte informiert worden, vor allem durch „Christ und Welt", Stuttgart, „Der Spiegel", Hamburg. In Österreich befaßten sich die „Salzburger Nachrichten" eingehend mit der Affäre, in der Schweiz die „Neue Zürcher Zeitung" und in England die Londoner „Times".

Die gefährlichen Auswirkungen der Lavon-Affäre wurden den deutschen Lesern allerdings selbst jetzt noch verschwiegen. Die „New York Times" griff dieses heiße Eisen an, indem sie aufzeigte, daß dieser Spionage- und Sabotageanschlag auf Ägypten sowie die Gaza-Aktion Gamal Abd el Nasser zwangen, vom Osten Waffen zu erbitten, und dadurch den Sowjets Tür und Tor zum Vorderen Orient öffneten. Die Ägypter mußten sich mit Recht bedroht fühlen, denn bei der Gaza-Aktion wurde das ägyptische Hauptquartier in die Luft gespengt, wobei 38 Ägypter den Tod fanden. Auch wurden in Gaza ein Brunnen und eine Pumpe gesprengt sowie ein Lastwagen mit ägyptischen Soldaten in die Luft gejagt.

Da der Westen den Ägyptern keine Waffen gab, wandte sich Nasser nach dem Osten. Als Folge dieser israelischen Aggressionspolitik gegen Ägypten schloß Nasser am 27. November 1955 im Kreml das erste Waffengeschäft ab. Diese sowjetischen Waffenlieferungen hatten wieder die Verschlechterung der Beziehungen Ägyp-

tens zu den USA in der Assuan-Staudamm-Sache zur Folge und lösten schließlich sogar die Suez-Krise aus, die ein eigenes Kapitel darstellt. So zeigen sich die nahezu unkontrollierbaren Auswirkungen einer gefährlichen Politik, für die allein die Gruppe Ben Gurion in der Mapai verantwortlich ist.

Als Ben Gurions Rücktrittsangebot nicht zum gewünschten Resultat führte, brachte er die Affäre Lavon vor das Führungsgremium der Mapai. Ben Gurion verlangte, Lavon müsse seine Stellung als Generalsekretär der Histadruth niederlegen. Während 96 Mapai-Funktionäre gegen den Antrag ihres höchsten Parteichefs stimmten und 2 sich der Stimme enthielten, stimmten 159 dafür. Es heißt freilich, daß dieser Erfolg nur erzielt werden konnte, weil auch die Knesseth-Abgeordneten der Mapai mitstimmten, die in Gewerkschaftsfragen überhaupt kein Stimmrecht haben.

Das Ergebnis ist aber auch noch anders zu erklären. Die Mapai-Abgeordneten fürchten mit Recht jetzt nichts so sehr wie eine Neuwahl für die Knesseth. Durch die Affäre Lavon sank die Popularität Ben Gurions merkbar ab, und deswegen befürchten die Mapai-Funktionäre eine Niederlage ihrer Partei und die Abgeordneten einen Verlust ihrer Sitze. Bei den letzten Wahlen im November 1959 erhielt die Mapai noch 38 Prozent der abgegebenen Stimmen und konnte von 120 Knesseth-Sitzen 47 erringen. Ein Rücktritt Ben Gurions müßte automatisch eine Neuwahl auslösen. Gerade dem aber will man unbedingt ausweichen.

Pinchas Lavon wollte unter allen Umständen eine Parteispaltung der Mapai verhindern und beugte sich dem Ergebnis dieser Abstimmung. Er überreichte der Histadruth seinen Abschied. 58 der Gewerkschaftsfunktionäre nahmen seinen Rücktritt an, 2 enthielten sich der Stimme, 46 jedoch stimmten offen dagegen. In seiner Schlußerklärung sagte Lavon: „Wehe dieser Gesellschaft, deren Schicksal von einem einzigen abhängig ist!"

Nunmehr wurde Ben Gurion wiederum beauftragt, eine neue Regierung zu bilden, jedoch verweigerten alle bisherigen Koalitionsparteien die Zusammenarbeit. Gleichzeitig begann das Problem

Lavon — Ben Gurion in Israel immer weitere Kreise zu ziehen. 500 Studenten demonstrierten in Jerusalem und trugen dabei Transparente, auf denen zu lesen stand: „Wir erlauben nicht, daß der Alte Dokumente ausbessern darf."

Ben Gurion wurde öffentlich vorgeworfen, im Kampf gegen Lavon ein sehr „elastisches" Gewissen gehabt zu haben. Doch nicht nur gegen ihn, auch gegen seinen Stellvertreter im Verteidigungsministerium, Schimon Peres, und gegen Mosche Dajan wurde demonstriert. Fünfzig bekannte israelische Intellektuelle, darunter der weltberühmte Professor und Philosoph Dr. Martin Buber, richteten ein Manifest an die Bevölkerung und forderten darin „im Interesse des Israel-Staates die Beendigung der ehrabschlachtenden Polemik, die auch für das Weltjudentum schädlich ist, da die ganze Welt aufmerksam die Ereignisse in Israel verfolgt".

Eine Versammlung von zweihundert Professoren der Universität in Jerusalem brachte zum Ausdruck, daß es nicht für die Sauberkeit einer Demokratie spräche, wenn ein Mann wie Pinchas Lavon, der offiziell rehabilitiert wurde, trotzdem gezwungen worden sei, seine Stellung aufzugeben.

Die in Tel Aviv erscheinende parteilose Zeitung „Haaretz" führte unter der Bevölkerung eine Meinungsforschung durch, um zu erkunden, wie die Stimmung hinsichtlich Ben Gurions und der Neuwahl sei. 45 Prozent der Befragten sprachen sich gegen Neuwahlen aus, 42 Prozent aber waren dafür. 15 Prozent ehemals fester Mapai-Anhänger versicherten, daß sie nicht mehr für diese Partei stimmen würden, und 37 Prozent der bisher festen Ben-Gurion-Verehrer erklärten, sie hätten ihre Ansicht geändert. Die Meinungsforscher glaubten, daß bei kommenden Wahlen die Mapai sieben bis zehn Mandate verlieren würde.

Doch nicht nur die Spionage- und Sabotageaffäre in Alexandria und Kairo, durch die der Westen gegen Ägypten provoziert werden sollte, die Gaza-Aktion, der Überfall auf den Suez und die ganze Eichmann-Geschichte, die dem Weltjudentum kaum zum Vorteil gereicht und auch nicht dem Staat Israel, sondern auch der Versuch,

israelische Atombomben herzustellen, zeigen, welcher Hasardpolitik Ben Gurion und seine Anhänger fähig sind.

Der Amsterdamer „Telegraaf" veröffentlichte am 13. Januar 1961 einen eingehenden Bericht, in dem er behauptete, daß im September 1960 ein amerikanisches Aufklärungsflugzeug über der Negev-Wüste Aufnahmen gemacht habe, aus denen deutlich zu erkennen wäre, daß Israel dort große Atomfabriken baue.

Anfänglich protestierte die israelische Regierung gegen den Flug und behauptete, daß es sich dabei um Textilfabriken drehe. Doch schon im Dezember 1960 konnte Alan Dulles, der oberste Chef des amerikanischen Geheimdienstes, der Senatskommission für Kernenergie melden, daß konkrete Beweise dafür vorlägen, daß Israel mit der Herstellung von Plutonium beginne, welches für die Produktion von Kernwaffen nötig sei.

Diesmal widersprach die israelische Regierung nicht, versicherte jedoch, daß alles nur für friedliche Zwecke geschähe.

In Amerika war man damals über dieses Vorgehen besonders erbost, da die amerikanischen Behörden den israelischen Forschern Gelegenheit gegeben hatten, die Möglichkeit der Produktion von schwerem Wasser und der Abspaltung von Uran aus Phosphaten, die in der Negev-Wüste gefunden wurden, zu studieren.

Ob es richtig ist, wie der „Telegraaf" behauptet, daß Frankreich Israel bei dem Bau einer Atombombe helfen will, weiß man nicht. Tatsache ist, daß auch dieses Vorgehen einen Konfliktstoff von nicht absehbaren Ausmaßen anhäufen kann, da selbstverständlich Präsident Nasser darauf scharf reagierte und die Sowjets um Hilfe beim Aufbau einer eigenen Atomwirtschaft ersuchte.

Über die horrende Gefährlichkeit dieser Politik zu diskutieren ist müßig. Ihre doppelte Moral wurde in der Lavon-Affäre für jedermann in erschreckender Weise sichtbar. Der Frieden im Vorderen Orient ist längst zerstört. Ben Gurion wandelte bislang mit seiner Politik so sehr nahe am Rande des Abgrundes, daß man sich darüber wundern muß, daß seither nicht noch mehr passiert ist. Doch wenn diese Methoden und die Richtung der Extremisten um Ben

Gurion innerhalb der Mapai auch weiterhin die Macht und die Verantwortung im Staate tragen, muß Schlimmstes befürchtet werden. Zumindest wird ein endgültiger Riß zwischen dem Weltjudentum, namentlich den amerikanischen Juden, und dem Staate Israel auf die Dauer kaum zu vermeiden sein.

Für und wider die Assimilation

Außer den hier genannten Gruppen und Parteien arbeiten außerhalb und innerhalb Israels vor allem der Zionistische Weltkongreß und die Sochnuth, von den Briten „Jewish Agency" genannt.

Als Dr. Theodor Herzl daranging, den Weltzionismus zu organisieren, bestanden bereits in verschiedenen Ländern, vorzüglich in Rußland, Deutschland und Österreich, zionistische Gruppen und Vereine, die sich Chowewei Zion, zu deutsch „Liebe zu Zion" oder „Freunde Zions" nannten. Sie waren in den Jahren 1881 bis 1896 entstanden. Ihre Vertreter traten 1884 in Kattowitz zusammen und gründeten einen Weltverband. Die Führer und Anhänger dieser Chowewei Zion waren durchweg weltliche und religiöse Intellektuelle. In Rußland scharten sie sich um Dr. Leon Pinsker, in Deutschland um den Mathematikprofessor Dr. Hermann Schapiro.

Theodor Herzl wurde 1860 in Budapest geboren, wo er auch studierte, und wandte sich bald der Journalistik zu. Von 1881 bis 1895 war er Korrespondent der „Wiener Neuen Presse" in Paris. 1884 promovierte er als Doctor juris.

Während seiner journalistischen Tätigkeit in Paris erlebte er als Berichterstatter den berüchtigten Prozeß gegen den Hauptmann Alfred Dreyfus. Dieser Prozeß beeinflußte den jungen Herzl ungeheuer. Bis zu dieser Stunde glaubte Herzl fest an eine totale Assimilation des Weltjudentums in seinen Gastvölkern und verneinte auch die Taufe nicht. Gerade zu jener Zeit gab es sehr starke Kräfte im Judentum, sogar im Osten, die für die Assimilation eintraten. Schon das 18. Jahrhundert brachte parallel mit dem religiösen Rück-

fall der Juden ins Altertum die Assimilation und die Massentaufe.

Der geistige Träger des Assimilationsstrebens war ein Jude namens Jakob Frank, der 1726 in der galizischen Stadt Karolewka geboren und später vom österreichischen Kaiser geadelt wurde. Er starb als Baron von Frank in Offenbach 1791.

Als junger Mensch wanderte Jakob Frank von Galizien nach Saloniki aus und kam dort mit der Sabbathai-Zwi-Sekte in Berührung. Sabbathai Zwi war ein türkischer Jude, geboren 1625, gestorben 1675, der in seiner Jugend den Talmud sehr genau studierte. Er glaubte daran, daß er der geborene Messias sei. Da er sehr reich und sehr beredt war, gründete er überall Gruppen und fand in jener Zeit viele Anhänger, auch unter den religiösen jüdischen Gelehrten. Selbstredend stieß er auch auf erbitterten Widerstand. Eines Tages machte er sich auf und reiste nach Konstantinopel, um ein Streitgespräch mit dem Sultan zu führen, den er dank seiner Kabbala-Kenntnisse besiegen wollte. Der Sultan weilte aber nicht in Konstantinopel; der Statthalter empfing ihn und internierte ihn auf der Zitadelle, wo er in einer Ehrenhaft gehalten wurde. Er residierte dort förmlich und empfing Besuche aus der ganzen Welt. Aus Polen kam der orthodoxe jüdische Schriftgelehrte Nechemea Cohn, der zu seinen erbitterten Gegnern zählte, und denunzierte nach einer langandauernden Diskussion Sabbathai Zwi als falschen Propheten.

Nun erkannten die Türken, daß die Juden untereinander uneins waren. Der soeben zurückgekehrte Sultan ließ sich Sabbathai Zwi vorführen und stellte ihn vor die Wahl, entweder zum Islam überzutreten oder zu sterben.

Sabbathai Zwi überlegte nicht lange und trat zum Islam über. Der erfreute Sultan adelte ihn, und Sabbathai Zwi ging auf Weltreise. Gestützt auf sehr gute Kenntnis des Talmuds, legte er auch den Schritt seines Übertrittes als eine Märtyrertat für die Befreiung seines Volkes aus und fand bei vielen Juden Zustimmung und Glauben. Noch bis zum heutigen Tage bestehen solche Sabbathai-Zwi-Sekten auf der ganzen Welt, besonders aber in der Türkei. Mit einer solchen Sekte kam nun Jakob Frank in Saloniki in Verbindung und

war von den Lehren Sabbathai Zwis sehr beeindruckt. Schließlich nach Polen zurückgekehrt, fing er an, ähnliche Thesen zu verkünden, und diskutierte mit den Rabbinern öffentlich, manchmal sogar in Gegenwart katholischer Bischöfe. Eine wilde Feindschaft entstand zwischen den orthodoxen Juden und Jakob Frank, der trotzdem viele Anhänger fand. In Polen selbst ließen sich Tausende von Juden taufen. Doch auch in Deutschland, in Frankreich, in Italien und in Österreich traten viele Juden zur katholischen Kirche über. Die Assimilation schien nicht mehr aufzuhalten.

Auch der junge Dr. Theodor Herzl glaubte daran. Dann erlebte er aber im Dreyfus-Prozeß 1894 einen so erschreckenden Ausbruch des französischen Antisemitismus, daß eine tiefe Wandlung in ihm vor sich ging. 1896 veröffentlichte er in Wien sein aufsehenerregendes Buch „Judenstaat", in dem er erstmalig dem zionistischen Gedanken literarisch-politische Form verlieh. Schon ein Jahr später gelang es ihm, am 29. August in Basel den ersten Zionistischen Kongreß einzuberufen. Dr. Herzl gründete sogleich eine Bank für jüdische Kolonisation und begnügte sich nicht mit der Werbung unter der jüdischen Bevölkerung, sondern trug auch verschiedenen führenden Politikern in ganz Europa seine zionistischen Ideen vor. 1898 besuchte Dr. Herzl erstmals Palästina und kam sehr enttäuscht zurück. Er sah keine Möglichkeit, in diesem armen, von der Sonne durchgluteten Land einen Judenstaat und eine jüdische Heimstätte zu errichten.

Als dann beim Kischinewer Pogrom 1903 Tausende von Juden schwere Verfolgungen und Qualen erleiden mußten, zog er jüdische Kolonisierungen auch außerhalb Palästinas in Erwägung. Den von der britischen Regierung gefaßten Plan, Juden auch in Uganda in Afrika anzusiedeln, griff Dr. Herzl interessiert auf. Für ihn ging es nicht um die Errichtung eines neuen, nun jüdischen Chauvinismus, sondern um rasche Hilfe für die verfolgten Juden.

Aber bedeutende Köpfe unter seinen Mitkämpfern teilten diese Meinung nicht, und noch bei Lebzeiten sah sich Herzl innerhalb der führenden zionistischen Kreise scharf bekämpft. Seine Gegner waren

vor allem der russische Schriftsteller U. Ginsburg, der sich später Achad Haam nannte, und Ussischkin.

Bald sah sich Dr. Herzl in einer ausweglosen Situation. Er konnte den von laufenden antijüdischen Verfolgungen bedrohten jüdischen Massen im Osten keine schnelle Hilfe angedeihen lassen, da ihn auch seine engsten Mitarbeiter in diesem Streben nicht verstanden.

Dieses heikle Kapitel der zionistischen Entwicklungsgeschichte wird heute in Israel allerdings den jungen Sabres verschwiegen. Die Auseinandersetzungen zehrten sehr an der angegriffenen Gesundheit Dr. Herzls. Er verstarb 1904 an den Folgen eines Herzleidens in Wien.

Der Zionismus jedoch überlebte seinen geistigen und organisatorischen Schöpfer. Einer der bedeutendsten Führer des Weltzionismus nach dem Tode Dr. Herzls wurde Nachum Sokolow, 1869 in Russisch-Polen geboren, 1936 in London verstorben, der bereits 1905 Generalsekretär des Weltzionismus wurde und 1917 die Balfour-Deklaration nicht unwesentlich beeinflußte. 1919 war er der Leiter der Zionistischen Delegation bei den Friedensverhandlungen in Versailles und von 1931 bis 1935 Präsident des Zionistischen Weltkongresses. Unter anderem übersetzte er von Dr. Herzl „Alt-Neuland" ins Hebräische und nannte das Buch „Tel Aviv". Dieser Titel stand später bei der Namensgebung der heutigen größten Stadt Israels Pate. Einer der Gründer dieser Stadt Tel Aviv, der auch ihr bekanntester Bürgermeister wurde, war Mair Disengoff, 1860 bis 1936, an den in Tel Aviv noch heute eine große Straße und ein Park erinnern. Pikanterweise wurde Disengoff vom englischen König Eduard VIII. 1936 zum Ehrenkommandeur des Ordens British Empire ernannt, eine Tatsache, die in Israel peinlich totgeschwiegen wird. Niemand konnte mir sagen, für welche Verdienste Disengoff diese seltene Würdigung erfuhr.

Der von Dr. Herzl gegründete Zionistische Weltkongreß findet regelmäßig alle zwei Jahre statt, fast jedesmal an einem anderen Ort. Die 500 Kongreßteilnehmer sind Vertreter verschiedener am Kongreß offiziell beteiligter und anerkannter zionistischer Gruppen.

Die Delegierten werden durch Abgabe eines gekauften Schekel gewählt. Der Schekel ist eine alte biblische Münze, welche heute je nach Valutastärke des Landes verschieden bewertet wird. Der Wahl- und Stimmberechtigte muß das 18. Lebensjahr vollendet haben.

In den Galuth-Ländern braucht jeder Delegierte 3000 Schekelstimmen, während die Israel-Delegierten nur 1500 Schekelstimmen aufbringen müssen. Durch diese erstaunliche Sonderregelung setzte vor allem die Mapai vorsorglich ihren Einfluß im Zionistischen Weltkongreß durch.

Der letzte Kongreß, der im Januar 1961 in Jerusalem tagte, wurde zum erstenmal in der Geschichte der Zionistischen Weltkongresse in hebräischer Sprache eröffnet. Der gegenwärtige Präsident des Zionistischen Weltkongresses ist Dr. Nachum Goldmann.

Die *Sochnuth* wurde erst 1929 gegründet und setzt sich aus 50 Prozent Vertretern von zionistischen und aus 50 Prozent Vertretern nichtzionistischer Organisationen zusammen. Der Rat der Sochnuth besteht aus 224 Mitgliedern, der administrative Rat aus 50 Mitgliedern und die Exekutive aus 8 Mitgliedern.

Zum Unterschied vom Zionistischen Weltkongreß werden die Vertreter der Sochnuth nicht gewählt, sondern von den verschiedenen Organisationen entsandt. Die Sochnuth hat zwei gleichberechtigte Vorsitzende. Der politische Vorsitzende hat seinen Amtssitz in London, der organisatorische in Jerusalem. Damit wären auch alle jene Organisationen aufgeführt, die nicht nur in Israel, sondern auch außerhalb Israels in zionistischem Sinne tätig sind. Natürlich gibt es daneben noch eine Reihe kleinerer Gruppen, die aber beinahe alle in diesen beiden Dachorganisationen vertreten sind.

RÜCKKEHR NACH DEUTSCHLAND

Nun wieder zurück zu meinem persönlichen Schicksal! Immer deutlicher erkannte ich, daß ich mir eine selbständige Existenz in Israel nicht aufbauen konnte. In eine Kooperative oder in einen Kibbuz einzutreten, dazu hatte ich weder Lust noch Möglichkeit, denn dazu war ich schon zu alt. Obendrein wurde das Leben in Israel in jener Zeit immer schwieriger und immer unerträglicher. Die Lebensmittel waren durch die Masseneinwanderung so knapp geworden, daß es die Juden, die noch in den deutschen Lagern zurückgeblieben waren, weit besser hatten. Auf allen Bus- und Bahnhaltestellen wurden von der israelischen Polizei strenge Kontrollen durchgeführt, um so den blühenden Schwarzen Markt zu unterdrücken. Die Leibesvisitationen, denen alle unterworfen waren, einerlei, ob Mann oder Frau, wurden nicht nur rigoros durchgeführt, sondern manchmal beinahe impertinent.

Der Kampf gegen den Schwarzen Markt ging so weit, daß die israelische Regierung alle Kinder aufforderte, bei den Eltern in den Eis- und Kühlschränken herumzuschnüffeln und den Kontrollbehörden zu melden, was sie dort vorgefunden hätten. Einer der bekanntesten Literaten und Journalisten Israels, Vater mehrerer Kinder und eifriger Mapai-Anhänger, empörte sich mir gegenüber: „Das mache ich nicht mit! Ich werde doch nicht die Kinder zur Denunziation ihrer eigenen Eltern auffordern.“ War auch die Erregung allgemein, so erfolgte doch keine konsequente Reaktion.

Mehr als unter all dem litt ich unter der maßlosen Überheblichkeit und dem offiziellen Chauvinismus, die mir auf Schritt und Tritt entgegentraten. Darum beschloß ich eines Tages, Israel zu verlassen. Im stillen hatte ich immer noch gehofft, daß sich die Dinge ändern würden, allein je länger ich im Lande war, desto mehr erkannte ich das System.

Vorsichtig erkundigte ich mich zuerst einmal bei guten Bekannten und bei Ämtern, wie ich es anfangen sollte, um nach Deutschland zurückzugelangen. Ich hatte mich nämlich entschlossen, nach Mün-

chen zurückzukehren. Diesem Entschluß waren lange Überlegungen vorausgegangen. Im Grunde hätte ich ja auch ruhig nach Rumänien oder der Sowjetunion rückwandern können. Ich hatte schon 1938 von den Bemühungen Dr. Josef Rosens, des damaligen Leiters der amerikanisch-jüdischen Landwirtschaftsstiftung, um den Madagaskarplan gehört. Dr. Rosen hatte in der Sowjetunion zahlreiche Erfahrungen über jüdische Neusiedlungen gesammelt und wollte im Sommer 1938 mit seiner Kommission nach Madagaskar reisen, um an Ort und Stelle die Einwanderungsmöglichkeiten für die aus dem Deutschen Reich auswandernden Juden zu erkunden. Doch seine Bemühungen waren vergeblich. Einflußreiche zionistische Kreise in den USA sprachen sich dagegen aus und verhinderten die Realisierung des Madagaskarplanes.

Die amerikanisch-jüdische Landwirtschaftsstiftung hatte vorher Mitte der dreißiger Jahre tatkräftigst die Biro-Bidschan-Aktion in der Sowjetunion unterstützt.

Biro-Bidschan ist der Name zweier Flüsse westlich von Chabarowsk. Dieses Gebiet ist groß, reich an Natur- und Bodenschätzen und fruchtbar. Es ist — wie auch die Hauptstadt — nach den beiden Flüssen benannt.

Am 28. März 1928 erklärte die Regierung der UdSSR dieses Gebiet zur jüdisch-nationalen administrativen territorialen Republik. Bis zu diesem Tage lebten dort etwa 25 000 Einwohner, Russen, Ukrainer, Koreaner, Chinesen, Jakuten, Sibirier und andere. Obwohl die UdSSR den sowjetischen Juden alle nur erdenklichen Vergünstigungen zuteil werden ließ, um sie zur Übersiedlung nach Biro-Bidschan zu bewegen, gingen im ersten Gründungsjahr kaum 10 000 Personen dorthin.

Als die Judenverfolgungen in Deutschland begannen und damit die Juden zur Auswanderung veranlaßt wurden, eröffnete die UdSSR in verschiedenen europäischen und amerikanischen Staaten Werbebüros, die für die Auswanderung nach Biro-Bidschan Propaganda trieben. Nur sehr wenige Juden nützten die Gelegenheit und wanderten aus Rumänien, Argentinien, den USA dorthin aus. Im

Jahre 1939 zählte Biro-Bidschan aber doch 45 000 jüdische Einwohner.

Es ist sehr zu bedauern, daß kein einziger Staat dem Beispiel der Sowjetunion folgte und daß so wenige Juden die dargebotene rettende Hand ergriffen, da sie ja damals ihr tragisches Schicksal — die Vernichtung — nicht ahnen konnten.

Inzwischen wurden dort Städte gegründet, Wahlheim, Birofeld und andere. Die öffentlichen Gebäude, wie Bahnhöfe, Postämter, Theater, Schulen, erhielten jiddische Aufschriften. Die Gründung Biro-Bidschans bezweckte natürlich, dem Zionismus Einhalt zu gebieten und den Juden ein eigenes Land zuzuweisen, wo sich jüdisches Wesen weiterentfalten und jüdische Tradition gepflegt werden konnte. Die sowjetischen Juden, die ja erst nach 1917 in jeder Hinsicht zur freien Entfaltung gelangen konnten und sich inzwischen überall gute Existenzen gegründet hatten, zogen es vor, zu bleiben, wo sie waren, statt nach Biro-Bidschan umzusiedeln und dort Pionierarbeit zu leisten. Genau dieselbe Haltung nehmen die Juden in den USA und im übrigen Galuth gegenüber Israel ein. Es ist eine Illusion der Israelpolitiker, zu glauben, daß, wenn das Judentum in der UdSSR freie Auswanderungsmöglichkeiten hätte, die dortigen Juden ihre gesicherten Positionen aufgeben und nach Israel kommen würden. Die gleiche Illusion wie vorher jene, daß nach Gründung des Israelstaates das Galuthjudentum nach Israel strömen würde.

Die einzige Möglichkeit, die mir blieb, war eben Deutschland. Doch der Verwirklichung dieser Rückkehr stellten sich gewaltige Schwierigkeiten entgegen. Da die Rückwanderung der Juden aus Israel schon in jener Zeit sprunghaft anstieg, versuchten die Behörden mit allen möglichen und unmöglichen Methoden, diese Rückwanderung zu verhindern. Trotzdem wurden die Ostkonsulate sowie das französische Konsulat von Bittenden, die in ihre Heimatländer zurückwollten, beinahe belagert. Eine Vorsprache bei dem USA-Konsulat war überflüssig, denn allgemein hieß es, daß die Quote der jüdischen Rückwanderer für Amerika bereits für die nächsten hundertfünfzig Jahre erschöpft sei.

Am allerschwersten war die Lage jedoch für solche Rückwanderer, die in die Bundesrepublik Deutschland zurückkehren wollten. Die Bundesrepublik selbst war überhaupt nicht vertreten, das britische Konsulat in Haifa besorgte ihre diplomatischen Geschäfte. Wer einen israelischen Reisepaß erhielt, sah sofort, daß er den ausdrücklichen Vermerk „Gültig für alle Staaten außer Deutschland" enthielt. Die meisten kümmerten sich aber wenig darum, besorgten sich zuerst einen Paß und überschritten dann auf Schmuggelpfaden illegal die Grenzen der Bundesrepublik.

Das wollte und konnte ich nicht tun. Ich hatte die Absicht, vorauszureisen und später meine Familie ordnungsgemäß nachkommen zu lassen. Mit unsagbarer Mühe glückte es mir schließlich durch Hilfe einiger Bekannter, einen Reisepaß ohne den bewußten Vermerk zu erhalten. Ich hatte den Nachweis erbringen können, daß ich in der Bundesrepublik noch Eigentum hatte, welches ich liquidieren wollte. Die Geschichte, wie ich zu dem Paß kam, würde beinahe die Seiten eines Romanes füllen. In ganz Tel Aviv gab es nur eine einzige Paßanmeldestelle, und diese amtierte wiederum nur vormittags.

Kein Wunder, wenn die Schlange der Ansuchenden oft hundert Meter Länge erreichte. Um acht Uhr wurde das Büro geöffnet, und die am weitesten vorne Stehenden bekamen Nummern, wenn ich mich richtig erinnere, bis zu fünfzig, ausgehändigt, und die anderen Hunderte mußten unverrichteter Dinge heimgehen. Die Masse stellte sich schon ab zwei Uhr morgens an, und als ich trotzdem dreimal leer ausgegangen war, verbrachte ich die ganze Nacht auf der Straße vor dem Büro und konnte endlich eine Nummer ergattern, Einlaß finden und die Formalitäten erledigen. Die Behandlung durch die Paßbeamten war alles eher als freundlich. Wenn mir nicht noch einer der leitenden Beamten, ein deutscher Jude, am Schluß geholfen hätte, wäre alles mißlungen.

Wieder mußte ich einige Wochen warten, denn nun wurden die Unterlagen von Tel Aviv nach Jerusalem geschickt, wo die Pässe ausgestellt wurden. Endlich wurde mir durch die Behörde in Tel Aviv mein Paß zugeleitet. Dann erst fing der Kampf um die Aus-

reisegenehmigung an, und erst als ich diese hatte, konnte ich um das österreichische und Schweizer Visum ansuchen.

Ein Vertreter einer Schiffsgesellschaft, den ich kennengelernt hatte, machte mich darauf aufmerksam, daß sein Büro mir das deutsche Einreisevisum verschaffen könnte, doch würde das fünfzig Pfund kosten. Ich hatte aber die fünfzig Pfund nicht mehr, und ich hoffte nun auch, nachdem ich so weit gekommen war, die letzte Hürde nehmen zu können. Zu diesem Zweck mußte ich nach Haifa fahren, um beim britischen Konsulat um das deutsche Einreisevisum anzusuchen. Der Beamte behandelte mich überaus freundlich und riet mir, in zwei Tagen wieder nachzufragen. Doch als ich nach zwei Tagen wiederkam, wurde ich zu einem anderen Beamten geführt, der mir den Rat gab, ich möchte in der Woche darauf wieder vorsprechen.

Allmählich verlor ich die Nerven. Ich erklärte dem Beamten, daß ich extra aus Tel Aviv hierher gekommen wäre, nur um das Visum zu erhalten. Das bedauerte der Mann und verlangte von mir Unterlagen, die wahrscheinlich nicht einmal in Jahren aufzubringen gewesen wären.

Ich hielt ihm vor, daß ich ohne weiteres von dem Schweizer und Österreicher Konsulat die Visen erhalten hätte, was doch aus meinem Paß zu ersehen wäre, und bemerkte, daß man mir in Tel Aviv das deutsche Einreisevisum für fünfzig Pfund angetragen hätte. Ich wolle jedoch nichts auf die krumme Tour unternehmen, und ich sei auch gar nicht mehr in der Lage dazu.

Der Mann lächelte und vertröstete mich, und ich erkannte, daß mein Fall nur hinausgeschoben werden sollte. So entschloß ich mich, Israel ohne das deutsche Visum zu verlassen.

Zu guter Letzt bekam ich noch von Bekannten einen sehr wohlgemeinten Rat. Die Kontrollen vor dem Einschiffen wurden bei den Rückwanderern, aber auch bei den Ausreisenden — als solcher galt ich ja nur — sehr rigoros gehandhabt. Da ich indessen unbedingt meine Tagebuchaufzeichnungen und sonstige schriftliche Unterlagen mitnehmen wollte, ließ ich sie bei der Hauptzensurstelle in Tel Aviv

kontrollieren. Von meinen Freunden aufmerksam gemacht, war der betreffende Kontrolleur recht großzügig, so daß ich meine Notizen und Unterlagen wieder in einem versiegelten Paket zurückerhielt. Beim Einschiffen war ich sehr froh darüber, denn ich sah, wieviel der Zensur zum Opfer fiel.

Geld durfte man aus Israel nicht herausnehmen. Das war streng verboten. Man erhielt für fünf Dollar Scheine, die man auf dem Schiff für Lebens- und Genußmittel umtauschen konnte.

Wieder in München

Bei der Einschiffung wurde ich im Gegensatz zu anderen, die zum Teil buchstäblich entkleidet wurden, nahezu unbehelligt durchgelassen. Bei Verdächtigen wurden sogar die mosaischen Gebetsriemen auseinandergerissen. Keine christliche Polizei der Welt würde sich so etwas erlauben, ein Sturm des Protestes würde durch die jüdische Welt gehen. Die Zollbeamten waren anscheinend sehr gut informiert, bei wem sie Geldschmuggel erwarten konnten und bei wem nicht. Am 30. August 1950 fuhr mein Schiff aus Haifa aus. Ich wußte, daß ich nach Israel nie mehr zurückkehren würde.

An der Schiffsbar konnte man für die Geldbons Zigaretten einkaufen, und ich legte nahezu mein ganzes Geld in Zigaretten an, um diese dann in Marseille zu verkaufen. Sonst hatte ich ja kein Geld mehr. Alles, was ich aus Deutschland mitgebracht hatte, war in Israel verlorengegangen. Ich kehrte genauso mittellos zurück, wie ich im Jahre 1946 von meiner Flucht aus dem Osten nach München gekommen war.

Mein erstes Ziel war Paris. Dort wußte ich einen Jugendfreund, mit dem ich in Korrespondenz stand und der mich eingeladen hatte. Einer meiner Fahrtgenossen, ein jüdischer Tourist aus Brasilien, lieh mir am Schluß das Geld für die Fahrkarte Marseille — Paris, und so langte ich schließlich wohlbehalten bei meinem Jugendfreund an, der mich entsetzt anstarrte. Die meisten Israelrückwanderer sahen aus, als ob sie aus einem KZ kämen, denn die Hungerrationen waren

nicht ohne Wirkung geblieben. Mein Jugendfreund und seine Frau ließen mich gar nicht weiterfahren, sondern brachten mich in einen Kurort bei Paris, wo ich mehrere Wochen bleiben und mich erholen konnte. Im Jahre 1947, als mein Freund von Rumänien über München nach Südamerika auswandern wollte, hatte ich ihm fünfzig Dollar gegeben. Das hatte ich schon lange vergessen, er aber nicht. Nun gab er mir mit Dank die fünfzig Dollar zurück, und ich konnte mir damit die Fahrkarte nach München kaufen.

Das amerikanische Konsulat in Paris, das damals für die Bundesrepublik zuständig war, gab mir ohne weiteres ein deutsches Einreisevisum. So fuhr ich nach München, suchte meine alte Quartierfrau auf, die mich sogleich wieder aufnahm, obwohl ihre Wohnung überfüllt war. Nahezu zwei Monate beherbergte und verpflegte mich die Frau, denn erst dann konnte ich ausziehen und meine Schulden bezahlen.

Guter Rat war teuer. Ich mußte zuerst einmal alles unternehmen, damit meine Frau und mein Sohn wieder mit mir vereint würden. Doch das war gar nicht so leicht. Die beiden jüdischen Organisationen, die nun in München arbeiteten, waren der Joint und die HIAS. Beide lebten von amerikanisch-jüdischen Unterstützungen. Die Aufgabe dieser Institutionen war, Juden zur Auswanderung zu verhelfen. Die Freundlichkeit verwandelte sich jedoch schnell, wenn die Funktionäre erfuhren, daß einer der Hilfesuchenden aus Israel zurückkam.

Die beiden Stellen, die an und für sich gar nicht zionistisch sein durften, begünstigten nämlich Auswanderungen nach Israel sehr und erschwerten sie systematisch in andere Länder.

Trotzdem war für die amerikanischen und deutschen Behörden die Stellungnahme der HIAS in jedem einzelnen Fall von ausschlaggebender Bedeutung. Wer sich mit dieser Hilfsorganisation (Hebrew Immigrant Aid Society), die 1887 in New York gegründet wurde, überwarf, hatte es mit den deutschen und amerikanischen Stellen sehr schwer. Wer zum Beispiel angab, einmal Angehöriger der jüdischen Arbeitervereinigung „Bund“ oder in Israel bei

der Mapam gewesen zu sein, wurde schon zurückgesetzt. Praktisch erledigt war auch, wer auf die Frage, ob er während der Ausreise koschere oder nichtkoschere Verpflegung wünsche, antwortete, daß ihm das gleichgültig sei. Wer erklärte, er sei Kriegsdienstverweigerer, bekam, auch wenn er aus der Sowjetunion geflüchtet war, prinzipiell kein Einreisevisum in die USA. Kriegsdienstverweigerer aus Israel gab es und gibt es ja überhaupt nicht. Dort kann nämlich niemand Kriegsdienst verweigern.

Doch alle Schwierigkeiten, welche die HIAS machte, wurden durch die steigende Zahl der Rückwanderer aus Israel, die durch die Bank illegal kamen, hinweggeschwemmt. Die anfänglichen Versuche, diesen Israelrückwanderern den Beistand zu verweigern, mußten bald eingestellt werden. Einige Zeit half nur das orthodoxe Rabbinat, welches den armen Rückwanderern aus Israel wenigstens die Synagoge in der Möhlstraße mit sämtlichen Räumlichkeiten zur Übernachtung zur Verfügung stellte. Männer, Frauen und Kinder schliefen dort unter den armseligsten Umständen am Boden. Doch sie hatten immerhin ein Dach über dem Kopf.

Häufig kam die deutsche Polizei und machte in der Menge dieser verzweifelten Menschen Razzien. Nur wer Protektion hatte, konnte im Lager Föhrenwald bei Wolfratshausen unterkommen. Zuletzt schwoll die Masse der illegalen Rückwanderer so an, daß die HIAS der Situation nicht mehr ausweichen konnte und sich zur Hilfe entschloß.

Als die Juden aus den Hitlerschen Lagern 1945/46 hier zusammengeströmt waren, hatten sich alle Stellen geregt, um ihnen zu helfen. Jetzt, als sie genauso mittellos aus Israel zurückkamen, dauerte es Monate, bis es endlich gelang, die HIAS zu einer Hilfeleistung zu bewegen.

Tatsächlich befand sich die HIAS in einer argen Klemme. Die Rückwanderer hatten ja bereits einmal ihre Auswanderung nach Israel finanziert erhalten, und obendrein bestand die Gefahr, daß dieses Beispiel in Israel Schule machen würde. Wenn es sich in Israel herumsprach, daß den Rückwanderern neuerlich Hilfe geleistet

wurde, mußte automatisch der Strom der Rückwanderer anschwellen.

Eine andere Schwierigkeit lag auch darin, daß die USA und Kanada jetzt nur solche Rückwanderer aus Israel in ihre Länder lassen wollten, die mindestens zwei Jahre in einem Lande außerhalb Israels verbracht hatten. Der Grund wurde uns nicht mitgeteilt. Schließlich kam eine jüdische Delegation aus Argentinien, die ein Verzeichnis jener aufstellte, die für würdig befunden wurden, nach Argentinien auszuwandern. Es ging zu wie beim Menschenhändler. Am Ende verlief die Sache im Sande.

Unterdessen war die HIAS gezwungen, jene Rückwanderer, die keine polizeiliche Aufenthaltsgenehmigung besaßen, zu sammeln. Daraufhin erteilte die Münchener Polizei diesen Menschen die Aufenthaltsgenehmigung mit dem Vermerk „Bis zur Auswanderung".

Ganz anders ging es jenen Rückwanderern, denen es gelungen war, illegal Kapital aus Israel zu transferieren, oder die so klug gewesen waren, einen Teil ihres Kapitals in Europa zurückzulassen. Sie fanden bald einen Weg, um die Aufenthaltsgenehmigung auch ohne diesen Vermerk zu erhalten. Zudem sprach es sich herum, daß man bei der Kanadischen Ausreisemission in Karlsruhe für hundert Dollar ein kanadisches Visum erhalten konnte. Nach Brasilien sollte man angeblich ohne weiteres ein Einreisevisum bekommen, wenn man anhand eines Taufscheines nachwies, daß man entweder zur römisch-katholischen oder zur griechisch-katholischen Kirche gehörte. Solche Taufscheine konnte man schwarz für zwanzig Dollar erwerben. Es scheint, daß die Weltorganisation HIAS mit der Brasilianischen Gesandtschaft nicht den richtigen Kontakt hatte, denn offiziell wurden von einem Mittelsmann brasilianische Einreisevisen auf Israelpässen für fünfzig bis hundertfünfzig Dollar erteilt . . .

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die Unzufriedenheit unter den jüdischen Rückwanderern ständig wuchs. Sie erreichte ihren Gipfelpunkt, als im Februar 1954 die Insassen des Lagers Föhrenwald die Vertreter des Joint kurzerhand aus dem Lager hinauswarfen. Etwa fünfhundert Juden kamen nach Mün-

chen, demonstrierten hier gegen den Joint, forderten die Auflösung des Lagers Föhrenwald und verlangten menschenwürdige Wohnstätten, zu denen sie dieses Lager keineswegs rechneten. Die Demonstranten gaben dem Joint die Schuld, daß das Lager überhaupt noch bestand. Erstaunlicherweise wandten sich die Beamten des Joint, anstatt mit den Demonstranten zu verhandeln, an die Münchener Polizei, obgleich sie doch sonst jeden Deutschen so gerne als „Nazi" bezeichneten.

Die Münchener Polizeibeamten wurden zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung eingesetzt, was natürlich die Demonstranten überaus erregte. Es kam zu Handgreiflichkeiten und Auseinandersetzungen, die weltweites Echo fanden. In Wirklichkeit war es aber gar keine Differenz zwischen Juden und Deutschen gewesen, sondern zwischen Juden und jüdischen Organisationen. Das wurde in der Berichterstattung diskret verschwiegen. Man ging in jener Zeit sogar so weit, das Gebäude der jüdischen Kultusgemeinde, welches sich damals in der Nähe des Stachus befand, von der Münchener Polizei bewachen zu lassen. Keinesfalls aus Angst vor Neonazis, sondern vor empörten Juden.

Wie unrichtig selbst in der jüdischen Öffentlichkeit die Dinge dargestellt wurden, zeigte die „Neue jiddische Zeitung", die in München am 19. Februar 1954 schrieb: „Die Demonstranten wählten, als sie gegen den Joint aufstanden, den falschen Weg. Richtig wäre es gewesen, gegen die Bonner Regierung zu demonstrieren." Nun, zumindest in diesem Falle hatte die Bonner Regierung gar nichts damit zu tun und trug auch keinerlei Schuld!

Ungefähr zur gleichen Zeit fand in Nürnberg ein interessanter Prozeß zwischen zwei jüdischen Organisationen statt, groteskerweise im gleichen Saal, in dem einige Jahre zuvor das Internationale Militärtribunal seinen Kriegsverbrecherprozeß abgehalten hatte. Die Augsburger jüdische Kultusgemeinde verklagte die amerikanisch-jüdische Organisation IRSO (Jewish Restitution Successor Organization). Die IRSO hatte das erbenlose jüdische Vermögen in der US-Zone erfaßt und verfügte darüber. Dadurch fühlte sich die

jüdische Kultusgemeinde in Augsburg übergangen und benachteiligt. Hätten die jüdischen Kultusgemeinden etwas erreicht, wäre das den deutschen Steuerzahlern viel billiger gekommen. Der Fall lag auch hier ähnlich wie bei der Wiedergutmachung für den Staat Israel. Normalerweise hätte jede jüdische Kultusgemeinde berechtigt sein müssen, die Erbschaft der in ihrem Zuständigkeitsbereich anfallenden erbenlosen Vermögen anzutreten.

Inzwischen war es mir nach eineinhalb Jahren gelungen, mittels einer Besuchseinladung meine Frau nach München zu bekommen. Mein Sohn erhielt, da er gerade wehrdienstpflichtig war, die Besuchserlaubnis nicht. Er reiste aus Israel aus und gelangte über Frankreich illegal nach Deutschland.

In der Bundesrepublik veränderte sich die Lage sprunghaft. Das Wirtschaftswunder hatte die Deutschen erfaßt und in seinen Bann gezogen; an mir war es vorübergegangen, ohne bei mir einzukehren. So entschloß ich mich, wieder mein erlerntes Gewerbe aufzunehmen. Mein erster Lehrmeister in Czernowitz war ein Deutscher gewesen, ich hatte auch dort die Fachschule besucht, doch ich war nun so viele Jahre nicht mehr als Buchbinder tätig gewesen, daß ich befürchtete, meine in Rumänien erworbene Ausbildung könnte für Deutschland vielleicht nicht ausreichend sein. Eine mir bekannte jüdische Persönlichkeit, der ich meine Absicht vortrug, lachte mich aus.

So wandte ich mich an die katholische Arbeitsvermittlung für staatenlose Ausländer in der Heßstraße, und ich wurde von der amtierenden Klosterfrau sofort betreut wie jeder andere, obgleich ich ihr wahrheitsgemäß erklärte, daß ich ein Jude sei. „Sie sind hierher gekommen und werden auch hier betreut“, sagte sie kurz.

Ich war betroffen. Wenn sich ein Christ bei einer jüdischen Kultusgemeinde in Rumänien oder Bulgarien einfinden und um Hilfe bitten würde, er würde kaum diese Betreuung erfahren, die mir zuteil wurde.

Schließlich bekam ich dann eine Anstellung in einer der größten Buchbindereien Bayerns. Ich fing als einfacher Arbeiter an und arbeitete mich später empor. Ganz leicht war es nicht für mich,

denn obwohl mir niemand etwas in den Weg legte, war mein Anblick an den Maschinen selbst für meine Betriebskollegen anscheinend ungewohnt. Bald erkannte ich, daß man verschiedene veraltete Methoden rationalisieren könnte, und ich überreichte durch den Betriebsrat im August 1955 Rationalisierungsvorschläge. Einzelne dieser Vorschläge von mir wurden akzeptiert und durchgeführt, und wenn ich auch keine Belohnung erhielt, freute ich mich doch, beigetragen zu haben, die Arbeitsmethoden des Betriebes zu modernisieren.

Anfang April 1959 wurde ich aufgefordert, mich einmal eingehend mit den Produktionsvorgängen zu befassen und für den Betrieb neue Rationalisierungsvorschläge auszuarbeiten. Das tat ich auch, doch es war nicht zu meinem Vorteil. Der Betriebsleiter empfand meine Vorschläge als Kritik und verhielt sich mir gegenüber entsprechend. Nachdem ich fast fünfeinhalb Jahre nur Spätschicht gearbeitet hatte, verließ ich Ende 1959 die Firma, um in einem neuen Betrieb zu beginnen.

Leider konnte ich bisher meine Verbesserungsideen, zum Beispiel bei der Falzmaschine, nicht verwirklichen, obschon sie den Maschinenfabrikanten nur ganz unwesentliche Kosten verursachen würden, den Buchbindereien hingegen täglich etliche Stunden Leerlauf ersparen könnten. Auch bei anderen Maschinen ließen sich zusätzliche Vorrichtungen anbringen, mittels deren mehrere Arbeitsgänge zu einem einzigen Arbeitsgang zusammengefaßt werden könnten. Ich beschäftigte mich eingehend mit diesen Ideen und konstruierte theoretisch eine Maschine, die dem Buchbindereigewerbe bis heute sehr fehlt. Diese zeit- und kraftsparende Erfindung wäre sofort realisierbar.

So war ich in völlig andere, rein handwerkliche Probleme und Ideen versunken, als die Entführung Eichmanns aus Argentinien und der darauffolgende Eichmann-Prozeß in Jerusalem mit einem Schlag mir die ganze Vergangenheit wiederum qualvoll ins Bewußtsein zurückriefen. Sicherlich ist es Hunderttausenden Juden und Nichtjuden genauso ergangen wie mir.

Fast ungläubig hörte ich die ersten Nachrichten im Radio und las die ersten Zeitungsberichte. Viele Fragen, die jahrelang in mir geschlummert hatten, standen wieder auf, und ich nahm noch einmal all jene Aufzeichnungen und Notizen hervor, welche ich in Transnistrien begonnen hatte und die mich durch Not und Enttäuschungen begleitet hatten.

Warum hatte man ausgerechnet nach so langer Zeit diesen Adolf Eichmann aus Argentinien mit Hilfe eines abenteuerlichen Gangsterstreiches entführt, um ihn in Jerusalem vor ein mit allen Theaterfinessen ausgestattetes Gericht zu stellen? Man hatte doch andererseits erklärt, daß der Aufenthalt Eichmanns dem Israelischen Geheimdienst seit Jahren bekannt war. Warum also gerade jetzt, wo die Wunden, welche die Völker einander geschlagen hatten, schon am Vernarben waren?

Als Weihnachten 1959 die Kölner Hakenkreuzschmiererei ein weltweites Echo auslöste, flog Abba Eban, Israels Minister ohne Portefeuille, der erklärte Liebling Ben Gurions, mit einer Delegation zu einer Beratung nach Buenos Aires. Mit Abba Ebans Maschine wurde Eichmann nach Israel entführt.

Die Entführung Eichmanns war nicht nur eine juristische Unmöglichkeit, sondern auch ein schwerer politischer Fehler. Die Methoden, die darauf beruhen, daß der Zweck die Mittel heilige, sind keine guten Methoden. Es geht auch keinesfalls um die Person Eichmanns und jene Schuld, die er zweifellos auf sich geladen hat. Es geht um seine Entführung und um die Frage, ob ein Staat, der sich solcher Mittel bedient, noch demokratisch zu nennen ist. Die offi-

zielle Anerkennung von seiten der israelischen Diplomatie, daß Juden in Argentinien den aus Israel kommenden Agenten halfen, Eichmann zu entführen, und dadurch einwandfrei gegen die Interessen Argentiniens, ihres Vaterlandes, verstießen, gibt Rätsel auf. Zu welchem Zweck bediente man sich solcher Methoden? Warum die Eile dieser Entführung, nachdem seit Jahren bekannt war, daß sich Eichmann in Argentinien aufhielt?

Die israelische Regierung teilte in diesem Zusammenhang auch mit, daß eine Abwehrorganisation existiere, die „gegen jede gegen das jüdische Volk gerichtete Aktivität gerichtet" ist.

Welch eine gefahrvolle Erklärung!

Allzu leicht kann sie weltweite Wirkungen auslösen und verkittete Risse zwischen dem Staate Israel und dem Weltjudentum sichtbar werden lassen. Wer gehört eigentlich zum jüdischen Volk? Bis heute ist selbst in Israel die Antwort noch nicht gegeben worden. Eine Einigung über die Definition des Begriffes „jüdisches Volk" kam nie zustande. Es existieren neunundneunzig Meinungen darüber. Darum war es bisher auch noch nicht möglich, ein israelisches Grundgesetz zu schaffen.

Und was heißt Aktivität gegen das jüdische Volk? Wer begutachtet eine solche? Wer stellt sie fest? Hier sind in erschütternder Weise Willkür und Übergriffen Tür und Tor geöffnet. Ist denn mit der Aktivität gegen das jüdische Volk nur eine von deutscher Seite oder von anderen Völkern überhaupt oder auch von jüdischer Seite gemeint? Es ist ja allbekannt, daß in jenen Jahren, in denen sich die große jüdische Tragödie unserer Zeit abspielte, nicht nur Deutsche, Polen, Ukrainer und andere, sondern auch Juden gegen Juden am Werke waren.

Jene argentinischen Juden, die bei der Entführung mitgeholfen haben und von der offiziellen Israelregierung als „Freiwillige" betitelt wurden, handelten in schwerem Widerspruch zu dem Grundsatz der Balfour-Deklaration von 1917, der verlangt, „... daß nichts getan werden soll, was die bürgerlichen und religiösen Rechte bestehender nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina oder

die Rechte und die politische Stellung der Juden in irgendeinem anderen Lande beeinträchtigen könnte".

Waren sich eigentlich diese „Freiwilligen", die doch argentinische Staatsbürger sind, der Untreue gegen ihr eigenes Vaterland bewußt? Begriffen sie die Gefahr, durch ihr Tun den Beweis für die Richtigkeit der alten Behauptung: „Der Jude ist ein schlechter Patriot" zu erbringen? Die „Freiwilligen" erwiesen durch ihre Tat dem Weltjudentum einen Bärendienst. Sie zeigten, daß sie schlechte Argentinier und keine guten Zionisten sind, denn sonst wären sie ja in Israel.

Sie hätten über andere Möglichkeiten, geradezu unbegrenzte Möglichkeiten verfügt und hätten nicht diesen Weltskandal heraufzubeschwören brauchen. Bezeichnenderweise war es der Außenminister der Sowjetunion, Gromyko, der als einziger Staatsmann der Welt der Aktion Eichmann seinen Segen erteilte. Da das sowjetische Handeln immer zukunftgerichtet ist, läßt dies tief blicken. Gewiß wird die Sowjetunion diesen so entstandenen Präzedenzfall später einmal für ihre eigenen Interessen nutzen.

Die Diskrepanz zwischen den Interessen Israels und denen des Weltjudentums hat hier einen Grad erreicht, der ein Auseinanderfallen beider einleitet. Dies beweist auch ein Leitartikel der in New York erscheinenden Zeitschrift „Life" von Ende Februar 1961, in dem es unter anderem heißt, daß die amerikanischen Zionisten seit der Staatsgründung Israels die amerikanische Außenpolitik schlecht beraten und beeinflußt hätten. Die Sympathie eines amerikanischen Juden für Israel ist noch zu verstehen; wenn die Zionisten es aber vorziehen, in den USA zu bleiben, dürfen sie für Israel nicht politisch tätig sein! Eine doppelte Loyalität ist auf die Dauer sogar für einen Bürger in den freien USA nicht möglich.

Ende Mai 1960 schrieb die judenfreundliche „Washington-Post": „Natürlich besteht in der ganzen Welt großes Verständnis für den Wunsch der Israelregierung, Eichmann anzuklagen und zu bestrafen. Die ganze Wahrheit ist nichtsdestoweniger, daß mit dem geplanten Verfahren weder der Herrschaft des Rechts noch der Unverletzlich-

keit der Person gedient wird. Alles, was mit dem Verfahren gegen Eichmann in Verbindung steht, ist mit dem Mangel an entsprechenden Gesetzen belastet. Wenn er, wie berichtet, aus einem anderen Lande entführt wurde, dann wurde das Völkerrecht verletzt, die Verbrechen, die ihm zur Last gelegt werden, wurden in Deutschland und Österreich begangen. Israel hat keine gerichtlichen Befugnisse, den Fall zu verhandeln. Alles, was die israelische Regierung in diesem Falle tun kann, ist Rache üben. Sie kann jedoch der Gerechtigkeit nicht Genüge tun. Obgleich es eine große Anzahl von Juden in Israel gibt, hat die israelische Regierung nicht die Autorität, für Juden außerhalb zu sprechen oder im Namen einer imaginären völkischen Gesamtheit der Juden zu handeln. Wenn die israelische Regierung dies versuchen sollte, dann könnte sie den Juden anderer Nationalitäten einen sehr schlechten Dienst erweisen. Laßt die Deutschen, die diese Kreatur erzeugten, die Schande auf sich nehmen, sich mit ihr zu befassen!"

Damit ist eigentlich alles gesagt, was logisch zu dem Fall Eichmann zu sagen ist, ohne Rücksicht darauf, wie viele Gräßlichkeiten dieser Prozeß aufs neue aufwühlt, für die in Nürnberg schon eine Reihe Verantwortlicher hingerichtet wurde.

Doch nicht nur ernst zu nehmende nichtjüdische Stimmen haben sich vergeblich gegen diesen Eichmann-Prozeß in Israel gewehrt, auch maßgebliche Vertreter des Weltjudentums, wie zum Beispiel der Präsident des Zionistischen Weltkongresses, Dr. Nachum Goldmann, der vorschlug, Eichmann nicht von Israel verhandeln zu lassen, sondern ihn vor ein internationales Gericht in Jerusalem zu stellen. Ben Gurion kanzelte Goldmann deswegen scharf ab und beschuldigte ihn öffentlich, mit seiner Meinung über den Prozeß Eichmann die Interessen des Staates Israel geschädigt und das Ansehen des Israelvolkes herabgesetzt zu haben.

Der jüdische Abgeordnete des britischen Unterhauses Dr. David Weitzmann sagte ganz offen, er hätte es lieber gesehen, wenn Eichmann durch eine internationale Organisation gerichtet worden wäre, nicht durch Israel.

Der Londoner Zionist Mr. Barry Payton sagte, er glaube nicht, daß Eichmann eine reale Gerichtsverhandlung zu erwarten habe, da das Urteil eine schlüssige Folgerung wäre. Payton folgerte: „Ich habe das Gefühl, daß die Rückwirkungen des Falles den falschen Weg gehen und uns den Antisemitismus zurückbringen werden."

In verschiedenen Zuschriften an jüdische Zeitungen gaben in den USA und in England Leser ihrer Besorgnis über die Folgen des Prozesses Ausdruck und verhehlten das große Unbehagen nicht, das maßgebliche jüdische Kreise wegen der Affäre Eichmann ergriffen hatte.

In diesen Chor ehrlicher Besorgnis stimmte allerdings die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland" nicht ein, als sie am 7. April 1961 schrieb: „Das deutsche Volk wird durch den Prozeß gegen Eichmann zu der Erkenntnis kommen müssen, daß die weisen Worte, die Theodor Heuß im November 1949 fand, als er von der Kollektivscham sprach, für jetzt und alle Zukunft Geltung haben müssen."

Ich fürchte, dies ist keine Basis für die Zukunft!

Sogar der ehemalige US-Hauptankläger im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozeß, General Telford Taylor, äußerte sich sehr besorgt über die Angelegenheit Eichmann. Nicht zu Unrecht wird angenommen, daß dieser Präzedenzfall schwerwiegende Konsequenzen in der juristischen Auffassung zeitigen kann.

Was würde man wohl sagen, wenn ein weißer Bürger der USA sich ein Vergehen gegen einen schwarzen Bürger der USA zuschulden kommen ließe, das als Vergehen gegen die schwarze Rasse schlechthin gewertet werden müßte, und ein unabhängig gewordenes schwarzes Land in Afrika würde diesen weißen Amerikaner aus den USA entführen, um ihn in Afrika abzuurteilen? Dasselbe könnte mit einem Franzosen oder Engländer oder Russen geschehen! Nach der problematischen Logik Ben Gurions wären die Farbigen sicherlich zu solcher Handlungsweise berechtigt.

Der israelische Anwalt Dr. Tamir, seinerzeit bekannt geworden durch den Prozeß Dr. Kastner, äußerte sich Ende Januar 1961 in

Tel Aviv sehr kritisch zum Eichmann-Prozeß. Im Falle Dr. Kastner ging es ja, wie man weiß, um die Affäre Eichmann — Joel Brand. Dr. Tamir erklärte, daß der Jerusalemer Kreisrichter Benjamin Levi, der den Prozeß Dr. Kastner geleitet hatte und tiefen Einblick in das Problem Eichmann besitzt, vom Justizministerium übergangen und ausgeschaltet wurde. Für den Eichmannprozeß wurde ein eigenes Richterkollegium geschaffen. Dies ließe den Verdacht aufkommen, daß, wäre der Prozeß ohne Begrenzung geführt worden, dies für manche israelische Staatsfunktionäre recht unangenehm hätte werden können. Möglicherweise sei mancher in die Affäre Eichmann in einer Weise und in einem Maß verwickelt, daß die Angelegenheit Lavon dagegen verblasse. Deshalb sei Benjamin Levi nicht als Gerichtsvorsitzender bestimmt worden, betonte Dr. Tamir. Offenbar hätten Ben Gurion und Justizminister Pinchas Rosen Angst davor gehabt. Es sollten überhaupt in dem Prozeß keine Personen in Erscheinung treten, die als Juden passiv oder aktiv mit Eichmann zusammengearbeitet hatten.

Sicherlich müßten viele Fragen an Eichmann gestellt werden, doch ich fürchte, diese Fragen werden dem makabren letzten lebenden Hauptzeugen der Tragödie des Judentums gar nicht gestellt werden. Vor ihrer Beantwortung scheint man auch Angst zu haben.

Aufgerissene Wunden

Als Ben Gurion in der Knesseth die Verhaftung Eichmanns bekanntgab, fiel der Alterspräsident der Knesseth, der Abgeordnete Rabbi Nurok, in Ohnmacht. Dieser Vorfall wurde von der jüdischen Presse in der ganzen Welt verbreitet. Rabbi Nurok lebte während der ganzen Kriegsjahre mit seiner Familie in Rußland. Seine Familie kam um, weil sich der Vorsteher der schwedischen Kultusgemeinde weigerte, die Verantwortung für den Transfer der Juden aus Litauen nach Schweden zu übernehmen.

Rabbi Nurok selbst wurde 1941 von der NKWD für ein zu grün-

dendes jüdisches antifaschistisches Komitee, das fürs Ausland geplant war, als Vorstandsmitglied vorgeschlagen. Als die Vertreter des „Bund“, Ehrlich und Alter, dagegen Stellung nahmen, wurde ihnen von der NKWD kurz erklärt, Rabbi Nurok habe in den Vorstand aufgenommen zu werden. Ehrlich wurde bekanntlich, obwohl er Mitglied des Präsidiums der sozialdemokratischen Internationale in Zürich war, später von der NKWD erschossen.

Rabbi Nurok aber beteiligte sich 1959 am jüdischen Weltkongreß in Stockholm. Dort lernte er Dr. Kersten kennen, und als er von diesem erfuhr, daß zionistische Persönlichkeiten die Rettungsaktionen für die Juden verhindert hätten, meinte er, es wäre nicht ratsam, dies der Öffentlichkeit mitzuteilen. Denn wenn die Wahrheit dem Volke schade, dann dürfe sie verschwiegen werden! Wahrscheinlich sind bei der Nachricht, daß Eichmann sich in Israel befände, so manche der Ohnmacht nahe gewesen!

Die Eichmann-Methode Israels ist ja nicht neu. Schon 1957 wurde der ägyptische Journalist Achmed Eusman vom israelischen Geheimdienst von Paris nach Israel entführt und in die Gefängnisfestung Schata bei Haifa eingeliefert. Am 31. Juli 1958 organisierte er mit Hilfe anderer arabischer Gefangener einen Ausbruchsversuch, wobei zwei israelische Polizisten und elf arabische Gefangene ums Leben kamen. 66 Arabern aber gelang die Flucht, darunter acht, die lebenslänglich Haft hatten. Eusman jedoch fiel den Israeli in die Hände, und im Juni 1960 stand er vor den Richtern in Haifa, die ihn zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilten, obwohl der Verteidiger anführte, daß der Angeklagte noch immer nicht wisse, warum man ihn entführt habe, wessen man ihn beschuldige, und daß es kein Gesetz gäbe, welches einem Gefangenen verbiete, einen Ausbruch zu versuchen.

Im Juli 1960 erschien eine mysteriöse Geschichte in der amerikanischen Zeitschrift „Look“, New York. Zwei frühere israelische Armeeoffiziere berichteten über einen Irrtum, der ihnen kurz nach dem Kriege in Österreich passiert wäre. Sie hätten beobachtet, daß Frau Eichmann einen Mann in einer einsamen Berghütte

„irgendwo in Österreich" besucht habe, und lauerten diesem Mann auf, den sie für Eichmann hielten. Sie überfielen ihn, zerrten ihn in ihren Wagen und verschleppten ihn an einen einsamen Ort, wo sie ihn trotz seiner Beteuerungen, er wäre gar nicht Adolf Eichmann, erschossen.

Es handelte sich hierbei — falls dieser Bericht wahr ist — einwandfrei um ein Verbrechen. Dies noch dazu in alle Welt hinauszuposaunen, ist, von der moralischen Seite abgesehen, wohl der Gipfel menschlicher Dummheit.

Später hätten sie dann bemerkt, daß der Ermordete tatsächlich die Wahrheit gesagt habe, denn sie hätten den Fluchtweg Eichmanns genau verfolgt, der mit einem Sonderpaß des Vatikans auf den Namen Ricardo Clement nach Syrien gegangen wäre, wo er in dem Importgeschäft seines früheren Mitarbeiters Alois Brunner gearbeitet habe. Am 14. Juni 1950 habe ihm das argentinische Konsulat in Genua das Einreisevisum erteilt, und Eichmann sei noch im gleichen Monat auf der „Giovanna C" nach Argentinien gereist.

Die weltweite Diskussion, die durch die weltweite Propaganda dieses grausigen Prozesses entstand, bewog mich, an die Veröffentlichung dieses Buches zu gehen und einen Plan zu verwirklichen, den ich eigentlich schon jahrelang aufgegeben hatte. Ich war längst müde geworden, den Versuch zu unternehmen, für die Wahrheit einzutreten, da diese in unserer Zeit, der Zeit der Extreme, sichtlich gar nicht gefragt ist. Ich habe drüben im Osten, unten in Israel und leider auch hier in Deutschland erfahren müssen, daß die Menschen alle eine vorgefaßte Meinung von den Dingen haben und in der Regel gewissenhaft nachplappern, was ihnen „der große Bruder" vorschreibt. Sind auch die Melodien im Osten und im Westen verschieden, grundsätzlich ist das System das gleiche. Es handelt sich um Zwillinge, allerdings nicht um eineiige.

Der ganze Eichmannprozeß kann ja letzten Endes nur einen Sinn haben: die Flammenzeichen des Hasses und der Rache lichterloh auflodern zu lassen und dafür Sorge zu tragen, daß der Haß, der nun einmal vorhanden ist, ja nicht stirbt. Dies jedoch kann nicht im

Interesse der Völker liegen und nicht im Interesse der Zukunft, auch nicht der Zukunft der Juden und nicht der Zukunft Israels. „Sünden der Väter büßen die Kinder“, heißt es.

Die jüdische Tragödie ist längst in allen Einzelheiten bekannt. Die Schuld des Naziregimes daran steht fest. Niemand auf der Welt, auch nicht in Deutschland, leugnet, welch furchtbares Schicksal wir Juden erleiden mußten. Wer verantwortungsbewußt in die Zukunft blicken will, der muß bestrebt sein, über die verständlichen Gefühle der Rache Brücken zu schlagen. Das Leben geht weiter. Es starb nicht mit den gemarterten Juden, und es endete nicht mit ihren Henkern.

Ein Leben kann man aber nicht auf Haß und Rache aufbauen, das wissen die Mächtigen der Mapai, die den Eichmannprozeß aufzogen, ebensogut. Es müssen also andere Motive im Hintergrund vorhanden sein, viel realere, als sie in der Öffentlichkeit proklamiert wurden, Motive, die mit den begreiflichen Gefühlsausbrüchen, den verständlichen Sentiments und Ressentiments jener, die noch einmal davonkamen, und jener, die liebe Angehörige und Freunde in dem antisemitischen Inferno verloren, nichts oder doch nur wenig zu tun haben.

Man hat wiederholt kritisch bemerkt, daß Israel den ganzen Prozeß aufzog, um dadurch eine neue Wirtschaftshilfe von der Bundesrepublik zu erhalten. Dies glaube ich nicht, denn bekanntlich hat Herr Bundeskanzler Adenauer Ben Gurion ohnedies eine weitestgehende Wirtschaftshilfe zugesagt, wenn die Wiedergutmachungszahlungen enden werden. Viel eher scheint es mir, daß neben den propagandistischen Chancen dieses Prozesses, der natürlich stärkstens auf das Weltjudentum wirkt, die großen innenpolitischen Spannungen Israels, die besonders in der sogenannten Lavonaffäre sichtbar wurden, entscheidend waren.

So vieles ist inzwischen bekannt geworden in den Jahren, die zwischen jener schweren Zeit und heute liegen, vieles wird allerdings noch bekannt werden. In vielen meiner ehemaligen Annahmen und Feststellungen bin ich seitdem dokumentarisch bestätigt worden.

Das Blatt der aus Deutschland nach Amerika ausgewanderten Juden „Aufbau — Reconstruction“, das in New York erscheint, brachte am 17. März 1961 einen sensationellen Artikel aus der Feder des Ostberliner Kirchenpropstes Grüber, der sich in schwerster Zeit um die Rettung der Juden aus Deutschland verdient gemacht hat. Propst Grüber schrieb: „Daß es einen ‚Fall Eichmann‘ gibt, daran sind wir Deutschen schuld, aber nicht nur wir Deutschen. Es muß wieder einmal klar gesagt werden — vor allen Dingen denen, die im Prozeß Material für den Deutschenhaß oder für den Kalten Krieg suchen —, daß alle Völker mitschuldig wurden, weil kein Volk etwas Nennenswertes für die Hilfeleistung getan hat. Wenn nur ein Bruchteil des Verantwortungsbewußtseins vorhanden gewesen wäre, das sich jetzt in aller Welt für Flüchtlinge und Verfolgte kundtut, dann wären vielleicht Millionen gerettet worden, die man Eichmann zur ‚Endlösung‘ überlassen hatte.

Wir haben damals bei fast allen Staaten angeklopft oder durch Freunde anfragen lassen. Nirgendwo hat sich eine Tür aufgetan, die nicht nur eine spärliche Infiltration, sondern eine großzügige Einwanderung gestattet hätte. Man würdigte uns keiner Antwort oder wies auf gesetzliche oder wirtschaftliche Schwierigkeiten hin. In Australien und Neuseeland wollten die Gewerkschaften kein Überangebot an Arbeitskräften. Als nach Kriegsbeginn nur zwei Möglichkeiten offenstanden: Seeweg über Italien und Landweg (transsibirische Eisenbahn) durch die Sowjetunion, da verweigerten beide Länder, die noch mit Deutschland in Handelsbeziehungen standen, die Annahme von Reichsmark, die wir ausreichend zur Verfügung hatten. Sie verlangten von uns US-Dollar, die uns fehlten, so daß Tausende schuldloser Menschen in die Hölle von Auschwitz transportiert wurden, während eine Auswanderung nach Amerika oder Schanghai für sie die Rettung bedeutet hätte.“

Die größte deutsche Illustrierte, „Stern“, Hamburg, veröffentlichte im Frühjahr 1961 eine ergreifende Reportage über das Schicksal von 900 jüdischen Auswanderern des deutschen Passagierschiffes „St. Louis“ aus der Feder des Schriftstellers Hans Herlin unter dem

Titel „Das rote J". In diesem Bericht wird die Fahrt des deutschen jüdischen Auswandererschiffes geschildert, dem es sowohl in den Vereinigten Staaten von Amerika als auch in Cuba verweigert wurde, die jüdischen Auswanderer auszuschiffen. Als nach der ungeheuren Nervenbelastung, der die 900 Juden ausgesetzt waren, schon eine Revolte auf dem Schiff auszubrechen drohte und die Gestapo per Funk die Rückkehr des Schiffes in den Hamburger Hafen anordnete, nahmen in letzter Minute Belgien, England, Holland und Frankreich je eine kleine Anzahl der verzweifelten Auswanderer auf.

Das Blatt veröffentlichte dabei eine Karikatur des „Daily Mirror" vom 6. Juni 1939, auf der die sich abwendende Gestalt der Freiheitsstatue zu sehen ist. Auf ihrem Sockel ist zu lesen: „Schickt mir eure Müden, eure Armen ... schickt alle die Heimatlosen und Umhergetriebenen zu mir." Das ist nämlich die Originalinschrift auf dem Sockel der Freiheitsstatue. Die Karikatur zeigt die Freiheitsstatue, die unter der Fackel ein großes Schild trägt mit der Aufschrift „Keep out!" Bleib draußen! Unten fährt ein Dampfer vorüber, in dessen Rauch man lesen kann: „Jewish Refugee Ship" — jüdisches Flüchtlingsschiff.

Präsident Roosevelt hatte wohl die Eviankonferenz einberufen, die sang- und klanglos und ohne ein reales Ergebnis auseinanderging. Auf dieser Konferenz sollte rechtzeitig die Rettung der deutschen Juden durch die Auswanderung beschlossen werden. Nicht einmal in das eigene Land ließ Herr Präsident Roosevelt uns bedrohte und verzweifelte Juden. Das ist die traurige, aber historische Wahrheit, eine Wahrheit, welche die Welt trotz aller geschichtlichen Unterlagen noch immer nicht zur Kenntnis genommen hat. Allerdings könnten sich die USA, genauso wie 1945 Schweden, damit verteidigen, daß die zionistische Weltführung eine großzügige Auswanderung der gefährdeten europäischen Juden in Länder außerhalb Palästinas nicht befürwortete.

In der Tel-Aviver Zeitung „Jedioth Chadaschoth" deutete Dr. I. Lilienfeld, der Herausgeber, in seinem Leitartikel am 27. Mai 1960

die Konsequenzen an, die eine echte Aufrollung der jüdischen Tragödie mit sich bringen müßte, indem er schrieb:

„Die Aufrollung des düstersten Kapitels der neueren jüdischen Geschichte wird nicht ohne Peinlichkeiten außenpolitischer Natur abgehen, die jedoch nicht unbedingt den Charakter diplomatischer Verwicklungen bekommen müssen. Wenn Eichmann sich darauf berufen sollte, daß die ‚Endlösung' weitgehend dadurch bestimmt war, daß die britische Mandatsmacht in Palästina im zweiten Weltkriege Juden nur in begrenzter Anzahl ins Land ließ, so ist das zwar keine Rechtfertigung seiner Taten, aber die Behandlung des Themas als solches wird schmerzliche Erinnerungen heraufbeschwören und alte politische Gegensätze, die sich im Laufe der Zeit abgeschliffen hatten, erneut ans Tageslicht zerren. Das ist nicht zu umgehen."

Ben Gurion persönlich gab der Zeitung „Jedioth Chadaschoth" im April 1961 ein Interview, in dem er erklärte, daß Nazideutschland die Schuld an Massenermordungen europäischer Juden trüge. Daneben laste indessen auch schwere Mitschuld auf dem Westen, da Frankreich, Großbritannien und die USA es versäumt hätten, Juden vor der Vernichtung zu retten. Vor allem gelte dies für Großbritannien, denn die Regierungen von Chamberlain, Eden und auch von Winston Churchill hätten Juden retten können, die nach Palästina zu entkommen versuchten.

Trotz dieser Erklärung führt in der Technischen Hochschule von Haifa ein Hörsaal den Namen „Winston Churchill".

Palästina war zu jener Zeit unter britischer Mandatsverwaltung, die jedoch die Einwanderung für jüdische Flüchtlinge sperrte. Auch in den für die Juden höchst kritischen Tagen äußerster Not zeigten sich die drei Westmächte nicht geneigt, Juden in größerer Zahl aufzunehmen beziehungsweise ihnen die Einwanderung in britische oder französische Kolonialgebiete zu gestatten.

Somit wurde das Verbrechen und Vergehen nicht nur der Henker, sondern auch der Heuchler schon klar erkannt und öffentlich ausgesprochen! Aus dieser Erkenntnis wurden aber keine Konsequenzen gezogen! Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß die damaligen Politiker nicht nur der westlichen Großstaaten, sondern auch zahlreicher Kleinstaaten, namentlich in Südamerika, die Mitschuld an dem zu tragen haben, was später durch das Nazisystem an den Juden verübt wurde.

Das kann niemals eine Entschuldigung für das sein, was dann kam, als der Krieg, der Schatten der nahenden Katastrophe, Maßlosigkeit und Sadismus so entsetzlich wüteten. Doch befindet sich nahezu die ganze Welt, und zwar nicht nur England, Frankreich und Amerika, in der Rolle jener Menschen, die vom Fenster aus zuschauen, wie auf der Straße ein Mensch ermordet wird, und die trotz seiner verzweifelten Hilferufe sich weigern, die rettende Haustür zu öffnen.

Vor keinem Gericht der Welt würde ein solcher Mann, der Zeugnis für die Missetat des Mörders ablegt, freigesprochen werden, denn er hat gegen die göttlichen, menschlichen und auch weltlichen Gesetze schwer gesündigt. Daß sich ein solcher Mann aber später noch als Richter über den Mörder aufspielen könnte, das ist in der bürgerlichen Gesellschaft, in der das Strafgesetzbuch gilt, unmöglich. Doch das Jahr 1945 zeigte uns, genauso wie das Jahr 1933, daß in der Politik eben alles möglich ist.

Solange dieses Problem nicht vor dem Tribunal der Völker geklärt wird, solange die Rolle der Heuchler nicht in aller Öffentlichkeit festgehalten wird, solange ist das Urteil gegen die Henker nicht von jener Überzeugungskraft, die es eigentlich verdienen würde.

In einem so weltbewegenden Kapitel der Geschichte darf man im übrigen nicht nur das grauenhafte Endergebnis konstatieren und richten, sondern muß auch die psychologischen, politischen und militärischen Seiten in Erwägung ziehen, die zu dem Verbrechen führ-

ten. Das ist bisher in allen Fällen vermieden worden. Aus leicht erklärlichen Gründen: Man fürchtet, im Falle einer objektiven Untersuchung der Katastrophe die Mitverantwortung tragen zu müssen!

In der arabischen Frage schließlich ist unterdessen eine Reihe von Publikationen erfolgt, und besonders die Ägypter haben sehr sorgfältig umfangreiches Anklagematerial gegen die araberfeindliche Israelpolitik zusammengetragen. Der bekannte britische Historiker Professor Dr. Arnold Toynbee schrieb im Februar 1955 in der jüdischen Zeitschrift „Jewish Frontier" unter anderem:

„Israels geistige, aber auch politische Zukunft ist mit der Zukunft der Araber von Palästina eng verknüpft. Ich glaube, Israels oberste Pflicht und Interessen sind es, jenes Unrecht wiedergutzumachen, welches die arabischen Flüchtlinge erlitten haben."

Ende Februar 1961 wurde Toynbee durch die Hillelstiftung nach Montreal eingeladen. In einem Vortrag äußerte er sich sehr kritisch über die Araberpolitik Israels und erklärte, daß die Behandlung der Araber in Palästina durch die Israeli qualitativ, wenn auch nicht quantitativ mit der Behandlung der Juden durch die Nationalsozialisten zu vergleichen sei. Ganz Israel wäre in die Vertreibung und Ermordung von Arabern verwickelt.

Die englische und französische Presse Kanadas brachte diesen Vortrag in großer Aufmachung. Das Aufsehen war so stark, daß Jakob Herzog, Sohn des verstorbenen Oberrabbiners Israels, der als Gesandter Israel in Kanada vertritt, sich gezwungen sah, den britischen Historiker zu einem Streitgespräch aufzufordern.

Dies fand vor einer überaus zahlreichen Zuhörerschaft statt, und Professor Dr. Toynbee sagte aus diesem Anlaß unter anderem, daß gerade die Juden, die Generationen hindurch gelitten haben, den Arabern gegenüber ganz anders hätten handeln müssen. Für ihn bliebe Mord Mord.

Damit hat der bekannte englische Historiker das ausgesprochen, was man bei genauer Kenntnis des Araberproblems in Israel als ehrlicher Mann sagen muß.

Natürlich ist die Wahrheit meist unbequem und unerwünscht. So

wird man auch in manchen Kreisen dieses Buch nicht begrüßen. Doch das Unheil beginnt dort, wo Toleranz aufhört und der Überheblichkeit Platz macht. Diese traurige Wahrheit bekamen wir Juden am eigenen Leibe zu verspüren. Darum bemühe ich mich, die Dinge ohne jede Überheblichkeit zu betrachten. Grausamkeiten werden in der Welt meist zu politischen Zwecken begangen. Kriege und Revolutionen waren nie human. Zur Rechtfertigung dieser Grausamkeiten braucht man stets einen Sündenbock. Solche Sündenböcke waren für die römischen Heiden die ersten Christen und später für die Christen die Juden, für die Türken die Armenier und leider für die Israeli die Araber. Ein unheimlicher, erschreckender Kreis des Hasses, der alles Menschliche zu ersticken droht. Wie im kleinen, so gibt es auch bei den großen Weltproblemen niemals einen Alleinschuldigen, und es wird ihn auch niemals geben.

Meine Aufgabe ist es nicht, den Ursachen des letzten Krieges nachzugehen. Denn ich bin kein Historiker. Ich bin nur ein kleiner Jude, der im Strom der Zeit dahingerissen wurde und der gezwungen war, einen Teil der Tragödie mitzuerleben und mitzuerleiden. Eines ist sicher: Solange es Kriege gibt, wird es Kriegsverbrechen geben. Im letzten Krieg waren in der Masse Juden die Opfer dieser Kriegsverbrechen, und zwar nur deshalb, weil sie Juden waren. Die Zahl der Juden, die dabei umkamen, ist umstritten. Doch letzten Endes spielt es keine Rolle, ob es sechs Millionen waren oder wesentlich weniger. Der Himmel muß über jeden weinen, der sterben muß, weil ihn das Schicksal in eine bestimmte Rassen- oder Religionsgruppe hineingeboren hat. Ich habe meine Erlebnisse und meine Beobachtungen niedergeschrieben, um meinen Teil zur geschichtlichen Aufklärung beizutragen, die heute genauso notwendig ist wie eh und je.

Ich will mit diesem Buch niemanden anklagen und natürlich auch niemanden verteidigen. Ich will nur mithelfen, die Wahrheit zu finden, ohne die es keine Zukunft geben kann, und ohne die wir alle in einem Meer des Hasses und der Rache ertrinken werden.

Jene, bei denen der Haß zum Beruf geworden ist, werden mich verfluchen. Doch die Schrift sagt: „Haß erregt Zwietracht, aber

Liebe deckt Übertretungen zu." (Buch der Sprüche, 10/12) Der größte hebräische Poet des letzten Jahrhunderts, Ch. N. Bialik (geboren 1878 in Rußland, gestorben 1934 in Wien), der in den Revolutionswirren durch die Intervention Maxim Gorkis von Lenin persönlich 1921 die Ausreisegenehmigung aus Rußland bekam und viele Jahre seines Lebens in Palästina verbrachte, wird in Israel als der Prototyp des Zionisten betrachtet. Viele Straßen und selbst Ortschaften führen seinen Namen. Nach dem Kischinewer Pogrom des Jahres 1903 schrieb Bialik in seinem ergreifenden Klagelied „Die Schlachtung": „Wer mir von Rache spricht, soll verflucht sein."

Das ist jüdisches Denken! Meine Familie, die stets streng religiös war, stammt aus Schitomir. Mit vier Jahren wurden mein Vater, Zwi, und mein Onkel, Maier, von meinen verzweifelten Großeltern aus Rußland nach Tluste (Galizien) zu einem Bruder des Großvaters gebracht, der dort als Waldpächter lebte. Denn zaristische Kinderfänger verlockten und verschleppten jüdische Knaben ab fünf Jahren von den Straßen und transportierten sie tief nach Rußland hinein. Dort wurden die Kinder getauft, kamen in russische Militäranstalten, und gewöhnlich hörte man nie mehr von ihnen, da sie fünfundzwanzig Jahre dienen mußten, um ihre Erziehungskosten zurückzuzahlen. Die meisten wußten gar nicht mehr, woher sie stammten, und nur wenige konnten sich erinnern, daß sie Juden waren. Man nannte sie „Kantonisten". Die jüdischen Eltern wagten nicht, ihre Kinder in diesem Alter allein auf die Straße zu lassen, und behüteten sie, so gut es ging. Doch oftmals waren die Häscher schlauer als die verzweifelten Mütter. Der größte Fluch jüdischer Mütter im zaristischen Rußland lautete daher auch: „Varchappt sollst du werden!" (Gefangen sollst du werden!) Die grausame Christianisierung wurde von Zar Nikolaus I. (1825 bis 1855) eingeführt und wurde erst um die Jahrhundertwende eingestellt.

Weder mein Vater noch mein Onkel kehrten nach Schitomir zurück. Sie trafen ihre Eltern nie mehr im Leben. Wie das bei rechtgläubigen Juden häufig vorkommt, so heiratete auch mein Vater eine Kusine, Esther. Meine Eltern zogen zuerst nach Zaleszczyki

und übersiedelten kurz nach dem Kischinewer Pogrom nach Czernowitz. Sie hatten in ihrer Ehe acht Kinder.

Ich war das jüngste. Einige Zeit führten meine Eltern in Czernowitz ein koscheres Restaurant, das sie nach einer schweren Typhusepidemie aufgeben mußten. Mitte der zwanziger Jahre erhielt mein Vater eine Stellung in einer jener Gruppen von zehn talmudgelehrten frommen Juden, deren sich in den meisten größeren Städten je eine befindet. Diese Männer verrichten in einer besonderen Synagoge ständig Lob- und Andachtsgebete; dafür empfangen sie von der Kultusgemeinde einen Monatslohn. Eine solche Stellung kann nur durch den Tod verloren, also auch nur infolge des Todes eines der zehn neu besetzt werden. In späteren Jahren war mein Vater auch als Friedensrichter tätig. Er starb zum Glück 1940, also ehe der Krieg ihn erreichte, in Suceava. Meine arme Mutter aber verhungerte mit zehntausend anderen in Transnistrien, ohne daß ich etwas von ihrem furchtbaren Schicksal wußte. Ich erfuhr es erst nach dem Kriege. Die Überlebenden unserer Familie wurden in alle Winde verstreut. Sie leben in der Sowjetunion, in Rumänien, in den USA, in Israel und in Deutschland.

Ich bin wahrhaftig vom Schicksal nicht verschont worden. Dennoch glaube ich, daß wir das Gestern überwinden müssen, wenn wir das Morgen gewinnen wollen. Es hat keinen Sinn, Wochen der Verbrüderung zu feiern und im gleichen Atemzug immer wieder alte Wunden aufzureißen, um zu verhindern, daß sie sich schließen. So kommt es nie zu einem Frieden, nie zu einer Aussöhnung.

Eine kleine Gruppe fanatischer Antisemiten hat im Kriege maßloses Leid über uns Juden gebracht. Für diese Greueltaten wurde mit einer Kollektivschuld sondergleichen das ganze deutsche Volk belastet und am Ende sogar veranlaßt, kollektive materielle Sühneleistungen abzustatten. Dabei ist es sicher, daß die erdrückende Masse der Deutschen mit diesen Dingen nichts zu tun, ja, sie in ihrer letzten Konsequenz nicht einmal gekannt hat. Wenn man von einer Schuld sprechen kann, so von der, daß man geschwiegen hat.

Doch nicht nur den Juden, auch den Deutschen wurde während

des Krieges in den grauenhaften Bombennächten und nach dem Kriege ebenfalls Furchtbares angetan. Auch dazu schweigt die Welt, und ich will heute mir vor meinem Gewissen nicht denselben Vorwurf machen müssen, den sich vielleicht manche Deutsche 1945 machen mußten: geschwiegen zu haben.

Auch darum habe ich dieses Buch geschrieben. Sollte man mir nach dem Erscheinen dieser schlichten Zeilen etwas Böses zufügen, so werden automatisch alle meine Unterlagen, die ich in der Schweiz in treue Hände gegeben habe, veröffentlicht, Unterlagen, zu deren Publikation ich mich bisher nicht entschließen konnte, Unterlagen von weitesttragender Bedeutung.

Trotz all meiner nicht gerade guten Erfahrungen habe ich mir den Glauben an die Menschheit bewahrt. Ich bin überzeugt, daß eines Tages der Teufelskreis des Hasses, der uns umspannt, zertrümmert wird. Nur dann wird es eine Zukunft für uns alle geben, für die Juden, für die Araber und nicht zuletzt für die Deutschen. Die Schrift sagt: „Sprich nicht: Wie er mir getan hat, so will ich ihm tun." (24/29)

Besonders für das Verhältnis zwischen Juden und Deutschen ist eine solche Haltung, frei von Berechnung und frei von Heuchelei, dringend notwendig. Denn im Buch der Sprüche steht geschrieben: „Besser einen nahen Nachbar als einen fernen Bruder." (27/10)

So wollen wir die jüdische und die deutsche Jugend nicht in einem Geist der Ressentiments erziehen, der unbedingt zu Gegnerschaft und Haß führen muß, sondern in einem Geist der gegenseitigen Achtung und des gegenseitigen Verstehens. Die meisten Menschen bemühen sich ja, gut zu sein. Ich glaube, daß in der Welt mehr des Irrtums denn der Schuld ist. Dennoch: frei von Schuld ist keiner!

Darum möchte ich meine Aufzeichnungen mit dem Satz schließen: „Wer von uns ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein!"



I. G. BURG

SCHULD UND SCHICKSAL

